MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80123-6

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

VEITH, GEORG

TITLE:

...CASAR...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1922

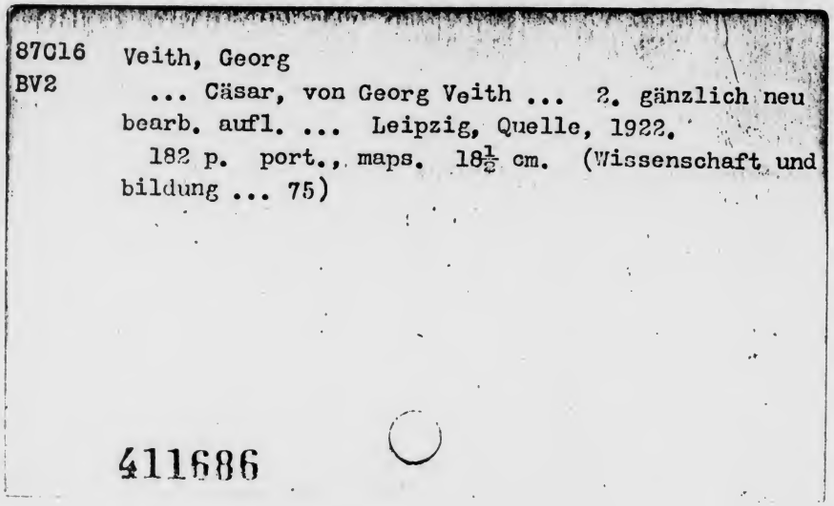
Master Negative #

91-80123-6.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



87C16
BV2

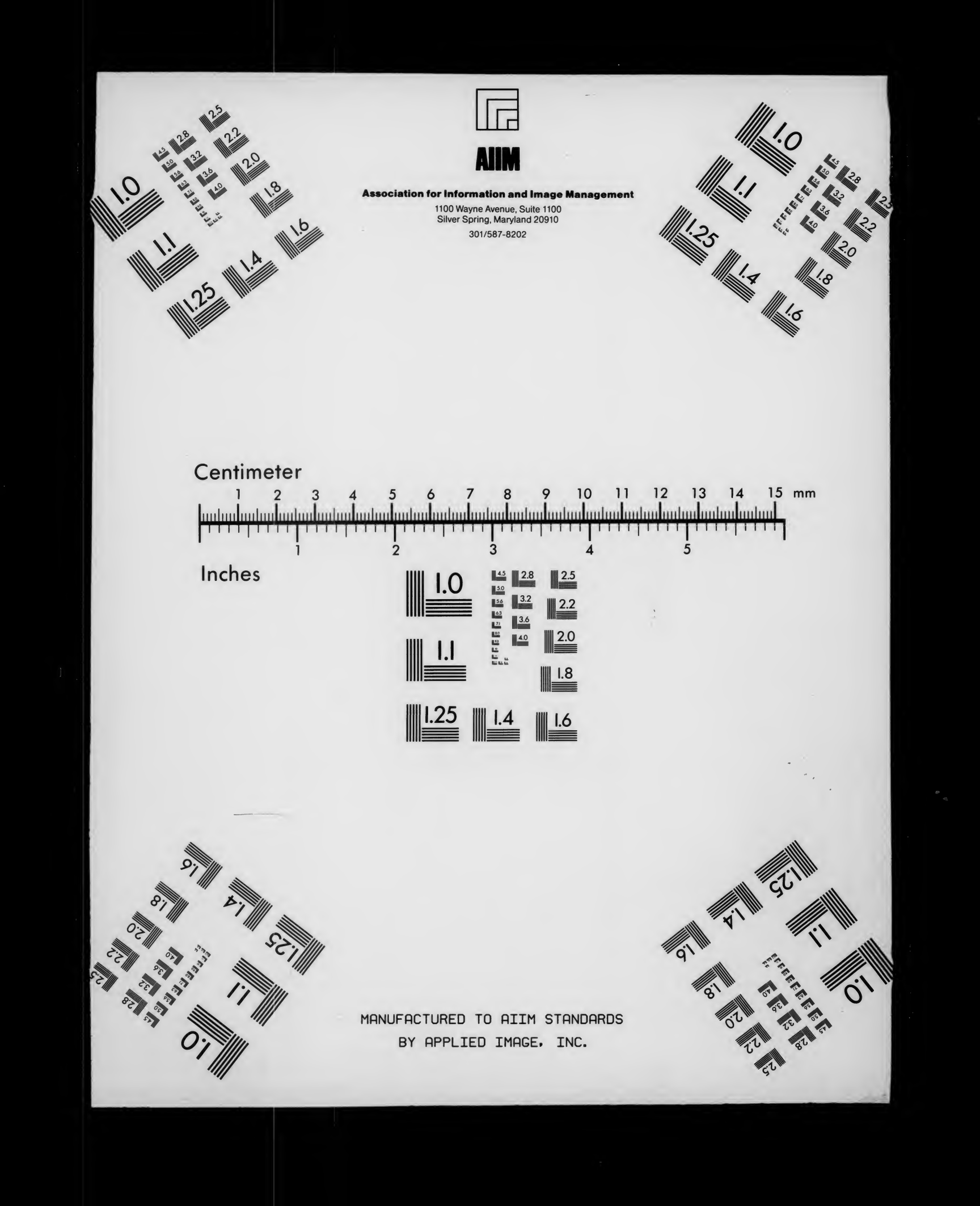
Veith, Georg
... Cäsar, von Georg Veith ... 2. gänzlich neu bearb. aufl. ... Leipzig, Quelle, 1922.
182 p. port., maps. 18½ cm. (Wissenschaft und bildung ... 75)

411686

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7-12-91 INITIALS M.B.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Caesar

von

Georg Veith

Zweite Auflage

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

27016 BVZ

Quelle & Meyer Verlag in Leipzig

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Die Sammlung will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.

Jeder Band umfaßt 124—196 Seiten zum Teil mit zahlr. Abbildungen. Geb. je nach Umfang M. 3.— bis M. 5.— u. Teuerungszuschl. des Verlags.

Religion

Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte Von Professor Dr. N. Söderblom

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof. Dr. M. Löhr 2. Aufl.

Sabbat und Sonntag Von Professor Dr. H. Meinhold

Einführung in das Alte Testament Von Professor Dr. M. Löhr

Die Poesie des Alten Testaments Von Professor Dr. E. König

Geschichte des Judentums Von Professor Dr. H. Meinhold

David und sein Zeitalter Von Professor Dr. B. Baentsch

Die israelitischen Propheten Von Professor Dr. W. Caspari

Das Christentum Fünf Vorträge von Geheimrat Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch

Christus Von Professor Dr. O. Holtzmann 2. Aufl.

Paulus Von Prof. Dr. R. Knopf

Das apostolische Glaubensbekenntnis Von Prof. Dr. K. Thieme

Die evangelische Kirche und ihre Reformen Von Professor Dr. F. Niebergall

Das Christentum im Weltanschauungskampfe der Gegenwart Von Prof. Dr. A. Hunzinger 3. Aufl.

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Philosophie / Pädagogik

Einleitung in die Philosophie Von Professor Dr. P. Menzer 2. Aufl.

Geschichte der Philosophie Von Professor Dr. A. Messer 3 Bde. 4. Aufl.

Philosophie der Gegenwart Von Professor Dr. A. Messer 3. Aufl.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich Von Prof. Dr. C. Wenzig 2. Aufl.

Hauptfragen der Lebensgestaltung Von Professor Dr. A. Hunzinger 2. Aufl.

Rousseau Von Geheimrat Professor L. Geiger

Immanuel Kant Von Professor Dr. E. v. Aster 2. Aufl.

Einführung in die Psychologie Von Professor Dr. H. Dyroff 4. Aufl.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Professor Dr. E. Mangold 2. Aufl.

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes Von Prof. Dr. A. Bühler

Charakterbildung Von Professor Dr. Th. Elsenhans. 3. Aufl.

Einführung in die Pädagogik auf psychologischer Grundlage Von Professor Dr. W. Peters

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik Von Professor Dr. W. Rein

Sprache / Literatur

Unser Deutsch Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Kluge 4. Aufl.

Lautbildung Von Professor Dr. L. Sütterlin 2. Aufl.

Deutsche Dichtung in ihren geschichtlichen Grundzügen Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 2. Aufl.

Das Märchen Von Prof. Dr. Fr. von der Leyen 2. Aufl.

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Prof. Dr. G. Holz 3. Aufl.

Lessing Von Geh.-R. Prof. Dr. R. M. Werner † 2. Aufl. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Witkowski

Das klassische Weimar Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 4. Aufl.

Einführung in Goethes Faust Von Prof. Dr. Fr. Lienhard 5. Aufl.

Schweizer Dichter Von Professor Dr. A. Frey 2. Aufl.

Kunst

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl.

Das System der Ästhetik Von Professor Dr. E. Meumann 3. Aufl.

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören Von Prof. Dr. A. Schering 3. Aufl.

Grundriß der Musikwissenschaft Von Professor Dr. phil. et mus. H. Riemann 3. Aufl.

Das Klavier und Klavierspiel Von Professor Dr. E. Schmitz

Mozart Von Prof. Dr. H. Frhr. v. d. Pfordten 2. Aufl.

Beethoven Von Prof. Dr. H. Frhr. v. d. Pfordten 3. Aufl.

Richard Wagner Von Professor Dr. E. Schmitz 2. Aufl.

Schubert und das deutsche Lied Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten 2. Aufl.

Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten

Robert Schumann Von Prof. Dr. H. v. d. Pfordten

Christliche Kunst Von Superintendent R. Bürkner

Christliche Kunst im Bilde Von Prof. Dr. G. Graf Vitzthum

Städtebaukunst Von Stadtbauinsp. Dipl.-Ing. Ehlgötz

Deutsche Malerei seit 1870 Von Prof. Dr. W. Waetzold 2. Aufl.

Geschichte

Eiszeit u. Urgeschichte des Menschen Von Prof. Dr. J. Pohlig 3. Aufl.
Die Indogermanen Von Prof. Dr. O. Schrader 3. Aufl.
Altorientalische Kultur im Bilde Von Dr. J. Hunger und Prof. Dr. H. Kamer
Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit Von Prof. Dr. H. Winckler 2. Aufl.
Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Frhr. W. v. Bissing 2. Aufl.
Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. Frhr. R. v. Lichtenberg 2. Aufl.
Griechische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. B. Kamer 2. Aufl.
Vom Griechentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Vom Judentum zum Christentum Von Prof. Dr. A. Bauer
Römische Kultur im Bilde Ein Bilderatlas Von Prof. Dr. B. Kamer 3. Aufl.
Zur Kulturgeschichte Roms Von Geh. R. Prof. Dr. Th. Birt 3. Aufl.
Das alte Rom Sein Werden, Blühen und Vergehen Von Prof. Dr. E. Diehl 2. Aufl.
Cäsar Von Hauptm. G. Veith
Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof. Dr. H. Dragendorff 2. Aufl.
Die germanischen Reiche der Völkerwanderung Von Prof. Dr. L. Schmidt 2. Aufl.
Grundzüge der Deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. B. Fischer 2. Aufl.
Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte Von Prof. Dr. O. Lauffer
Niederdeutsche Volkskunde Von Prof. Dr. O. Lauffer
Das deutsche Haus in Dorf und Stadt V. Prof. Dr. O. Lauffer
Vom Vikingerschiff zum Handelstauchboot Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel von den Anfängen bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. B. Schmeidler
Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde V. Prof. Dr. P. Herre
Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Steinhausen 2. Aufl.
Die deutsche Revolution (1548) Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Brandenburg 2. Aufl.
Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant A. Schwarte
Seehelden und Admirale Von Vize-Admiral H. Kirchhoff
Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell 2. Aufl.
Mohammed und die Seinen Von Professor Dr. H. Reckendorff
Die Polarvölker Von Dr. H. Bryan

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Einführung in d. Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Radbruch 3. Aufl.
Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Vierkandt 2. Aufl.
Grundlinien des deutschen Staatswesens V. Geh. Hofr. Dr. R. Schmidt
Staatsbürgerkunde Von Geh. Rat Prof. Dr. E. Bernheim 2. Aufl.
Politik Von Professor Dr. Fr. Stier-Somlo 4. Aufl.
Unsere Gerichte und ihre Reform Von Professor Dr. W. Kisch

Die deutsche Reichsverfassung Von Geh. Rat Prof. Dr. Ph. Zorn 3. Aufl.
Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. O. Spann 6. Aufl.
Soziale u. wirtschaftspolitische Anschauungen in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrh. bis zur Gegenwart Von Prof. Dr. P. Mombert
Grundprobleme d. Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. W. Heller
Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. W. Wygodzinski 3. Aufl.
Volkswirtschaft und Staat Von Professor Dr. E. Kindermann
Die Hauptprobleme der Sozialisierung Von Prof. Dr. A. Amonn
Die Praxis des Bank- und Börsenwesens Von Bankdirektor J. Stern-berg 2. Aufl.
Die Großstadt u. ihre sozialen Probleme V. Prof. Dr. A. Weber 2. Aufl.
Die Kleinwohnung Studien z. Wohnungsfrage Von Baudirektor Prof. F. Schumacher 2. Aufl.
Der Mittelstand und seine wirtsch. Lage Von Synd. Dr. J. Wernicke
Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Helene Lange 2. Aufl.
Abriß der Sozialpolitik Von Dr. L. Heyde
Fürsorgewesen Von Prof. Dr. Chr. Klumker
Soziale Säuglings- u. Jugendfürsorge V. Prof. Dr. A. Uffenheimer
Von der Hacke zum Pflug Garten u. Feld, Bauern u. Hirten in unserer Wirtschaft u. Geschichte Von Prof. Dr. Ed. Hahn 2. verb. Aufl.

Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Prof. Dr. F. Dahl
Der Tierkörper Seine Form und sein Bau Von Privatdozent Dr. E. Neresheimer
Licht und Leben im Tierreich Von Professor Dr. W. Stempell
Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. Hennings
Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Professor Dr. E. Zimmer 2. Aufl.
Das Wasservogelleben Von Studienrat Dr. A. Voigt
Das Schmarotzertum im Tierreich Von Hofr. Prof. Dr. L. v. Graff
Tier- u. Pflanzenleben des Meeres Von Prof. Dr. A. Nathansohn
Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Professor Dr. F. Rosen 2. Aufl.
Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche Von Professor Dr. Giesenhagen
Pflanzengeographie Von Professor Dr. P. Graebner
Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler
Zimmer u. Balkonpflanzen V. Garteninsp. P. Dannenberg 2. Aufl.
Kryptogamen Von Professor Dr. M. Möbius
Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehe 2. Aufl.
Unser Garten Von Garteninspektor Fr. Zahn

Anthropologie / Hygiene

Lebensfragen Der Stoffwechsel in d. Natur Von Prof. Dr. F. B. Ahrens
Gesundheit und Lebenskunst Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch

WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Arznei und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren Von Professor Dr. F. Müller

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung Von Oberstabsarzt Dr. A. Menzer

Leib und Seele Von Professor Dr. H. Boruttau

Das Nervensystem u. die Schädlichkeiten des täglichen Lebens Von Prof. Dr. P. Schuster 2. Aufl.

Unsre Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Prof. Dr. med. et phil. E. Mangold 2. Aufl.

Stoffwechsel u. Diät von Gesunden und Kranken Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. Ewald

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung Von Professor Dr. W. Rosenthal

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. Posner 4. Aufl.

Gesundheitspflege des Weibes Von Prof. Dr. P. Straßmann 3./4. Aufl.

Die moderne Chirurgie f. gebildete Laien Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns

Geologie / Geographie Astronomie / Mineralogie

Grundlagen der allgemeinen Geologie Von Konrektor Dr. P. Wagner 2. Aufl.

Die vulkanischen Gewalten der Erde Von Geheimrat Prof. Dr. A. Haas

Die Bodenschätze Deutschlands Von Prof. Dr. L. Milch Bd. I u. II

Mitteleuropa und seine Grenzmarken Von Prof. Dr. G. Braun

Die Alpen Von Professor Dr. F. Machatschek 2. Aufl.

Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben Von Professor Dr. C. Kassner 2. Aufl.

Das Reich der Wolken u. der Niederschläge Von Prof. Dr. C. Kassner

Himmelskunde Von Professor Dr. A. Marcuse 2. Aufl.

Physik / Technik

Die Elektrizität als Licht und Kraftquelle Von Professor Dr. P. Eversheim 3. Aufl.

Starkstromtechnik Von Professor Dr. P. Eversheim

Elektrochemie Von Professor Dr. W. Bermbach

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen Von Geh. Rat Professor Dr. Fr. Neesen

Telegraphie und Telephonie Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher 2. Aufl.

Das Licht im Dienste der Menschheit Von Dr. G. Leimbach

Kohle und Eisen Von Professor Dr. A. Binz 2. Aufl.

Das Holz Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann

Das Buchgewerbe einst u. jetzt Von Museumsdirektor Dr. A. Schramm

Die Gärungsgewerbe u. ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen Von Professor Dr. W. Henneberg und Dr. G. Bode

Milch und Molkereiprodukte, ihre Eigenschaften, Zusammensetzung u. Gewinnung Von Dr. P. Sommerfeld

Rohstoffe der Textilindustrie Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey 2. Aufl.

Spinnen und Zwirnen Von Geh. Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Die Textilindustrie Herstellung textiler Flächen ebilde Von Geh Reg.-Rat Dipl.-Ing. H. Glafey

Unsere Kleidung und Wäsche Von Direktor B. Brie, Professor P. Schulze, Dr. K. Weinberg

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Rudolf Herzog

Germaniens Götter 230 Seiten m. sechs Schwarzweißzeichnungen von Prof. Engels. Geb. M. 6.— : : : :

Eine köstliche Gabe des gefeierten Dichters für die literarische Welt anläßlich seines 50. Wiegenfestes. Eine gewaltige Aufgabe, die sich der rastlos Schaffende gestellt hat und die nur ein ganz großer wie Herzog zu meistern vermag. Mit üppiger dichterischer Phantasie hat er das alte Sagenwerk durchrankt. In seiner feingemeißelten Sprache zieht ein stürmendes Helden- und Sagenlied an uns vorüber. Weiten Kreisen unseres Volkes ist die Schönheit der germanischen Göttersagen noch nicht aufgegangen. Sie werden sie mit staunender Seele aus dem Werke trinken.

Preußens Geschichte 31.—40. Tauf. 390 S. mit zahlr. Bildern von Prof. A. Kampf. Gebunden M. 6.60

„Wie einen Roman, dessen Handlung wir mit Spannung folgen, lesen wir diese Schilderungen, die uns doch Altbekanntes in ganz neuem Lichte und Zusammenhang zeigen. Herrliche Balladen unterbrechen zuweilen den Lauf der Darstellung. Gedichte wie „Rheinberger Tage", „Bei Torgau", „Blücher zieht über den Rhein", „König Wilhelms Heldenschau" und andere mehr werden zu den Perlen patriotischer Dichtungen zählen. Alles ist dazu angetan, diese Geschichte Preußens zu einem Volksbuch werden zu lassen."
Deutsche Revue.

Ritter / Tod und Teufel Kriegsgedichte. 61. bis 70. Tausend. 156 Seiten mit Buchschmuck. Geb. M. 2.—

„Lauteres Gold der Dichtung leuchtet aus Herzogs Versen . . . Es gibt wohl kaum eine Stimmung, die den Dichter nicht zur Gestaltung gedrängt, deren Ausdruck ihm nicht gelungen wäre. Die Sprache ist machtvoll, hinreißend, dabei nie gezwungen, sondern klar und natürlich, auch wenn ab und zu kühne Neubildungen begegnen . . . Der Band ist eine köstliche Perle.
Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Stürmen / Sterben / Auferstehn Kriegsgedichte. 21.—30. Tauf. 127 S. m. Buchschmuck. Geb. M. 2.—

„R. Herzog hat seinem ersten, jetzt bereits im 60. Tausend vorliegenden „Ritter, Tod und Teufel" eine weitere Gedichtsammlung folgen lassen. Sie zeigt die gleiche Kraft im Ausdruck und Kunst der Stimmungsmalerei, denselben hohen Persönlichkeitswert, und doch finden sich auch wieder neue Züge in Stoff und Form, ja man ist versucht, eine noch größere Tiefe der Empfindung in ihr zu spüren."
Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Die Leute aus dem Dreisatale Roman von **Gustav Schröer.** ---- 365 Seiten. Geheftet ---- M. 10.—. Gebunden --- M. 14.— :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Zwei Bauernhöfe im Hochtale und tief in den Wäldern die Gemeinde der Köhler sind der einsame Schauplatz dieser Dichtung. Ein vom Schicksal Zerschlagener findet dort Zuflucht und Heimstatt. In stillem inneren Werdegang wächst er hinein in das starke Menschentum der Bauern und Köhler, denen in der Vereinsamkeit ein eigener tiefer Sinn des Lebens aufgegangen ist. Schröers Roman ist eine tiefbeseelte Dichtung von seltener Schönheit.

Vom Baume der Erkenntnis Von **Fritz Schumacher.** 275 Seiten. Gebunden M. 18.— :: :: :: :: ::

Fritz Schumacher, der große Architekt Hamburgs und derzeitige zweite Bürgermeister Kölns gehört zu unseren bedeutendsten lebenden Künstlern. In diesen geistvollen Phantasien und Satiren, die neben und aus seiner gewaltigen Bernisarbeit entstanden, läßt er uns einen Blick tun in sein reiches Innenleben. Tiefgründelnder Ernst, abgeklärter Humor auch in der Satire, reichdichterische Phantasie klingen hier zu einer vollen Sinfonie zusammen.

Das neue Geschlecht Ein Roman v. **Johan Sjsoldborg.** 256 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—

„Während ringsum in der Welt unter dem Lärm des Weltkrieges die Lebenszuversicht zusammenbrach, hat Johan Sjsoldborg in seinem Neuen Geschlecht ein Werk geschaffen voll Glauben, Heiterkeit und Zukunftshoffnung. Es ist ein Bauernroman, den man geradezu ein soziales Bauernidyll nennen kann. Die skandinavische Kritik hat, um die Strömung des Romans zu kennzeichnen, an den Geist erinnert, der in Goethes Hermann und Dorothee herrscht." Chemnitzer Tageblatt.

Schwarze Strahlen Roman von **Armin Steinart** (F. A. Loofs). 327 Seiten. Geh. M. 5.—. Gebunden M. 10.—

„Dieses neue Werk Armin Steinarts ist wie die früheren durchpulst von einer mit Inbrunst auf das Predigtamt erhobenen, mit Erregung vorgetragenen Nächsten- und Menschenliebe. Selbst die Gewalt des unseligen Weibes stellt im Lichte dieser kostbaren altruistischen Idee. Ein ernstes, allerdings nicht für Backfische bestimmtes Werk. Man liest das Buch mit Ergriffenheit und Spannung." Kasseler Allgem. Ztg.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Der Wolkenschulze Von **Max Jungnickel.** In alter Fraktur geschrieben u. zweifarbig gedruckt. In gediegenem Bande M. 8.— :: :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Auch aus dieser neuesten Prosadichtung Jungnickels klingt der süße Zauber seiner reinen Lebensauffassung. Wie Jesus im Frühlingsprangen unter dem Jubel der Bewohner ins einsame Thüringer Dörfchen seinen Einzug hält, wie er mit den Bauern spricht und hungernde Hände stillt, um dann in der Christnacht von allen verlassen hinausziehen zu müssen, ist von schlichter Tragik und tiefergreifend." Der Beobachter.

Das Glück in der Sackgasse Roman. Von **Hermann Kurz.** 326 Seiten mit Buchschmuck. 6.—10. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— :: :: :: ::

„Der Zauber gemütsamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altväterlichen Kleinstadtlebens heimelt uns hinter bunten Butzenscheiben und lavendelduftigen Gardinen an. Aber über allem Irdischen, Stofflichen jubiliert die reine Heiterkeit eines Dichters, der seine Augen an Spitzwegs Gemälden, seine Ohren an Mozarts Flötenchören satt trank und in der Sackgasse von Mauer zu Mauer ein Rosengewinde schlang, auf dem der schelmische Amor bis in die Kammern und Herzen glücklicher Buben und Mädchen schlüpft." Der Tag.

Der Platz an der Sonne Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- u. Kolonialgeschichte. Von **Georg Lehfels.** 323 Seiten mit Buchschmuck. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

„In einem Roman aus der Zeit des Großen Kurfürsten wird ein interessantes Stück Geschichte entrollt, mit so strenger Anlehnung an die wirkliche Geschichte, daß das Buch wohl mehr als eine unterhaltende Lektüre ist, und doch wiederum so, daß das Historische den fesselnden Gang der Handlung nicht hemmt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen und, da er auf dem Gebiete der preußischen Marine und ihrer Geschichte Fachmann ist, auch zu belehren." Der Tag.

Die große Woge Ein Hamburger Roman aus d. Franzosenzeit. V. **Georg Lehfels.** 281 S. Geh. M. 5.—. Geb. M. 10.—

„Der fesselnde Roman spielt in Hamburg, er schildert das Schicksal einer Großkaufmannsfamilie des Hauses „Senator Kellhusen". Auch in der Herausarbeitung der französischen Typen und ihres elegant schäbigen Milieus — vom ritterlichen königlichen Offizier herab bis zum Modegecken und verkommenen Spieler — zeigt der Dichter eine sichere, scharfzeichnende Hand." Zeitschrift für Bücherfreunde.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Birt.** 2. Aufl. 318 S. m. 6 Tafeln. Gebunden M. 9.— :: :: :: :: :: :: :: :: ::

„Einer unserer besten Kenner des Altertums, Professor Birt, gibt in diesem ansprechenden Werk ‚Novellen und Legenden' aus der griechischen Literatur. Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven heraus... Die Geschichten sind in ihrer schlichten und doch klassischen Schönheit voller eigentümlicher Werte, die es verständlich erscheinen lassen, daß gerade in jetziger Zeit die personnene freie Art des Altertums wieder wachgerufen wird." Die Post.

Von Haß und Liebe Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten. Von Geh. Rat Prof. Dr. **Th. Birt.** 296 S. mit Buchschmuck. Gebunden M. 12.— :: :: :: :: ::

„Eine köstliche Probe dichterischer Gestaltungskraft bieten diese Erzählungen. Die Sprache ist wohl abgetönt, voll feiner Zier, aber ohne Geziertheit; die Träger der Handlung keine fadengeraden Tugendbolde, die in eckigen Bewegungen über die schwarzweiße Fläche eines Schattenspiels huschen, sondern echte Menschen, mitten in den wirbelnden Kreis eines buntfarbigen Lebens gestellt, klein in ihrem Haß, groß in ihrer Liebe." Der Sammler.

Die Welt um Rembrandt Geschichtliche Erzählungen aus dem großen Jahrhundert der Niederlande. Von **Walter H. Dammann.** Gebunden M. 30.— :: :: ::

An de Costers Till Uilenspiegel gemahnt dies Buch, in dem ein Dichter den Geist einer großen Zeit, ihr Werden und Vergehen gleichsam in tausend Spiegeln einfängt. Der Dichter blickt nach den Menschen in ihrem Tun und Leiden. Er sieht sie vor der flackernden Brunst dastehen und herumlaufen, bald als verzerrte Schatten, bald grell beschienen. Starr, tobsüchtig, gebrochen, übermenschlich, angespannt, erbärmlich — oder göttlich trotzend. Könige und Bettler, Künstler und Weise, Erbgesessene und fahrendes Volk, Pfaffen und Juden, Soldaten und Dirnen ... Die Welt Rembrandts.

Vaterland / heilig Land Kriegslieder mit Notenbeilage und Buchschmuck. Von **Gustav Falke.** Geb. M. 1.80

„Echte Gustav Falkes sind diese kleinen formvollendeten Gedichte, die sein ganzes lyrisches Talent, seine starke Stimmungs- und Gefühlskraft, seine schalkhafte Heiterkeit zeigen. Lebendig und frisch quillt es uns entgegen, wie aus dem Borne des Volksliedes und einschmeichelnd wie alte Weisen klingen uns diese Verse ins Ohr.
Cölner Tageblatt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Die Boberbahn Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von **Kurt Felscher.** 308 Seiten. Geb. M. 8.—

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberkatzbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, der vom vielgewundenen Bober durchflossen wird, versetzt uns der schlesische Dichter. Es zeichnet uns des Verfassers sicherer Stift ein Bild von tiefster Wirkung. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, der seine Menschen nicht nur in der stickigen Luft des Salons zu suchen pflegt, wird an dem Buche, seinen echten Menschen und seinen prächtigen Naturschilderungen reine Freude erleben."
Niederschlesische Zeitung.

Bernd Thormann Der Roman eines Künstlers. Von **Hanns Gobsch.** 181 Seiten. Geb. M. 14.— :: :: :: ::

Es ist ein Buch der Stille und Verinnerlichung, ein Buch, das von opferfreudiger Liebe und Künstlersehnsucht erzählt. Aber diese Stille und Abgemessenheit, die über dem Romane liegen, gleichen verhüllenden Schleiern, hinter denen ein tiefinnerer Kampf brennt. Das sehnsüchtige Ringen und Tasten eines Bildhauers nach vollendetem künstlerischen Ausdruck, nach der Gestaltung eines Meisterwerkes, das dem Künstler zur Erlösung werde und seine inbrünstigen Wünsche still mache. Eine Sehnsucht nach überwindender Stille.

Dunkel über Preußen Historischer Roman. Von **Franz Herwig.** Etwa 256 S. Geh. M. 11.—. Geb. M. 18.—

Der Roman spielt in einer Zeit, die in mancher Hinsicht an die Wilhelminische Epoche erinnert, die aber in ihrem „Sturm und Drange" und ihrer Sehnsucht zurück zur Natur uns heute besonders nahe steht. Gespensterisch beleuchtet der alte Fritz die Szene, und der Eifer einzelner Patrioten liegt wie ein abendrötliches Licht auf ihr. Es graut schon der Tag von Jena. Im Mittelpunkt steht die Liebesgeschichte der schönen Julie von Voß und Friedrich Wilhelm II.

Das Licht der Heimat Roman. Von **August Hinrichs.** 400 Seiten. Geheftet M. 7.50. Gebunden M. 12.—

„Unsere niederdeutsche, bodenständige Dichtung, der so manches Feste und Wertvolle zu verdanken ist, hat mit diesem neuen Buche des Oldenburger Dichters August Hinrichs ein unvergleichliches, kostbares Geschenk erhalten, ein Geschenk, auf das sie stolz sein darf, und das sie hüten und wahren muß. Es ist nicht nur ein niederdeutsches, es ist ein deutsches Buch. Arbeit, Arbeit, und immer wieder deutsche Arbeit, das gibt dem Buch seinen Wert. Ein Entwicklungsroman ist diese starke Geschichte. Aber auch eine Geschichte der Mutterliebe. Darum birgt sie große Werte in sich." Bremer Tageblatt.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Busse

Gedichte Gedichte. 6. u. 7. Auflage. 171 Seiten. Geb. M. 6.—
Neue Gedichte. 3. u. 4. Aufl. 150 Seiten. Geb. M. 5.40
Heilige Not. 2. Auflage. 149 Seiten. Geb. M. 5.40

Die Schüler von Polajewo 3.—4. Tausend. 283 Seiten. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 8.— : :

Federspiel Westliche und östliche Geschichten. 397 Seit. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 5.— : : : : : : : : : :

Flugbeute Neue Erzählungen. 2. Auflage. 373 Seiten. Geheftet M. 3.50. Gebunden M. 8.— : : : : : : : :

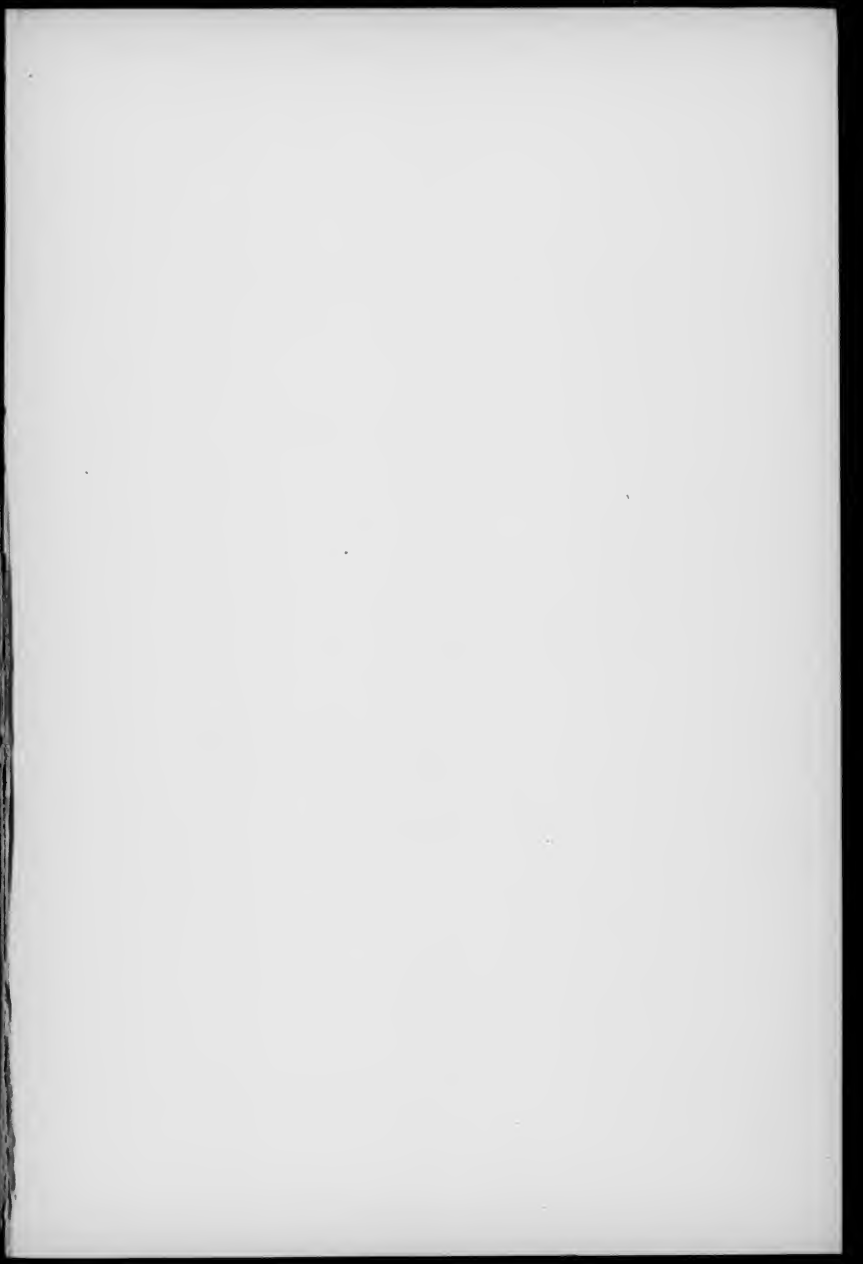
Winkelglück Ein fröhlich Buch in ernster Zeit. 57.—71. Tausend. 237 Seiten mit Buchschmuck von Paul Hartmann. Gebunden M. 5.— : : : : : : : :

Fläumchen 360 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : : : : : : : : : : : : : : : : : :

Aus verklungenen Stunden Ein Skizzenbuch. 300 Seiten. Geheftet M. 5.—. Geb. M. 10.— : :

„Zwischen seinen Frühwerken und letzten liegt ein Wachsen und Reifen und Vollenden, das g a n z e r s t a u n l i c h ist. Man geht kaum zu weit, wenn man die vollendeten Erzählungen eines teilweisen Vergleichs mit Gottfried Keller für würdig erkennt; es fehlt Busse in diesen Gipfeln seiner Kunst weder an J n n i g k e i t noch an jenem Behagen beim Erzählen, das erst den rechten Epiker von Homers Tagen bis zu den heutigen ausmacht. Hinzu kommt eine allerliebste S c h a l k h a f t i g k e i t in den Liebesszenen, überhaupt überall da, wo es sich um junge Mädel handelt (hier erinnert Busse an seine frühere Lyrik), und endlich die seltene Gottesgnade echten H u m o r s."

Velhagen und Klasings Monatshefte.



C. Julius Cäſar
(Marmorkopf im Campoſanto zu Piſa.)

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
75

Cäsar

Von

Georg Veith
Oberst a. D.
Dr. h. c. der Universität Münster

Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage

„Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein.
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein."
Goethe.

1922
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Druck von
Frankenstein & Wagner
Leipzig

87C16
BV2

Feb. 7, 1925 NOT
" 12 " ASP

AUF DAS GRAB OTTO SEECKS

Printed in Germany

Vorwort zur ersten Auflage.

Die Geschichte des Mannes zu schreiben, der wie kein zweiter die Schicksale einer Kulturwelt in neue und bleibende Bahnen gelenkt hat, ist eine Aufgabe, in deren Lösung der größte Historiker seine Lebensaufgabe zu erblicken sich nicht zu schämen brauchte. In diesem Sinne ist die Ausführung schon einmal von einem der Berufensten versucht worden. Wenn im gesamten Schaffen Theodor Mommsens seine „Römische Geschichte" gewissermaßen den Mittel- und Höhepunkt bildet, so steht wieder im Mittelpunkte dieses monumentalen Geschichtswerkes die Gestalt Cäsars. Es ist seitens der Kritik beinahe tadelnd angedeutet worden, daß jenes ganze Werk eigentlich nur eine auf breiteste Basis gestellte Monographie des großen Imperators darstellt; daß alles, was voraufgeht, nur eine ausführliche Vorgeschichte ist, bestimmt auf das Erscheinen des einen Gewaltigen vorzubereiten, und was nachfolgt, ein — leider nur bruchstückweises — Auslaufen seiner Geschichte durch die nächstfolgenden Jahrhunderte, die noch ganz im Banne seiner Persönlichkeit wie seines Wirkens gestanden. So berechtigt diese Auffassung auch sein mag, so unberechtigt ist es, einen Vorwurf daraus machen zu wollen. Höchste Achtung vor der Bienenarbeit des Forschers, der sich die strengwissenschaftliche Analyse aller Einzelheiten zur Aufgabe gesetzt hat; aber höher steht das Werk desjenigen, der über die Einzelheiten hinweg den großen Zusammenhang der Dinge zu schauen vermag, der in der Weltgeschichte nicht eine endlose Reihe von Begebenheiten, sondern ein großes, organisches Werden, Wachsen und Vergehen erblickt; der in dem Schicksale eines Volkes, eines Staates oder einer Kulturwelt ebenso die einheitliche Individualität erkennt wie in dem eines einzelnen Menschen. Nicht mit Ziffern und Daten ist Klios Tafel beschrieben, sondern künstlerisch vollendete Bilder sind darauf verzeichnet.

Diese Beziehung zur Kunst gehört zur wahren Geschichte. Nicht jener „Kunst", die wir gelegentlich und meist ziemlich gedankenlos als Gegensatz zur „Natur" im Munde führen; sondern umgekehrt zu jener Kunst, von der wir sagen, daß sie eben in der

Natur ihre höchste Vollendung erreicht. Der wahre Künstler wird in jedem natürlichen Organismus vom kleinsten Moosstämmchen bis zum herrlichsten Menschenkörper nie etwas seiner Kunst Entgegengesetztes, sondern vielmehr den unerreichten und unerreichbaren Grenzwert dessen erblicken, was er selbst anstrebt. Und der wissenschaftliche Fachmann, der das Moos unter dem Mikroskop untersucht, um die Härchen abzuzählen, oder mit dem Seziermesser den menschlichen Körper zerlegt, wird sich nicht zu schämen brauchen, wenn ihm die Ahnung vom Kunstwert seines Forschungsobjektes aufgeht. Die Erkenntnis dieses Kunstwertes steht nicht abseits der wissenschaftlichen Erkenntnis; sie ist ihre Vollendung.

So ist auch die Erkenntnis von der nach den großen Kunstgesetzen der Natur sich vollziehenden Entwicklung der Menschheit und ihrer Völker und Staaten die Vollendung der Geschichtswissenschaft. So haben sie ein Thukydides, Polybios, ein Ranke und Mommsen erfaßt.

In diesem Sinne ist die Geschichte Roms tatsächlich das, was Mommsen in ihr geschaut: ein ungeheures Kunstwerk des waltenden Schicksals, in großzügigsten Linien sich auftürmend, und gekrönt von der alles überragenden Gestalt Julius Cäsars. So betrachtet erscheint der ganze Riesenbau wirklich nur als ein ungeheurer Sockel für diese eine Figur, als ein zyklopischer Aufbau von Stufen und Pfeilern, bestimmt, Fuß und Blick emporzuleiten zum Höhepunkte.

So hat Mommsen die römische Geschichte aufgefaßt, und zweifellos hat niemand, künstlerisch wie wissenschaftlich, richtiger gesehen als er.

Zu einer Weltmacht, wie keine früher oder später, hat sich das römische Reich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet. Daß es aber nicht wie die Weltreiche der Ägypter, Babylonier und Perser mit seinem politischen Ende auch kulturell abgetan war, daß es vielmehr bestimmend geworden ist für die ganze Kultur aller folgenden Zeiten, das war nicht das Ergebnis der Machtfülle des Riesenstaates, der Kraft seiner Heere und der Zähigkeit seiner Politik, sondern der Wille und das Werk einer einzigen Persönlichkeit, die individuelle Schöpfung Cäsars.

Darin liegt in unserem Falle das höchste künstlerische Walten der Geschichte, daß sie dem einen Manne das Werkzeug in die

Hand gab, ohne welches auch er das Riesenwerk nicht hätte vollbringen können; daß sie Schritt für Schritt, Jahrhunderte hindurch, an diesem Werkzeug planmäßig gearbeitet hat, um es im Augenblicke seiner Vollendung in die eine Hand zu legen, die allein die Kraft besaß, es zu führen. Das ist das wahre historische Verhältnis Roms zu Cäsar; so ist das Werk entstanden, unter dessen Schutze wir heute noch das behagliche Dasein einer Kulturwelt leben.

Nicht aus dem Nichts hat Cäsar sein Werk geschaffen; selbst die Idee, die demselben zugrunde lag, hat vor ihm ein Ebenbürtiger — vielleicht der einzig ebenbürtige — im wesentlichen vorweggenommen: Alexander der Große. Im Prinzip hat der große Mazedonier nichts anderes gewollt und begonnen, als was Cäsar gewollt und wirklich durchgeführt hat: die Einigung der Kulturwelt. In dieser Gemeinschaft der Idee liegt eine viel tiefere Beziehung beider Männer als in ihrem Feldherrn- und Eroberertum; hier liegt auch der Schlüssel zu ihrem vollen Verständnis, und nicht in den Mitteln, die sie angewendet. Wie so oft im menschlichen Leben ist auch hier die Verwechslung von Mittel und Zweck, dieses Kennzeichen mittelmäßiger Geister, eine Quelle endloser Mißverständnisse. Zum beinahe überwiegenden Teil hat die Geschichtsschreibung in Alexander, Cäsar oder Napoleon nur den Feldherrn und Eroberer erblickt, und wenn der betreffende Geschichtsschreiber nicht zufällig, wie Drumann, streng monarchisch gesinnt war, folgerichtig auch den Usurpator, den Unterdrücker heiliger Freiheit. Und doch hat gerade Mommsen, der Cäsars Idee und welthistorische Bedeutung als erster überzeugend klargelegt hat, zugleich das Ende der römischen Freiheit an mehr als einer Stelle aufrichtig beklagt. Aber er hat die unerbittliche Notwendigkeit dieses Endes ebenso erkannt wie Cäsar selbst, und damit dessen Tat nicht beschönigt, sondern ehrlich gerechtfertigt. — Es wird wohl immer Geister geben, die aus dem innersten Gefühl ihrer Kleinheit heraus mit Demosthenes gegen Alexander, mit Cato gegen Cäsar, mit Stein und Scharnhorst gegen Napoleon sympathisieren. In den beiden ersten Fällen ist denn doch im Laufe der Jahrtausende das allgemeine Urteil einigermaßen geklärt worden, und selbst einsichtige Republikaner mögen sich fragen, wo wir wohl heute wären, wenn Demosthenes gegen Alexander, Cato gegen Cäsar das Heft in der Hand behalten hätte. Über Napoleon und seine

Gegner ebenso unparteiisch zu urteilen, hindert uns Mitteleuropäer derzeit noch der nur zu natürliche Lokalpatriotismus. Aber nach zweitausend Jahren? — Ich glaube man kann mit berechtigtem Stolze auf Aspern und Leipzig zurückblicken und doch mit leisem Bedauern erkennen, daß sich „der in der Geschichte mächtige heilige Geist" einmal in dem Zeitpunkt geirrt hat, wo er diese grandiose Individualität in die Welt gesetzt; denn das war Napoleons Verhängnis, daß die Welt zu seiner Zeit für seine Ideen noch nicht reif war, wie sie es wohl auch heute noch nicht ist; es war eine Frühgeburt der Weltgeschichte. —

Die großen welthistorischen Ereignisse, denen die Weltkultur überhaupt ihren Fortbestand verdankt, stehen außerhalb ihrer ruhigen organischen Entwicklung. Sie sind katastrophale Gewalttaten einzelner großer Individualitäten, und selbst diesen nur dann möglich, wenn sie ihre ungeheure geistige Kraft zugleich ausnützen, um die höchste materielle Machtfülle an sich zu reißen und mit ihrer Hilfe eben diese geistige Kraft zu ungehinderter Wirkung bringen zu können. Darum ist jede solche Kulturtat notwendig verbunden mit der Begründung einer Weltmonarchie; so bei Alexander, bei Cäsar, bei Karl dem Großen und bei Napoleon. Ebenso wie das kleine republikanische Griechenvolk — vielleicht das höchststehende Kulturvolk aller Zeiten — an sich unfähig war, seine Kultur dem Erdkreise zu vermitteln, und es hiezu erst der despotischen Weltmonarchie Alexanders bedurfte, ebenso war auch der riesenhafte Organismus der römischen Republik hiezu ungeeignet, und erst seine Umwandlung in die cäsarianische Monarchie konnte das Werk vollbringen; und ebenso gab erst die Aufrichtung des Kaisertums Karls des Großen — unter bewußter Anknüpfung an die Weltmonarchie Cäsars — dem germanischen Elemente die Fähigkeit, zum Kulturträger der nächsten Epoche zu werden. Nichts anderes schließlich hat Napoleon mit seinem europäischen Kaisertum angestrebt. —

Es liegt also in der Natur der Sache, daß keine dieser Taten möglich war ohne eine ganze Reihe erschütternder Katastrophen. Aber wir bedauern heute nicht mehr, daß Alexander, nachdem schon sein Vater die Freiheit Griechenlands vernichtet, seinerseits mit dem persischen Weltreich ein Ende gemacht; daß Cäsar der Unabhängigkeit Galliens ein Ziel gesetzt und den langgehegten Traum von der Freiheit Roms zerstört hat; daß Karl der Große in Deutschland und Spanien Nationen niedertrat. Wir sehen

heute ein, daß diese Katastrophen notwendig waren; und nach Jahrtausenden wird man vielleicht über Napoleon ähnlich urteilen und nur bedauern, daß er seine Hekatomben umsonst geopfert. —

So wird die Geschichte Cäsars, des vielleicht größten, sicher erfolgreichsten unter den großen „Usurpatoren", zum schlagendsten Beweis für die Notwendigkeit des gewaltsamen Eingreifens überragender Individualitäten in den Gang der Weltgeschichte, der gelegentlichen vollen Unterwerfung der Gesamtheit im weitesten Sinne unter den souveränen Willen eines Einzelnen. Alexander, Cäsar, Karl der Große und selbst Napoleon haben jeder für sich mehr getan für die Welt als alle Tyrannenmörder und sonstigen Freiheitshelden zusammengenommen. Es war ihr Schicksal, sich die Möglichkeit ihres Wirkens mit ungeheuren Gewalttaten, mit dem Fluche des Tyrannentums erzwingen zu müssen. Ebenso wie das zeitweise Erscheinen solcher alles überragender Persönlichkeiten für den kulturellen Fortschritt unentbehrlich ist, weil ohne sie die Menschheit unweigerlich in den Sumpf unfruchtbarster Mittelmäßigkeit zurücksinken würde: ebenso wahr ist es, daß ihnen bei dem erwiesenen Unvermögen der großen Masse, sich einem großzügigen Kulturfortschritt einheitlich zu fügen, keine andere Wahl bleibt als entweder sich und ihre Idee mit brutaler Gewalt durchzusetzen oder mit ihr unterzugehen, Hammer oder Amboß zu sein. —

Von diesem Standpunkte ist dieses Büchlein geschrieben. Das Eingehen auf nebensächliche Einzelheiten ist in seinem Rahmen ebenso ausgeschlossen wie die allzu sichtliche Betonung der Grundidee; die Ereignisse sollen für sich selber sprechen, sich zwanglos zu dem Bilde eines Mannes zusammenschließen, dessen wahres Heldentum ganz wo anders ruht als in seinen glänzenden Kriegstaten, und dem auch die tiefe Tragik des echten Heldenschicksals nicht erspart geblieben ist. Dieses Heldentum und seine Tragik zu vollendetem Ausdruck zu bringen, ist nur dem Künstler möglich; es aus der historischen Schilderung zu entnehmen und gewissermaßen im Geiste aufzubauen, muß dem künstlerischen Empfinden des Lesers überlassen bleiben.

Bilek, im August 1911.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ein knappes Jahrzehnt nach dem Erscheinen der ersten darf ich die zweite Auflage der Öffentlichkeit übergeben, für ein nicht gerade aktuelles Buch eine erfreulich kurze Frist. Viel, unsagbar viel hat sich in dieser Zeit ereignet, und vor allem ist der Stoff selbst erheblich aktueller geworden: kein Wunder, wenn kaum eine Seite des Buches unverändert blieb. Schon die literarischen Grundlagen der Darstellung haben sich verschoben. Vor zehn Jahren bedeutete noch die Cäsar-Auffassung Mommsens den Schlußstein der Cäsarforschung; weder Jhnes langatmige, aber farblose Darstellung, noch die geistvolle, aber unhistorische Schilderung des auf das Gebiet der Geschichtschreibung verirrten Feuilletonisten Ferrero hatte sie wesentlich zu modifizieren vermocht. Da kam plötzlich, hart nach dem Erscheinen meiner ersten Auflage, ein neuer Zug in die Cäsarliteratur. E. G. Sihlers vielgelesenes Cäsarwerk bildet gewissermaßen den Übergang; in seiner etwas pedantischen, leidenschaftslosen, bis zur Selbstverleugnung objektiven Darstellung ist es so recht von der Art, wie die Philologen es lieben, daß die Historiker schreiben; aber es hat neue und gute Gedanken. — Dann leuchtet meteorenhaft A. von Meß' blendendes Buch auf, das glänzendste, packendste, scharfsinnigste, das je über Cäsar geschrieben wurde. Ich gestehe gerne, daß ich es nie gewagt hätte mein Büchlein zu schreiben, wäre Meß' Arbeit vorher erschienen. — Als dritter trat Ed. Meyer auf den Plan mit seinem monumentalen, des großen Historikers würdigen Werk, das mit staunenswerter Geschicklichkeit das überreiche Quellenmaterial der Zeit sichtet und zusammenfaßt, um daraus ein überaus anschauliches Bild der Epoche bis in die intimsten Stimmungen des Tages hinein aufzubauen. Es ist voll neuer Gedanken und Ergebnisse. Einigermaßen beeinträchtigt wird der Eindruck durch die allzu schroff betonte Gegnerschaft gegen Mommsen, und es ist erfreulich, daß Meyers Cäsar mit fortschreitender Schilderung sich viel weniger von jenem Mommsens entfernt, als nach der Fehdeansage des Vorwortes und der Einleitung zum zweiten

Teil zu erwarten stand. Man darf nie vergessen, daß Mommsens Darstellung populär-wissenschaftlich ist und die große Linie anstrebt, die notwendig manche Kurve zur Geraden strecken muß; Meyer, dessen auf den Anmerkungen schwimmender Text auf Gemeinverständlichkeit wahrlich keinen Anspruch macht, steht da von Hause aus auf anderem Standpunkt. Sein Cäsarbild verhält sich zu dem Mommsens wie die Photographie zum künstlerischen Porträt. — Kurz vor Abschluß dieser Auflage kam mir endlich M. Gelzers Cäsarbüchlein in die Hand. Es schließt sich im wesentlichen an Meyer an, befleißigt sich großer Objektivität und Leidenschaftslosigkeit und bevorzugt eine in gewissem Sinne Plutarchsche Darstellungsart, die Licht und Schatten unvermittelt nebeneinanderstellt und es dem Leser überläßt, sie selbst zum einheitlichen Bilde zu vereinen. Die liebevolle Auswertung der Korrespondenz Ciceros hat, wie übrigens auch schon bei Meyer, gelegentlich dazu geführt, die Ereignisse allzusehr mit dessen Augen zu sehen. Aus dem großen Geschehen der letzten Jahre hat Gelzer viel weniger gelernt als aus der Literatur; die Aktualität des Stoffes kommt bei Meyer und selbst bei Meß, geradezu vorahnend, weit mehr zur Geltung als bei ihm.

Natürlich hat diese reiche Literatur auch meine Arbeit beeinflußt, manche Ansicht geklärt und manche berichtigt. Die Art meiner für das Laienpublikum berechneten, räumlich begrenzten Darstellung macht es mir unmöglich, an jeder einzelnen Stelle darauf hinzuweisen. Ich bitte also die noch lebenden Autoren — v. Meß ist den Heldentod gestorben — es nicht meinem bösen Willen zuzuschreiben, wenn sie gelegentlich im Schmuck meiner Ausführungen eine ihrer Federn finden. —

Weniger als die Literatur, zu der noch für die großen Zusammenhänge Hartmann-Kromayers Römische Geschichte hinzukommt, hat mich die Kritik beeinflußt, so sehr ich ihr für ihr Wohlwollen und für manchen wertvollen Wink dankbar bin. Mein Urteil über Cicero habe ich nicht revidiert, und logischerweise ebensowenig das über M. Antonius, weil ich ihn nicht durch Ciceros Brille zu sehen vermag. Am wenigsten natürlich habe ich meine Überzeugung von Cäsars welthistorischer Bedeutung und von der geschichtlichen Rolle überragender Persönlichkeiten überhaupt berichtigt; an ihr hat weder die Feststellung einer Zeitung von der Weltbedeutung des „Vogtländischen Anzeigers", daß Cäsar eigentlich ein Lump war, etwas

geändert, noch der Brief eines bekannten Berliner Philologen, der unter Androhung gerichtlicher Schritte nicht mehr und nicht weniger verlangte als die Zurückziehung des Werkchens aus dem Buchhandel; am allerwenigsten aber die Ereignisse der letzten Jahre, so sehr gerade sie den Kult der Mehrheit auf Kosten der Persönlichkeit gefördert haben. Die Folgen sieht die Welt, und der Rückschlag kann nicht ausbleiben. Die Worte Schillers „Mehrheit ist Unsinn, Verstand ward immer wen'gen nur gegeben" hat kein Geringerer als Bismarck in viel drastischerer Form sich zueigen gemacht, und keine Republik kommt auf die Dauer über den Augenblick hinweg, wo sie in schwerster Gefahr sich selbst verleugnet und wenn nicht der Monarchie, so doch der Diktatur in die Arme wirft. Die Mehrheit ist notwendig unproduktiv, schöpferisch ist nur die Persönlichkeit; ein Historiker, der sich von der ersteren das Heil verspricht, gleicht dem Naturforscher, der an die Erschaffung der Welt in sieben Tagen glaubt.—

Zum Schlusse ein Wort pro domo: Wie ich aus mündlicher und schriftlicher Kritik entnahm, ist in der ersten Auflage manches nicht und manches falsch verstanden worden. So wurde am Ende des Vorworts die „Tragik" Cäsars vielfach auf seinen Tod bezogen. Nichts ist weniger tragisch als der Tod, der auch dem jammervollsten Wicht beschieden ist, und die Gewaltsamkeit tut es auch nicht; selbst der Heldentod auf dem Schlachtfelde ist an sich nicht tragisch. Cäsars Ermordung war tragisch für die Welt, nicht für ihn; *seine* Tragik liegt in seiner Vereinsamung, in dem naturnotwendigen Unverständnis, dem sein großartiges Lebenswerk bei eben jenen begegnen mußte, für die es geschaffen war, und in der Tatsache, daß er genötigt war, die Freiheit seines eigenen Volkes zu zerbrechen, um der Welt die ihre zu geben. — Die Worte des Schlußsatzes endlich, die von Siegfrieds Schwert und dem Speer der Verträge sprechen, wurden vielfach überhaupt nicht verstanden. Es gibt eben in Deutschland und Österreich noch Analphabeten, die den „Ring des Nibelungen" nicht kennen. Diesmal werden die Worte vielleicht trotzdem verstanden werden, wenn auch in anderem Sinne ...

Wien, im Oktober 1921. **Der Verfasser.**

Inhalt.

Vorwort zur ersten Auflage 5

Vorwort zur zweiten Auflage 10

Inhalt 13

I. Republik und Revolution 15

Einleitung — Die Staatsformen des Altertums — Oligarchische Republik und demokratische Monarchie — Die römische Republik — Stadtstaat und Weltreich — Die Nobilität — Das Proletariat — Der Ritterstand — Reform und Revolution — Die Gracchen — Marius, Saturninus und Drusus — Sulla.

II. Pompeius 30

Pompeius — Sertorius — Pompeius und Crassus — Pompeius' erster Rücktritt — Der Seeräuberkrieg — Der mithridatische Krieg — Pompeius und der Orient.

III. Der Parteiführer 39

Die populare Partei — Fraktionen und Parteiführer — Cäsars politische Anfänge — Der Rabiriusprozeß — Die catilinarische Verschwörung — Cicero — Cäsars Prätur — Pompeius' Rückkehr und zweiter Rücktritt — Cäsar in Spanien — Das Triumvirat — Cäsars Konsulat.

IV. Gallien 66

Gallien und die Kelten — Adel und Volk — Arioviſt und Orgetorix — Die nordische Gefahr — Cäsars Eingreifen — Der Krieg gegen die Helvetier — gegen Arioviſt — Eroberung Belgiens — Unterwerfung der Küstenvölker — Der zweite germanische Einbruch — Die Expeditionen nach Britannien — Der nordgallische Aufstand — Vercingetorix — Galliens Schicksal.

V. Das Prinzipat 89

Pompeius als Regent — Lucca — Pompeius als Kommandant — Clodius und Milo — Das Prinzipat des Pompeius — Carrhae — Der Bund gegen Cäsar — Der Kampf um den Endtermin — Rubicon.

VI. Der Entscheidungskampf 105

Der Feldzug in Italien — M. Antonius — Friedensversuche — Der Feldzug in Spanien — Massilia — Curios Ende — Cäsars Diktatur und zweites Konsulat — Der Feldzug in Mazedonien und Griechen-

land — Tod des Pompeius — Ereignisse in Rom und Italien — Der alexandrinische Krieg — Cäsar und Cleopatra — Der Krieg gegen Pharnaces — Cäsar in Rom — Die Meuterei der Legionen — Der Feldzug in Afrika — Triumphe.

VII. Die Monarchie 140

Das neue Weltreich — Die Gleichberechtigung der Nationen — Vermischung von Römern und Nichtrömern — Kolonisation — Verwaltung — Soziale und wirtschaftliche Reformen — Finanzen — Rechtwesen — Kriegswesen — Kulturelle Reformen — Die Monarchie und die Parteien — Der neue Adel — Cäsars Milde — Die endgültige Staatsform — Ausschaltung der souveränen Körperschaften — Die Legitimität — Königtum und Prinzipat — Das Gottkönigtum — Die Erblichkeit — Der Name — Cäsars letzter Kriegsplan — Die pompeianische Revolution in Spanien — Der Gott — Die Verschwörung — Die Iden des März.

VIII. Divus Iulius 165

Nach dem Morde — M. Antonius — Die Leichenfeier — Aufrichtung der cäsarianischen Partei — Der Erbe Cäsars — „Divus Iulius" — Erster Frontwechsel des Octavius — Ciceros letzte große Zeit — Mutina — Zweiter Frontwechsel des Octavius — Das zweite Triumvirat — Ciceros Ende — Philippi — M. Antonius — Cäsar und Augustus — Cäsar.

I. Republik und Revolution.

Unter dem verhältnismäßig reichen Quellenmaterial, das uns zur Geschichte Cäsars zur Verfügung steht, befinden sich zwei geschlossene Biographien. Zufällig sind beide im Anfange lückenhaft, und beide setzen in teilweise wörtlicher Übereinstimmung mit jener Tat des 18 jährigen Jünglings ein, die zuerst die Klauen des werdenden Löwen erkennen läßt: seiner Weigerung, sich aus politischen Gründen von seiner jungen Gattin scheiden zu lassen. Mag seine Ehe mit der Tochter Cinnas an und für sich eine politische Verbindung gewesen sein oder nicht: durch Sullas Scheidungsbefehl und Cäsars Weigerung ist sie dazu geworden. Durch einen rein privaten Akt, ja gerade durch das Pochen auf den privaten Charakter seiner Ehe hat der junge Cäsar seine politische Stellung errungen und für die nächste Zeit festgelegt; und das zu einem Zeitpunkte, wo ein ungewöhnlicher Mut dazu gehörte, der ihm hinwiederum das Vertrauen jener, auf die er ebenso rechnen mußte wie sie von jetzt ab auf ihn rechnen durften, in vollem Maße zu sichern imstande war.

Sulla soll sich damals geäußert haben, in diesem harmlosen Jüngling stecke mehr als ein Marius. Wir haben keinen Grund an diesem mehrfach überlieferten Ausspruch zu zweifeln, der für den, der ihn getan, nicht minder charakteristisch ist als für ihn, dem er gegolten.

* * *

Die Zeit, in der Cäsar wirkte, bezeichnen wir heute als die römische Revolution. Diese Revolution hat fast 100 Jahre gedauert; sie ging von der Demokratie aus, richtete sich gegen die Republik und führte zur Monarchie. Heute erscheint dies paradox. Die Erklärung liegt in dem grundverschiedenen Verhältnis, in dem jene Begriffe im Altertum überhaupt und insbesondere in Rom zueinander standen.

Die grundlegenden Unterschiede, die zwischen der antiken und heutigen Welt in politischer wie in sozialer Hinsicht bestehen und deren richtige Wertung eben zum Verständnis der alten Geschichte unerläßlich ist, gründen sich vor allem auf zwei wichtige

Elemente der Antike: die Sklaverei und das — wenigstens in der Praxis — gänzliche Fehlen des Parlamentarismus. Die Sklaverei bedingte eine ganz wesentlich andere soziale Struktur mit ebenso wesentlich anderen Entwicklungszielen, die aber unbedingt festgehalten werden müssen, um bösartige Analogieschlüsse zu vermeiden; die zweite Tatsache hatte zum Teil ganz andere Regierungs- und Verfassungsverhältnisse zur Folge, als uns heute geläufig sind. Auch hier ist vor allem, um ein sehr naheliegendes und ebenso irreführendes Mißverständnis auszuschalten, eines festzuhalten: die autokratische Gottesgnaden-Monarchie kannte im Altertum nur der Orient, dem Abendlande war sie wesensfremd; wo hier von Monarchie die Rede ist — einschließlich der vielbeschrieenen griechischen Tyrannis — handelte es sich ausschließlich um die demokratische Monarchie, und deren Gegensatz war niemals die demokratische, sondern stets die aristokratisch-oligarchische Republik. Die letztere war überhaupt die einzige republikanische Regierungsform, die im Altertum für einen Großstaat in Betracht kam; die demokratische war mangels einer parlamentarischen Vertretung praktisch nur im engen Rahmen des Stadtstaates möglich, in dem für jeden Akt die ganze Bürgerschaft zum Plebiszit zusammengerufen werden konnte. Wo der Stadtstaat über seinen engen Rahmen hinauswuchs, mußte sie fallen oder zur Lüge werden; an dieser Lüge ist Athen zugrunde gegangen, d. h. in katastrophaler Weise von der Großmacht zum Stadtstaat zurückgesunken; für Rom aber war, als die Oligarchie zusammenbrach, nur durch die Rettung in die Monarchie das gleiche Schicksal abzuwenden.

So ergeben sich für die über den Stadtstaat hinausgewachsenen Gemeinwesen des antiken Okzidents die oligarchische Republik und die demokratische Monarchie als die beiden lebendigen und einzig lebensfähigen Gegensätze. Ihr Kampf bestimmt die griechische Geschichte überall dort, wo sie über den Rahmen kleinster Lokalereignisse hinausgreift; die großen „Tyrannen" Peisistratos, die beiden Dionysios, Hieron usw. sind durchweg als Vertreter des durch oligarchische Republikaner entmündeten Volkes aufzufassen, das eben unter jenen Verhältnissen keine andere Vertretung kannte und kennen konnte als die persönliche Herrschaft eines von ihrem Vertrauen getragenen überragenden Mannes. Ähnlich war das im einzelnen sagenhaft überlieferte, im Wesen

historische altrömische Königtum eine durchaus demokratische Regierungsform und sein Sturz das Werk feudal-republikanischer Bestrebungen, die römische Republik daher von Hause aus feudal orientiert. Die Gegensätze prallten sehr bald auf einander und wurden mit der größten Hartnäckigkeit in den bekannten, vielfach sagenumwobenen Kämpfen zwischen Patriziern und Plebejern ausgefochten, bis die letzteren durch die praktische Gleichstellung in allen Magistraten, noch mehr durch die Schaffung des revolutionären Tribunats die Demokratie wenigstens vorübergehend zur Führung brachten. Aber wie im Athen des peloponnesischen Krieges, so zeigte sich auch hier in der ersten wirklich großen Krise, dem hannibalischen Kriege, die Unzulänglichkeit demokratisch-republikanischer Wirtschaft gegenüber großen Problemen. Unter dem harten Zwange schwerster Gefahr wich das demokratische Regime nicht offiziell, aber praktisch der Oligarchie der Senatsherrschaft. Es zeugt von der höchsten politischen Fähigkeit des römischen Volkes, daß es, im Gegensatz zu Athen, zu diesem Entschlusse sich durchzuringen vermochte und ihn bis zum Ziele auswirken ließ. Mit glänzendem Erfolge hat der Senat, dem Namen nach eine beratende, in Wahrheit nunmehr eine souverän gebietende, aber durchaus exklusive Körperschaft, das Staatsschiff durch die schwerste Gefahr hindurch und in wenigen weiteren Jahrzehnten Rom zur Weltherrschaft geführt. Nun aber war die große Lüge da. Dem Buchstaben der Verfassung nach war Rom noch immer der alte Stadtstaat. Aber dieser Stadtstaat umfaßte in Wahrheit den größten Teil der damals bekannten Kulturwelt, darunter Gebiete, die an Kultur der Herrscherin weit überlegen waren. Aus den verschiedensten Gründen war es längst unmöglich geworden, das Bürgerrecht auf die Bewohner der Hauptstadt im engsten Sinne zu beschränken; auf dem flachen Lande, in zahlreichen Kolonien, die Rom in Italien und selbst in den Provinzen gegründet hatte, saßen ständig zahlreiche Bürger und nicht die schlechtesten, und in ihrer Abwesenheit mußte die Ausübung der Souveränität durch die städtische Volksversammlung notwendig zur Farce werden; schließlich mußte es für die nicht bürgerberechtigten, aber zum großen Teil kulturell höherstehenden Provinzialen auf die Dauer unerträglich sein, sich von dem täglich tiefer sinkenden römischen Stadtpöbel, wenn auch nur formell, regiert zu wissen.

Immerhin wäre dies zunächst noch angegangen, wenn Senat und Volk von Rom das geblieben wären, was sie während des zweiten punischen Krieges gewesen waren, und durch ein von hohen patriotischen Gesichtspunkten getragenes, den neuen Verhältnissen des jungen Weltreiches angepaßtes Zusammenwirken im bisherigen Sinne, d. h. im Rahmen der entweder rechtlich festzusetzenden oder doch wie bisher praktisch anerkannten aristokratischen Republik, das Werk der Konsolidierung und Regierung des Staates auf sich genommen hätten. Dazu aber hatten beide Teile die Fähigkeit eingebüßt, und zwar in ganz erschrecklicher Weise.

Dies gilt in gleichem Maße von der herrschenden Aristokratie wie vom Volke, beides im sozialen, nicht im parteipolitischen Sinne verstanden. Der schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts im wesentlichen vollzogene Ausgleich zwischen Patriziern und Plebejern hatte diese beiden Gruppen als politische Gegensätze vollkommen ausgeschaltet. Wohl lebte eine sehr stolze Tradition in den alten Patriziergeschlechtern fort, aber politisch war sie nur insofern wirksam, als der traditionsfürchtige Römer stets geneigt war, in den Vertretern der alten Geschlechter seine berufenen Führer zu erblicken, wohlgemerkt *ohne* Unterschied der Partei, so daß es nicht nur möglich, sondern geradezu Regel war, daß an der Spitze aller Parteien Patrizier standen. Die Rolle des alten Patriziats als politisch-oligarchische Partei aber hatte inzwischen ein neuer Adel übernommen, der sich, ohne Unterschied der patrizischen oder plebejischen Abstammung, als *Amtsadel* entwickelt hatte. Diese Entwicklung war durchaus logisch; seit dem hannibalischen Kriege hatte der Senat die politische Führung an sich gerissen; dieses antike Herrenhaus aber ergänzte sich aus den Männern, die höhere Ämter bekleidet hatten, welch' letztere jetzt Patriziern und Plebejern in gleicher Weise zugänglich waren. So bildeten sich die „senatorischen Familien", die kraft ihres im Senat gewonnenen Einflusses dafür sorgten, daß die Amterlaufbahn ihren Angehörigen gewahrt blieb; sie bildeten die neue „*Nobilität*", einen Adel nicht der Abstammung, sondern der politischen Macht, innerhalb und neben dem der alte patrizische Feudaladel überlieferungsmäßig fortbestand, gesellschaftlich immer noch exklusiv, jedoch, wo politischer Ehrgeiz nach Betätigung drängte, oft genug gezwungen, ihn außerhalb und gegen den neuen Adel zu befriedigen.

An sittlichem Wert war der neue Amtsadel mit dem alten Feudaladel längst nicht mehr zu vergleichen. Hatte dieser unter allen Umständen den Staatsgedanken hochgehalten, so war dies bei seinem Nachfolger, sobald die punische Krise überwunden war, bald nichts weniger als der Fall. Die römische Senatspartei am Ausgange des 2. Jahrhunderts v. Ch. zeigt sich uns vielmehr als eine der korruptesten Kliquen der Geschichte, eine Gesellschaft skrupelloseſter Egoisten, denen das persönliche und — aus persönlichen Gründen — das Parteiinteresse alles, das Staatsinteresse einen Pfifferling galt. Einzig die Korruption hielt die Bande zusammen, allerdings gründlich; nie früher haben die Sprichwörter, daß eine Hand die andere wäscht und eine Krähe der anderen kein Auge aushackt, so drastische Illustrationen vor aller Öffentlichkeit gefunden wie in jener Zeit.

Der Grund dieser Wandlung lag einerseits in der sozialen Mischung der neuen Oberschicht, die immerhin Elemente emporbrachte, welche den Gefahren und Verlockungen der Machtfülle nicht gewachsen waren, andererseits aber und vor allem in der veränderten Struktur des ganzen staatlichen und sozialen Lebens. Allzuschnell hatte sich Rom vom wirklichen Stadtstaat zur Weltmacht entwickelt, allzuschnell hatten jene Widersprüche zwischen seiner Verfassung und seinem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Wirkungskreis sich gebildet, als daß die nicht sehr anpassungsfähigen Bauernschädel sich ohne Schaden in die neuen Verhältnisse hätten finden können. Dazu kam als Ergebnis der bisherigen beispiellosen Erfolge ein grenzenloser, stark ans Lächerliche streifender, aber dabei infolge der tatsächlichen Machtfülle nur um so gefährlicherer Hochmut gegen alles Nichtrömische, ein Unfehlbarkeits- und Unverantwortlichkeitswahn, der schließlich in die volle Auflösung aller inneren Hemmungen ausmünden mußte. Als ganz besonders korruptionsfördernd, ja als ausschlaggebend in dieser Richtung muß aber der Umstand gewertet werden, daß durch die neuen Verhältnisse für den Römer der herrschenden Partei Möglichkeiten zu leichtem Erwerb bis zu unglaublichen Höhen gegeben waren, wie vielleicht nie früher und nie später in der Geschichte. Die absolute, geradezu monarchische Macht der Statthalter in den Provinzen war eine jener Gelegenheiten, und wie sie ausgenützt wurde, bezeugen die Skandalprozesse jener Zeit; die verächtliche Gepflogenheit, daß militärische und politische Vertreter einer siegreichen Macht die Wehr-

losigkeit besiegter Länder zu den niedrigsten Erpressungen und Schiebereien ausnützen und sich dann billig darauf berufen, dort „alles käuflich und verkäuflich" gefunden zu haben, wurde schon damals zu Roms Schande offen geübt. Die fortgesetzt sich anhäufende ungeheure Beute, die nach der endgültigen Niederwerfung Mazedoniens sogar die Erlassung eines wesentlichen Teiles der Steuern für römische Bürger ermöglichte, ganz besonders aber der gewaltige, dem Staate zufallende Landbesitz, gewährten auch weiter unbegrenzte Möglichkeiten für skrupelloseſten Geschäftsbetrieb, der seinen Höhepunkt erreichte, als nach Ausbruch der Revolution und der Bürgerkriege durch Proskriptionen und Konfiskationen neuerdings ungeheure Vermögenswerte ins Rollen kamen und die Stabilität des Eigentums überhaupt ins Wanken geriet. Einen besonderen Gipfel der Korruption bedeutete die Einrichtung der Steuerpacht, die die Provinzen rettungslos der Geldgier römischer Spekulanten auslieferte.

Alle diese geschäftlichen Vorteile setzten aber die Zugehörigkeit zur herrschenden Partei oder doch gute Verbindungen mit ihr voraus. Da aber tatsächlich der Senat als streng exklusive Klique regierte und sich wieder aus den Inhabern der höheren Magistrate ergänzte, da ferner diese Magistrate unbesoldet und die städtischen, zumal das Ädilenamt, sogar mit großen Auslagen verbunden waren, wofür dann selbstverständlich, d. h. auch als selbstverständlich anerkannt, die Statthalterposten entschädigen mußten, so ist es klar, daß ebenso der Andrang zur Ämterlaufbahn ein ganz ungeheuerlicher war, als daß andererseits die Klique der bisher senatorischen Familien emsig bedacht war, ihr Monopol zu wahren. Nichts ist bezeichnender als die Tatsache, daß damals die Ämtersucht (ambitio) als *Verbrechen* nicht nur in den Sprachgebrauch, sondern auch ins Strafgesetz Eingang gefunden hat.

Nicht besser als mit der herrschenden Nobilität sah es mit dem *Volke* aus, nur daß hier die Dinge nicht so einfach lagen. Vor allem wäre es ganz verfehlt, sich von dem „Volke" Roms in jener Zeit die Vorstellung einer geschlossenen, einheitlichen Volkspartei zu machen; aber auch die soziale Schichtung war durchaus nicht einheitlich, und große Vorsicht ist geboten, wenn man die unleugbaren Analogien mit modernen Verhältnissen, die sich in verschiedenen Folgeerscheinungen der Revolution äußern, auf

die ihnen zugrundeliegenden Verhältnisse übertragen will. Dies gilt vor allem für den Begriff des „*Proletariats*", das damals zum ersten Male als politischer Begriff auftritt.

Das industrielle Proletariat unserer Zeit hat es in Rom nie gegeben, nicht weil Rom überhaupt kein Industriestaat war, sondern weil die ganze Industrie des Altertums auf Sklavenbetrieb beruhte. Die Sklaverei aber kam wohl als *sozialer*, niemals als *politischer* Faktor in Betracht. Unter den römischen „Proletariern" hat man auch nie Sklaven verstanden, sondern in erster Linie römische Vollbürger, denen allerdings als Berufshetzer und demagogische Drahtzieher mancherlei volksfremde, hauptsächlich semitische Elemente beigemischt waren. Ihre Herkunft aber war vom Lande. Der römische Bürger war auch noch in jener Zeit in erster Linie *Agrarier*, der Aristokrat Großgrundbesitzer, der Kleinbürger Bauer. Die fast ununterbrochenen Kriege und die einreißende soziale Mißwirtschaft hatten aber den kleinen Bauernstand fortschreitend ruiniert, Güterschlächtereien waren an der Tagesordnung, die Latifundienwirtschaft mit Sklavenbetrieb verdrängte durch ihre Konkurrenz den freien Bauer immer mehr, und so sammelte sich schließlich eine gewaltige Menge land- und damit beschäftigungsloſen Volkes an, dem kein anderer Erwerb mehr offen stand, als aus der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte, d. h. des Stimmrechts, Kapital zu schlagen, und das zu diesem Zwecke in der Hauptstadt zusammenströmte. Auf diese Massen, die sich noch am besten mit unseren „Arbeitslosen" vergleichen lassen, nur daß sie nicht industrieller, sondern agrarischer Herkunft waren, fand nun der Ausdruck „Proletariat", der ursprünglich die niederste Klasse der Heerespflicht bezeichnet hatte, Anwendung. Dieses Proletariat kannte zumeist keinen geregelten Erwerb, sondern lebte von seinem Stimmrecht, d. h. von Bestechungen. Man sieht, wie die Korruption der obern und untern Klassen ineinandergriff und sich gegenseitig hinauftrieb. — Neben diesem eigentlichen Proletariat kam das städtische Kleinbürgertum, der kleine Handwerker, nicht sonderlich in Betracht, geriet wohl auch mehr oder weniger in dasselbe Fahrwasser.

Dieses Proletariat stand denn auch zur senatorischen Nobilität weniger in einem politischen als in einem sozialen Gegensatz, der zweifellos viel schroffer war als jener, welcher seinerzeit zwischen Patriziern und Plebejern bestanden hatte. So hart man damals

auch gelegentlich aufeinanderprallte, es war doch im Wesen ein Verhältnis wie etwa zwischen einem Großbauer und seinem Knecht, die trotz des durchaus bewußten Unterschiedes und allen gelegentlich daraus erwachsenden Konflikten sich schließlich doch täglich zur gemeinsamen Schüssel setzen. Erst mit der Unterwerfung der griechischen Kulturländer begann die römische Oberschicht sich gesellschaftlich zu kultivieren, die Unterschichte dagegen verrohte immer mehr; so entstand ein früher in dieser Schärfe unbekannter gesellschaftlicher Gegensatz. Dem kultivierten Aristokraten waren die Manieren des Proletariers in tiefster Seele ein Greuel, und nach allem, was die Quellen darüber erzählen, mit bedeutender Berechtigung; der Bauernschlauheit des Proletariers wieder bereitete es einen Hochgenuß, wenn der vornehme Optimat mit schlecht verhehltem Widerwillen in seine knoblauchduftenden Versammlungen kam, um mit süßen Mienen Stimmen zu werben.

Diese ganze proletarisierte Volksmasse war, wie gesagt, keine geschlossene Volkspartei und auch nicht die Stütze einer solchen, sondern durchaus parteilos, d. h. sie folgte fallweise dem, der mehr bot oder doch versprach; der politische Kampf bestand daher nicht nur in Stimmenpropaganda, sondern und zwar hauptsächlich in nacktestem Stimmenkauf. Dies alles wurde überaus erleichtert oder eigentlich überhaupt erst ermöglicht durch den Umstand, daß die Wahlmaschine tatsächlich auf dieses durch und durch korrupte Proletariat angewiesen war, während der freie Bauer auf dem Lande oder in den Kolonien, zu jener Zeit zweifellos der anständigste Repräsentant des Römertums, in den seltensten Fällen dazukam, von seinem nur in der Hauptstadt ausübbaren Stimmrecht Gebrauch zu machen. So hatte die Übertragung der Verfassung des Stadtstaats auf die Weltmacht nicht nur ersteren ad absurdum geführt, sondern auch Verhältnisse geschaffen, die zum Himmel schrien und eine Gefahr nicht nur für das herrschende Rom, sondern auch für die ganze von ihm beherrschte Welt bedeuteten.

Nun hatten sich natürlich Männer gefunden, die diese Gefahr erkannt hatten und auf Abhilfe sannen, und diese verkörpern eigentlich jene Partei, die man gerne aber irreführend unter dem Namen „Volkspartei" zusammenfaßt; in Wirklichkeit handelt es sich um eine Anzahl gelegentlicher, oft geradezu ephemerer Fraktionen, die miteinander nur die Gegnerschaft gegen das

herrschende Regime gemein hatten und genau genommen nur aus Parteiführern bestanden, die sich ihre Gefolgschaft, so gut es ging, von Fall zu Fall aufbringen mußten; denn die Massen, die gelegentlich im Wahlkampf für sie stimmten oder auch mit dem Knüttel für sie eintraten, sind, je mehr die Zeit fortschreitet, um so deutlicher nicht als Parteigenossen, sondern als nur fallweise gewonnene Gefolgsleute zu werten. Die eigentlichen Parteimänner aber befanden sich der großen geschlossenen Senatsklique gegenüber nicht nur der Zahl nach, sondern und vor allem finanziell stark in der Nachhand; dazu kam, daß auch das Tribunat ihren Händen entglitten war. Dieses Amt war ursprünglich gar kein Magistrat, sondern die revolutionäre Klassenvertretung der Plebejer — heute würde man von „Räten" sprechen —, und die plebejische Revolution hatte ihm, ohne es zur staatlichen Behörde zu erheben, eine tiefgreifende Machtfülle neben und gegen die legitimen Magistrate erkämpft; so kam es ganz selbstverständlich, daß, als die höchsten Ämter beiden Klassen gleichmäßig zugänglich wurden, das Tribunat zwar den Plebejern vorbehalten blieb, aber mit dem politischen und sozialen Ausgleich der beiden alten Stände seine alte Bedeutung vollständig verlor und zu einer Obstruktionsmaschine herabsank, die schließlich allen Parteien geradeso allseitig und unter denselben Bedingungen zur Verfügung stand wie die Wahlmaschine des Proletariats. Es kam vor, daß Patrizier im Wege der Adoption die Zugehörigkeit zur Plebejerklasse erwarben, um das Tribunat bekleiden und im Interesse ihrer jeweiligen Partei ausnützen zu können.

Neben der Nobilität und dem Proletariat gab es noch eine dritte geschlossene Klasse, die der Ritter. Ihre Ahnen hatten, als die reichsten Bürger verfassungsmäßig dazu verhalten, in der Kavallerie gedient; daher der Name. Die Enkel begnügten sich zumeist mit der Qualifikation des Reichtums. Sie verkörperten den Geldadel, die Hochfinanz. Der Gegensatz zwischen dem senatorischen und dem Ritterstand war ein prinzipieller. Rom war aus einem agrarischen Bauernstaat entstanden. Der Aristokrat des alten Staates war der Großbauer gewesen, und als der Staat zum Großstaat wurde, der feudale Großgrundbesitzer mit eingefleischt agrarischer Tradition. Diese Tradition verbot dem römischen Senator, der sich in der Folge als einzig berechtigter Vertreter der Aristokratie fühlte, jeden anderen Beruf außer

Politik und Landwirtschaft. Der in Rom ohnehin sehr spät, aber schließlich unter dem Einfluß der Großmachtspolitik doch aufblühende Großhandel, die einträglichen Armeelieferungen und Steuerpachten, endlich das Bankwesen blieben dem Senator wenigstens offiziell verschlossen. Wer sich in dieser Richtung beruflich festlegte, mußte umgekehrt auf die senatorische Laufbahn, also auch auf alle höheren Magistrate, von Hause aus verzichten. So bildete sich ein eigener, offiziell als solcher (ordo) anerkannter Stand von Geschlechtern, die diesen Verzicht auf sich nahmen und dafür die Möglichkeit des offen betriebenen Geldgeschäftes eintauschten. Allerdings darf man sich den gesellschaftlichen Gegensatz zwischen Senator und Ritter nicht so vorstellen wie etwa heute zwischen einem Altaristokraten und einem reichen jüdischen Bankier; dazu fehlte den Rittern das Kainszeichen der Fremdrassigkeit und vor allem der Stempel des Parvenus; auch der Ritterstand besaß und hütete seine uralten Stammbäume und Familientraditionen. So bestand kein Hindernis, daß beide Stände vielfach zusammengingen, und mit fortschreitender Korruption und Skrupellosigkeit war auch der Erbadel um Mittel und Wege nicht verlegen, die Tradition zu umgehen. Die Erpressungen und Schiebergeschäfte, mit denen sich die senatorischen Statthalter in ihren Provinzen bereicherten, waren um nichts rühmlicher als die Steuerpachten und sonstigen Geldgeschäfte der Ritter, und die Art und Weise, wie der Konsular und Senator M. Licinius Crassus das größte Vermögen Roms zusammengerafft hatte, unterschied sich gar nicht sonderlich von den bei den Rittern gebräuchlichen Methoden.

War daher gerade in der Frage des Gelderwerbes der Unterschied zwischen Nobilität und Ritterstand mehr theoretischer als praktischer Natur, so war er politisch sehr bedeutend. Der Ritterstand strebte grundsätzlich nie nach der politischen Führung, suchte sich vielmehr möglichst wenig zu exponieren, hütete sich wohl, die Fühlung nach irgendeiner Seite ganz zu verlieren und war vor allem darauf bedacht, im Widerstreit der Parteien das Zünglein an der Wage zu spielen. Die Folge war, daß alle Parteien um seine Gunst buhlten und jede nach Möglichkeit trachtete, ihn gegen die andere auszuspielen. Natürlich kostete der Kauf des Ritterstandes andere Preise als der des Proletariats; aber möglich war auch er.

Gegen diese himmelschreienden Übelstände setzte naturgemäß die Reaktion von verschiedenen Seiten her ein, und es war ihr

Verhängnis, daß sie nicht gleich unter einen Hut zu bringen war. Da gab es zunächst die Fraktion der unmittelbar Geschädigten, deren Bestreben sich gegen die greifbaren Symptome des Schadens, einerseits die fortgesetzte Bauernlegung, andererseits die ungesetzliche und unfruchtbare Allmacht des Senates bzw. der Nobilität richtete und dabei im Prinzip auf der Basis des alten Stadtstaats verharrte. — Von diesen Bestrebungen zu trennen sind die Versuche einzelner weiterblickender Männer, die einsichtig genug waren, das Übel nicht beim Symptom, sondern bei der Wurzel zu erkennen und zu fassen: der gänzlichen Unzulänglichkeit der alten Stadtstaatsverfassung für die neue Großmacht, und die daher darauf hinausgingen, den Staat auf eine breitere Basis zu stellen. Logischerweise hatten die Vertreter dieser Bestrebungen auch die Bekämpfung der ersterwähnten Symptome des Grundübels in ihr Programm aufgenommen; umgekehrt aber war dies durchaus nicht der Fall, der noch immer recht unkultivierte, aber von maßlosem Siegerdünkel geblähte Durchschnittsrömer vom adelsstolzen Senator bis zum letzten Proletarier wollte von einer Gleichberechtigung der Italiker oder gar der Provinzialen nichts hören, und so kam es, daß gerade jene Reformbestrebungen, die das Übel an der Wurzel fassen wollten, der unbedingten Unterstützung eben jener Schichten nie sicher waren, deren sie zum Erfolge nicht entraten konnten, und daß es so dem Senate immer wieder möglich wurde, die Reformparteien zu sprengen und ihre Absichten zu vereiteln.

Es lag in der uralten Tradition begründet, daß eine Reformbewegung, selbst wenn sie zugunsten des Proletariats gedacht und gegen die Senatsherrschaft gerichtet war, nicht möglich wurde ohne die Führung eines Vertreters der angesehensten Aristokratie, die doch größtenteils in der Nobilität aufgegangen war. Ihr, und zwar ihren vornehmsten Kreisen, gehörte denn auch der Mann an, der als erster die Bahn der Reform betrat: Tiberius Sempronius Gracchus, mütterlicherseits ein Enkel des großen Scipio Africanus. Seiner ganzen Natur nach mehr Reformator als Revolutionär und im Grunde nicht sehr weitblickend, legte er mehr Gewicht auf die Symptome wie auf die Wurzel des Übels; seine Reformtätigkeit beschränkte sich fast ganz auf das agrarische Gebiet, sein Um und Auf war ein Ackergesetz, das die Verteilung von Staatsländereien an besitzlose römische Bürger bezweckte; die Methode war dilettanten-

haft, das Werk wuchs ihm sehr bald über den Kopf, und es ward dem Senat nicht schwer, ihn gewaltsam zu beseitigen. Aber der Stein war im Rollen. 10 Jahre später nahm sein Bruder Gaius Sempronius Gracchus seine Pläne auf, im Gegensatze zu Tiberius ein ausgesprochener Revolutionär und eine Kampfnatur allererster Klasse. Um sich gegen das Schicksal seines Bruders zu sichern, trachtete er vor allem sein Werk auf breiteste Grundlage zu stellen. Es gelang ihm, einen Keil zwischen Senat und Ritterschaft zu treiben und letztere an seine Pläne zu fesseln; dann aber organisierte er den Klassenkampf des Proletariats durch eine Reihe rein destruktiver Kampfgesetze. Zu ihnen zählte die verhängnisvolle Einführung der „Getreidespenden", jener Arbeitslosenunterstützung des Altertums, die, wie immer in revolutionären Zeiten, notwendig zu einer Prämiierung der Arbeitsscheu ausartete; der kleine Regiebeitrag, den Gracchus noch einhob, wurde natürlich später erst recht zum Kampfobjekt der Demagogie. Diese Kampfgesetze haben dem Staat die schwersten Wunden geschlagen und sind nur aus der Absicht heraus zu verstehen und zu rechtfertigen, auf Grund der durch sie erworbenen Machtstellung den konstruktiven Aufbau überhaupt erst zu beginnen. Aber gerade die weitblickende Großzügigkeit seiner Pläne führte Gaius Gracchus notwendig auf das Problem der Gleichberechtigung der Italiker, und damit stieg das Gespenst der popularen Monarchie drohend hinter ihm auf. Hier fand der Senat die Handhabe zu seinem Sturze, indem er seine agrarischen Pläne scheinbar noch überbot, ohne sie mit den unpopulären politischen zu verquicken, und ihm dadurch die städtischen Massen entfremdete. So fiel Gaius Gracchus, gewaltsam wie sein Bruder, und hinterließ das Chaos eines revolutionären Zustandes, der durch Jahrzehnte nicht zur Ruhe kommen sollte. —

In der Folge war es immer nur die Frage nach der Person des Führers, die die Revolution ruckweise weiterführte. Die Verhältnisse hatten dem Volke einen solchen in der Person des ersten Feldherren seiner Zeit, des Cimbernsiegers C. Marius geschenkt, doch der große Soldat und Heeresorganisator war nichts weniger als ein Politiker. Als nun der Tribun Saturninus die gracchischen Pläne aufnahm, Landverteilung und Gleichberechtigung wieder aufs Programm setzte und mit den Mitteln des wildesten Straßenterrors durchzukämpfen begann,

da schauderte dem biederen Kriegsmanne vor dem disziplinlosen Chaos, er ließ sich vom Senat fangen und schlug seine eigene Partei nieder. Damit hatte der Senat zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen, denn auch Marius war von da ab als politischer Führer unmöglich geworden. Als aber dann Livius Drusus das Panier in sehr gemäßigter Form wieder aufrollte und alsbald durch Mord fiel, nahmen die so lange zum Narren gehaltenen Italiker die Frage der Gleichberechtigung selbst in die Hand und erhoben sich zum Kampfe gegen Rom. Dieses hatte seine Siege über Hannibal und die Mittelmeerwelt vornehmlich mit dem Blute dieser Bundesgenossen erkämpft; jetzt vermochte es nicht, seine bisherigen besten Hilfskräfte niederzuwerfen und mußte kapitulieren. Der Stadtstaat war gebrochen, allerdings nur auf dem Papier; denn die Abstimmungsmaschine blieb in Rom, und damit war der weitaus größte Teil der neuen Bürger von der regelmäßigen Betätigung der Souveränität ausgeschaltet. Es konnte also wieder nur eine Vertretung helfen; entweder das parlamentarische System, oder die populare Monarchie. Das erstere war in Rom nie in Erörterung gestanden; die letztere aber hat schließlich die Lösung tatsächlich gebracht, und es muß als höchstes Verdienst der römischen Kaiser von Cäsar bis zum Untergange der antiken Welt gewertet werden, daß sie sich ausnahmslos als Vertreter der Gesamtheit des Reiches gegenüber den niemals ganz verstummten Machtgelüsten des alten Stadtstaats gefühlt und danach gehandelt haben.

Daß aber die Monarchie vor allem einzig imstande war, das nächste und dringendste zu tun, nämlich in dem furchtbaren Chaos Ordnung zu machen, das sollte der Nobilität gerade durch den Mann bewiesen werden, der als ihr vornehmster Vertreter, ja geradezu als Schirmherr der Senatsherrschaft nunmehr den Schauplatz betrat: L. Cornelius Sulla. Nachdem er, mit der Führung des Krieges gegen Mithridates von Pontus betraut, vor seinem Abgehen in der Geschwindigkeit noch einen Putschversuch des von Marius unterstützten Desperado Sulpicius Rufus niedergeschlagen und mit brutaler Wiederaufrichtung der Senatsgewalt beantwortet hatte, fand er nach siegreicher Rückkehr aus dem Osten die Hauptstadt neuerdings in der Gewalt der nach Marius Tode unter Cinnas Führung stehenden Volkspartei, dabei einen Teil Italiens in neuem furchtbaren Aufstand gegen Rom, und nahm nun die Gelegenheit wahr, um

an der Spitze seiner siegreichen Legionen in einem mörderischen Feldzuge Rom und Italien gleichermaßen niederzuwerfen und sich zum absoluten Herrn über beide zu machen. Als allmächtiger Diktator diktierte er buchstäblich, und sein Wille war Gesetz. Die jetzt zum ersten Male verfügten Proskriptionen politischer Gegner gingen in die Tausende und machten die Widersacher waffenlos und mundtot. So hat er als unumschränkter Monarch ohne jede äußere Hemmung jenes paradoxe Werk geschaffen, das ihn für alle Zeiten unter die rätselhaftesten Gestalten der Weltgeschichte einreiht. Einerseits hat er die bisherigen Errungenschaften und Kampfziele der Revolution, die Wiederaufrichtung der Kleinbauernschaft und die Gleichberechtigung aller Italiker, nach radikaler Beseitigung aller nur destruktiven Kampfgesetze, nicht nur unangetastet gelassen, sondern im größten Maßstabe der Vollendung zugeführt; andererseits aber hat er eben diese Errungenschaften, vor allem durch weitgehende Einschränkung der tribunizischen Macht, unter den Schutz der vorbehaltlos in höchster Machtfülle wiederhergestellten Senatsherrschaft gestellt, also eben jener Macht, die aus ihrem innersten Wesen heraus diese Bestrebungen bis aufs Messer bekämpft hatte und in ihrer Festlegung ihre eigene Niederlage erblicken mußte, und damit den Bock zum Gärtner gemacht. — Hat Sulla sich dem Wahne hingegeben, der Senat würde sich den geänderten Verhältnissen anpassen und überhaupt im Handumdrehen aus einer durch und durch korrupten Regierungsklique in eine den Riesenmaßen und Riesenproblemen des römischen Reiches gewachsene regierungsfähige Körperschaft verwandeln? — Jede Zeile der Überlieferung läßt den nüchtern-klaren Geist des Mannes erkennen, dem eine solche Illusion niemals zuzutrauen war. — Oder hat er aus republikanischer Überzeugung gehandelt, die mit Recht im Senat noch das einzige politische Element erblickte, dem unbedingte republikanische Gesinnung zuzutrauen war? Dies mag der Wahrheit am nächsten kommen, wenn auch Sulla tatsächlich trotzdem selbst Monarch gewesen ist, nur als solcher sein Werk vollbringen konnte und überdies dadurch, daß er die Landverteilung einzig seinen Veteranen hatte zugute kommen lassen, erst den Begriff des nur der Person des führenden Feldherrn verpflichteten Heeres geschaffen und damit so recht den Grundstein zur späteren Monarchie gelegt hat. Wohl ist Sulla in Bekräftigung seiner antimonarchischen Gesinnung nach Vollendung seines

Verfassungswerkes freiwillig in den Privatstand zurückgetreten; aber tatsächlich ist er auch dann Monarch geblieben, und er wäre es geblieben, auch wenn er noch lange Jahre gelebt und nicht sein unerwarteter Tod den gewaltsam beruhigten Staat in neue Wirren gestürzt hätte. Aber wie hat sich Sulla die Weiterentwicklung der Dinge nach seinem Tode gedacht?

Mit ihm war die erste Periode der Revolution beendet, Ruhe, Ordnung, Autorität wenigstens für den Augenblick hergestellt, die wichtigsten Errungenschaften gesichert, zugleich aber die oligarchische Republik in unverblümtester Weise wiederaufgerichtet; von der Art, wie sie sich bewährte, hing alles weitere ab, und es wurde schon angedeutet, wie wenig da Optimismus gerechtfertigt war. Aber selbst wenn das Wunder geschah und der Senat wieder auf die alte sittliche Höhe sich erhob: Es bliebe ein schwerer Irrtum, in seiner Korruption allein den Grund der Unfähigkeit des herrschenden Systems erblicken zu wollen; es ist vielmehr keine Frage, daß auch der Senat der hannibalischen Zeit vor den Problemen des Weltreiches versagt hätte. Damals genügte unbeirrbarer Patriotismus, gepaart mit unbeugsamer Zähigkeit in Glück und Unglück, um die Krise zu überwinden; in dem folgenden Aufstieg Roms zur Weltmacht offenbart sich bereits das Ungenügen den neuen Problemen gegenüber früher als die einreißende Korruption. Vollends die großen verwickelten Fragen, die das äußerlich fast fertige Weltreich an die organisatorische Kraft der Regierung stellte und die so himmelschreiend in Widerspruch standen mit aller Tradition, hätten in den einseitig-römischen, engherzigen und höchst oberflächlich kultivierten Senatoren ganz unzureichende Meister gefunden. Man erinnere sich nur, daß selbst die großen Reformatoren, Gaius Gracchus und Sulla nicht ausgenommen, in der Richtung der Reichsidee über die Gleichberechtigung der Italiker nicht einen Schritt hinausgegangen sind, in einer Zeit, wo Athen zum Reiche gehörte! Der Gedanke, der da nottat, war der römischen Mentalität, auch jener der gebildetsten und edelstgesinnten Kreise, so fremd, daß er bis dahin anscheinend noch gar nicht gedacht worden war; um so weniger konnte eine Vielherrschaft, welcher Art und Färbung immer, imstande sein, ihn zu erfassen und sich zu eigen zu machen. Wie die Dinge standen, konnte dieser Gedanke glücklichstenfalls in einem einzigen erleuchteten Kopfe aufblitzen, und sein Träger mußte dann, in äußerste Minorität gedrängt, gewaltsam

die ungeheure Mehrheit seinem Willen zu Füßen zwingen; es war der einzige Weg zur Rettung.

Es ist aber andererseits kaum möglich anzunehmen, daß der geniale, nüchtern-scharfblickende Sulla sich, wenn auch aus ganz anderen Gründen, nicht über das Ephemere seiner Schöpfung klar geworden sein sollte; sein eigenes Schicksal hätte ihn belehren müssen, daß nur monarchische Gewalt Rom zu retten imstande war, indem sie dem berufenen Führer freie Hand gab zur Durchführung seiner Gedanken. Mag es ehrlicher Republikanismus, mag es die Rücksicht auf seine bisherigen Bundesgenossen gewesen sein, die ihn bewogen haben, den letzten großen Schritt nicht zu tun und damit in sein Werk jenen rätselhaften Zwiespalt hineinzutragen: sicher ist, daß Sulla die Monarchie kommen sah, und daß er in mehr als einer Hinsicht, und wahrscheinlich bewußt, der Schrittmacher Cäsars gewesen ist. Und wenn er den Neffen und Schwiegersohn seiner beiden Todfeinde schonte, obwohl er in ihm „mehr als einen Marius" erblickte, so darf man wohl auch annehmen, daß ihm der „kommende Mann" weder fremd, noch auch innerlich unsympathisch war.

II. Pompeius.

Mag Sullas Scharfblick in dem 18jährigen Julier den künftigen Herrscher erkannt haben: die große Öffentlichkeit ahnte damals und noch lange danach nichts davon. Ihr bot sich zunächst ein anderer, anscheinend viel aussichtsreicherer Bewerber um die Nachfolge des allzufrüh verstorbenen Diktators.

Kaum hatte Sulla die Augen geschlossen, da brachen die feindlichen Kräfte wieder los. M. Aemilius Lepidus, das Haupt der zerbrochenen Demokratenpartei, hatte noch zu Sullas Lebzeiten seine Wahl zum Konsul durchgesetzt und begann gleich nach dessen Tode den Aufstand. In einem Kampfe, in welchem auf beiden Seiten ein geradezu ungeheuerlicher Aufwand an Planlosigkeit und Unfähigkeit zutage trat, siegten endlich, da doch jemand siegen mußte, die Optimaten, nicht ohne daß ein wesentlicher Teil am Erfolge einem Manne zukam, der kein Hehl daraus machte, der Partei, der er diente, im Grunde genommen gar nicht anzugehören. Dieser Mann war der damals 28jährige Gnäus Pompeius.

Die Folgerungen, die wir an das eigentümlich schonende Verhalten Sullas gegenüber dem jungen Cäsar geknüpft, finden in vieler Hinsicht ihre Bestätigung in seinem Verhältnisse zu dem um sechs Jahre älteren Pompeius. Es kann dem Diktator unmöglich entgangen sein, daß er in ihm einen ernsten Gegner zwar nicht seiner Person, aber seines Werkes begünstigte und großzog. Pompeius hatte seinem Chef militärisch gute Dienste geleistet und persönlich als Offizier wie als Privatmann jederzeit Gehorsam entgegengebracht; doch hatte er nie ein Hehl daraus gemacht, daß er sich seiner politischen Gesinnung nach mit der Oligarchie und ihrer neubegründeten Verfassung keineswegs identifizierte. — Und doch mußte in diesem Manne jeder einsichtige Römer den voraussichtlichen Nachfolger Sullas erblicken, der ihm in einem Alter, das noch von jedem bürgerlichen Amt ausschloß, den Titel des Imperators und die Ehre des Triumphes verschafft, endlich den Beinamen des „Großen" verliehen hatte.

In die Geschichte Cäsars ist keines zweiten Mannes Lebenslauf so eng verwoben wie der des Pompeius. Was ihm seine Zeitgenossen an Überschätzung haben zugute kommen lassen, das hat die Nachwelt wahrlich mehr als wettgemacht. Auch Mommsen hat ihm vielfach Unrecht getan. Daß Pompeius kein großzügiger Staatsmann gewesen, unterliegt keinem Zweifel; die notwendige Neuschöpfung Roms hätte er nicht durchgeführt, ebensowenig wie Sulla sie durchgeführt hat, dem er übrigens an klarem Blick und überhaupt an staatsmännischer Begabung weit nachstand. Sulla hat mehr erreicht als er eigentlich wollte: Pompeius hat mehr gewollt als Sulla, und viel weniger erreicht. Schuld war einerseits eine nicht zu leugnende Unklarheit seiner Ziele, andererseits das Unvermögen, sich dem politischen Getriebe seiner Zeit anzupassen; endlich auch mangelnde Entschlußfähigkeit und Menschenkenntnis. Deswegen ist er auch trotz seiner bedeutenden Eitelkeit nie, wie Sulla, zum Menschenverächter geworden; vielmehr konnte ihm der letzte seiner Gegner im politischen Leben gewaltig imponieren. So schwankte er, vom Glück verwöhnt, von Eitelkeit getrieben, zwischen wechselnden Mittelchen und halben Maßregeln einem unklaren Ziele zu, das er schließlich doch wohl erreicht hätte, wäre nicht ein Größerer ihm in den Weg getreten.

Ganz anders denn als Staatsmann steht Pompeius als Feldherr da. Hier war er nichts weniger als eine Mittelmäßigkeit; das

hat er nicht nur in den Kämpfen seiner Jugend, sondern auch im letzten großen Kampfe gegen Cäsar zur Genüge dargetan. Daß er kein Cäsar war, ist sicher; aber er war ein Pompeius, und auch das heißt nicht wenig. Wenn man von den Feldherren der Neuzeit Napoleon I. mit Recht mit Cäsar verglichen hat, so gleicht Pompeius vielleicht am meisten Moltke; mit ihm hat er das große Organisationstalent gemein, die denkbarst großzügige und dabei doch bis ins einzelne gehende Anlage der Feldzüge, das Bestreben, mit möglichst erdrückender Überlegenheit einen weither ausholenden, gründlich durchdachten und gesicherten und damit um so schwerer zermalmenden Schlag zu führen. In dieser, wenn man so sagen darf, auf die Mathematik der Kriegswissenschaft aufgebauten, nach strengen Grundsätzen geregelten Kriegführung war Pompeius Meister und fand nicht leicht seinesgleichen; nur das absolute Genie, das imstande war, sich über alle Mathematik und alle Grundsätze gelegentlich ungestraft hinwegzusetzen und unberechenbare Faktoren an deren Stelle in die Wagschale zu werfen, konnte die eisernen Fäden seiner Kriegführung zerreißen. Er war das Talent in seiner höchsten Vollendung, und stand vielleicht gerade deshalb dem Genie gänzlich fremd gegenüber. Um den Feldherrn Pompeius zu beurteilen, genügt es nicht festzustellen, daß, sondern wie er gegen Cäsar unterlegen ist.

Das auf die Ausnützung sicherer Überlegenheit aufgebaute Feldherrntum des Pompeius zeigt sich schon bei seinem ersten Zusammenstoß mit einem ebenbürtigen Gegner. Ziemlich gleichzeitig mit dem Putsch des Lepidus, in den Anfängen schon früher, hatte sich an einem andern Orte des Reiches eine weit größere Gefahr gegen die sullanische Restauration erhoben. In Spanien hatte der Marianer P. Sertorius sich eine regelrechte Alleinherrschaft gegründet. Er war der gemäßigteste aber begabteste der Genossen des Marius und Cinna gewesen, als Feldherr wie als Staatsmann das stärkste Talent, das die römische Demokratie bis dahin hervorgebracht; über Sertorius, nicht über Marius führt der Weg von Gaius Gracchus zu Cäsar. — Nicht unter dem Titel eines Abfalls von Rom, sondern als von Sulla unrechtmäßig abgesetzter Statthalter der spanischen Provinzen rief er sie zum Kampfe gegen die ungesetzliche Regierung auf; es war in gewissem Sinne die Wiederaufnahme des großen Gedankens des Barkiden, von den Pyrenäen aus Rom zu erobern. Bald

in großen Feldschlachten, bald in meisterhaft gehandhabtem Kleinkrieg machte er mit den unfähigen Feldherren der Oligarchie wenig Umstände. Auch als Sullas Waffengefährte Q. Metellus gegen ihn ins Feld rückte, änderte sich nicht viel an der Sachlage. Da erzwang Pompeius unter dem Eindrucke seiner Erfolge gegen Lepidus an der Spitze seines widerrechtlich nicht entlassenen Korps vom Senat seine Entsendung auf den spanischen Kriegsschauplatz unter Gleichstellung mit dem im Kommando verbleibenden Metellus; aber anfangs von Rom aus ungenügend unterstützt, vermochte er nicht den Mangel an Zahl durch seine Persönlichkeit aufzuwiegen; mit Mühe hielt er sich, nicht ohne üble Schlappen, und erst als der Senat auf seine dringenden Hilferufe ausgiebige Unterstützung an Geld und Mannschaft bewilligte, gelang es allmählich, die Oberhand zu gewinnen. Sertorius wehrte sich verzweifelt, und der Krieg hätte in dem hierfür so günstigen Lande noch Jahre dauern können, wäre der kühne Führer nicht von seiner eigenen Umgebung ermordet worden (72). Mit seinem Mörder und Nachfolger Perpenna machte Pompeius wenig Federlesens, und als der Gefangene sich durch Auslieferung der Briefe des Sertorius retten wollte, ließ er die Papiere ungelesen verbrennen und Perpenna hinrichten.

In geradezu selbstherrlicher Weise ordnete Pompeius nunmehr das Land. Schon Sertorius hatte, stets vom Standpunkte des römischen Staathalters aus, für die Assimilierung der spanischen Provinzen weit mehr getan als alle seine Vorgänger. Pompeius trat in die Fußstapfen seines toten Gegners, und die Zuneigung, die dieser genossen, ging auf ihn über. Noch nach Jahrzehnten lebte sie ungeschwächt fort, und selbst nach seinem Tode vermochte der Zauber seines Namens die Provinz gegen den Herrn der Welt zu empören.

Als Pompeius sein Heer aus Spanien nach Rom zum Triumphe führte, liefen ihm die Reste einer andern Heeresmacht in die Arme, die inzwischen der römischen Staatsgewalt in Italien selbst schwere Stunden bereitet hatte. Ein Sklavenaufstand von noch nicht dagewesener Ausdehnung hatte durch vier Jahre daselbst gewütet; erst im Jahre 71 gelang es dem Prätor M. Licinius Crassus, die von Spartacus geführte Revolte niederzuschlagen.

Dieser Crassus ist so ziemlich der letzte Repräsentant jener Type von republikanischen Feldherren, die, ohne eigentlich Berufssoldaten zu sein und ohne es werden zu wollen, gelegentlich einmal ein Kommando übernahmen. Crassus war der erste Bankier und Finanzmann Roms, mit allen Mitteln nach dem Geld und durch das Geld nach dem Höchsten strebend, dabei durchaus bereit, wie Mommsen sich treffend ausdrückt, falls er es allein nicht erreichen konnte, es im Wege eines Kompagniegeschäftes zu versuchen. Durch seinen Reichtum war er eine Großmacht im Staatsbetrieb, die nie und nirgends übersehen werden konnte, und daß er nun auch einen nicht ungefährlich aussehenden Krieg glücklich beendet hatte, kam seiner Volkstümlichkeit und damit seinem Einfluß wesentlich zustatten.

Indes Lepidus, Sertorius und Spartacus waren nicht die einzigen, die nach Sullas Tode die oligarchische Staatsmacht ins Gedränge brachten. Im äußersten Osten erhob sich der alte Erbfeind Mithridates von Pontus zum dritten Male (74). Der Konsul L. Licinius Lucullus warf ihn in einem glänzenden Feldzuge bis über die Grenzen seines Reiches und schlug auch seinen Schwiegersohn Tigranes von Armenien; jedoch dem Vollblutoptimaten fehlte trotz glänzender Führergaben eine wichtige Eigenschaft des Feldherrn: die Fühlung mit den Truppen. Sie blieben ihm fremd und kamen ihm schließlich trotz aller Siege aus den Fingern.

Neben Mithridates war der römischen Staatsgewalt noch ein anderer, in vieler Hinsicht empfindlicherer Gegner erwachsen in den Seeräubern, welche, durch die Mißwirtschaft im römischen Flottenwesen wie in der Verwaltung der Provinzen begünstigt, bald einen Staat im Staate bildeten und in einer weitverzweigten und festgefügten Organisation, mit dem Hauptsitze in Kreta und an den kilikischen Küsten, den ganzen See- und Handelsverkehr des Mittelmeeres in unleidlichster Weise terrorisierten. Seit 78 kämpften die Römer mit wechselndem Erfolge gegen das Übel; doch selbst die Besetzung der kleinasiatischen Küsten durch P. Servilius und Kretas durch C. Metellus zeitigte kein dauerndes Ergebnis, und nach der schweren Niederlage des Prätors M. Antonius bei Kydonia (72) war der Zustand ärger wie zuvor. —

So standen die Dinge, als Pompeius und Crassus sich nach Beendigung der spanischen und italischen Empörung vor Rom

die Hände reichten. Zwei Männer, denen die von allen Seiten bedrängte Optimatenpartei der Not gehorchend wichtige Kommanden übertragen hatte ohne die Gewähr, es mit unbedingten Anhängern zu tun zu haben, hatten ihre Aufgaben gelöst und pochten an die Tore der höchsten Macht. Ihre Wahl zu Konsuln für das Jahr 70 war unvermeidlich, und sofort fiel auch die Maske, falls von einer solchen überhaupt die Rede sein konnte. Mit der vollständigen Wiederherstellung der tribunizischen Gewalt ging die sullanische Verfassung in Trümmer; eine populäre Neuaufteilung der einflußreichen Geschworenenstellen, die Wiedereinsetzung der Zensoren, endlich eine Revision der Senatsliste ergänzte die Maßregel.

Der Zweck war klar. Die Oligarchie war damit noch lange nicht zertrümmert; aber der Demokratie war die Möglichkeit geboten, nicht nur in Verschwörerklubs, sondern auf dem Boden realer Politik Opposition zu machen. Die Machtverhältnisse der Parteien waren so weit ausgeglichen, daß eine starke Persönlichkeit, zumal an der Spitze eines Heeres, leicht in der Lage war, das Zünglein an der Wage zu spielen.

Dabei waren die beiden Machthaber durchaus nicht ein Herz und eine Seele; jeder fühlte stark die Rivalität des andern. Beide behielten vorerst ihre Heere, auch nachdem der Triumph vorüber war und sie von der Regierung alles erlangt hatten, was sie gewollt, und mehr als einmal schien der offene Bruch unvermeidlich. Während die unfähige Oligarchie die günstige Gelegenheit sich entgehen ließ, den Zwist der Machthaber auszunützen und einen durch den andern zu stürzen, hatte die Demokratie, deren Interesse es entsprach, die für sie so erfolgreiche Gesamtherrschaft beider vorläufig zu stützen und dabei keinen allzu übermächtig werden zu lassen, die größte Mühe, das äußerste hintanzuhalten. In erster Linie war dies das Werk Cäsars, der sich trotz seiner Jugend allmählich zu einer führenden Stelle in der Partei emporgearbeitet und, mit Crassus persönlich aufrichtig befreundet, sich auch bei Pompeius unentbehrlich zu machen gewußt hatte. Der Bruch wurde vermieden, und nachdem Crassus den Anfang gemacht, entließ endlich auch Pompeius sein Heer.

Die Gefahr eines Bürgerkrieges war vorläufig beseitigt; indessen lastete nicht minder schwer die Frage auf allen Gemütern, was Pompeius, der nach Crassus' Entgegenkommen tatsächlich allmächtig schien, nach Ablauf seiner gesetzlichen Amtsgewalt be-

ginnen würde. Auch ohne Heer hätte er die höchste Macht, sei es als Diktator oder wie immer auf unbegrenzte Zeit beanspruchen können, und nach seinem bisherigen Auftreten erwartete jedermann etwas derartiges. Indes es geschah das Unerwartete: Pompeius trat nach Ablauf des Konsulates, nachdem er die ihm zukommende prokonsularische Provinz gleich Crassus stolz abgelehnt — wann hätte ein Konsul in früheren Zeiten sich etwas derartiges herausnehmen dürfen? — in das Privatleben zurück. Hielt er, wie später einmal Napoleon, nach seinen ersten Erfolgen den Moment zum Eingreifen noch nicht für gekommen? Oder fehlte ihm, nachdem alle Vorbedingungen erfüllt waren, die Entschlußfähigkeit zum letzten, entscheidenden Schritt? — Wenn es erlaubt ist, aus seinem späteren Verhalten Schlüsse zu ziehen, so ist die letztere Annahme die wahrscheinlichere. In seiner instinktiven Scheu vor der letzten großen Tat setzte er sich selbst noch eine weitere Vorarbeit, deren Notwendigkeit er sich, obwohl sie längst nicht bestand, einredete, nur um den gefürchteten Schritt hinausschieben zu können: er wollte zuvor die militärischen Aufgaben lösen, die im Osten und auf dem Meere eines großen Feldherrn harrten; er wollte sie als Prätendent lösen, da ihn doch niemand hätte hindern können es als Monarch zu tun.

Am dringendsten rief die durch die schrankenlose Herrschaft der Seeräuber bis zur äußersten Unerträglichkeit gesteigerte wirtschaftliche Notlage nach endgültiger Abhilfe. Pompeius griff zu. Sein Sprachrohr, der Tribun A. Gabinius, stellte den Antrag, der Pompeius mit einer militärischen und politischen Vollmacht ausstatten sollte, wie vor ihm auch in der furchtbarsten Gefahr kein Diktator sie besessen. Er bekam das Recht, 120 000 Mann, 5000 Reiter und 500 Kriegsschiffe aufzubieten, dabei freie Verfügung über alle Kassen des Staates, der Provinzen und der Klientelstaaten, schließlich prokonsularische Gewalt über alle Meere und sämtliche Küsten bis 50 römische Meilen (75 Kilometer) landeinwärts; und das alles auf drei Jahre. Eine solche Machtfülle mußte in dem Augenblicke, da der Feldherr wollte, das Ende der Republik bedeuten; und so raffte sich die Senatspartei endlich zur Gegenwehr auf. Es war zu spät. Der Antrag kam vor das Volk und drang durch, der erfolglose Widerstand des Senates hatte nur eine weitere Erschütterung seiner Autorität zur Folge.

Die gestellte Aufgabe entsprach den Hoffnungen wie der Eigenart des Feldherrn in höchstem Maße; hier war er ganz in seinem Elemente: mit größten Mitteln in größtem Stile zu operieren. Und wahrhaft glänzend hat er die Aufgabe gelöst.

Seit zehn Jahren war man mit den Seeräubern im Kriegszustand; drei Jahre hatte man Pompeius zur Beendigung des Krieges Frist gegeben; in drei Monaten hat er ihn zu Ende geführt. Zuerst wurde in 40 Tagen das westliche, dann in weiteren 49 Tagen — mit der Entscheidungsschlacht bei Korakesion — das östliche Mittelmeerbecken vom Feinde gesäubert; und die unerwartete Milde, die der Sieger bewies, half ihm wesentlich den Erfolg vervollständigen. In der kolonisatorischen Tätigkeit, die er an den Sieg anschloß, hat der sonst recht mäßige Politiker sich, ähnlich wie schon in Spanien, als achtenswerter Staatsmann gezeigt.

Der Feldzug war früher zu Ende, als es dem Feldherrn, der noch auf eine zweite Aufgabe im Osten wartete, lieb sein konnte. Indes ein Kompetenzstreit bot ihm den Vorwand im Osten zu harren, bis die Frucht reif ward. Und sie ward es im richtigen Augenblick.

Noch bevor Pompeius den Seeräuberkrieg begonnen, hatten die Dinge in Asien eine für die Römer ungünstige Wendung genommen. Lucullus, der sich zu weit vorgewagt, sah sich durch Bedrohung seines Rückens und die wachsende Unverläßlichkeit seiner Truppen zum Rückzug und zur Räumung aller Eroberungen gezwungen. An eine neuerliche Offensive war mit dieser Armee nicht zu denken. Indessen agitierten die Demokraten und die Ritter, die sich Lucullus durch energische Maßnahmen gegen ihre Vampyrtätigkeit zu Feinden gemacht hatte, immer heftiger gegen den Feldherrn. Schließlich sah der Senat sich veranlaßt ihn abzuberufen und entsendete an seine Stelle den Konsul M. Glabrio; doch dieser zog es vor, das Kommando gar nicht zu übernehmen, so daß Lucullus es provisorisch weiterführen mußte, freilich ohne hindern zu können, daß Mithridates, der längst sein Stammland Pontus wieder besetzt hatte, im römischen und befreundeten Gebiete immer weitere Fortschritte machte.

So lagen die Dinge, als Pompeius den Seeräuberkrieg beendet hatte und nun, des Rufs gewärtig, im Osten stand. Es mag zweifellos in seiner Absicht gelegen haben, zuerst die Piraten

abzutun; denn erstens war dieser Krieg wichtiger und volkstümlicher, und zweitens bot ihm die wiedererworbene Seeherrschaft nicht zu unterschätzende Vorteile für den asiatischen Landkrieg, der ihm schließlich nicht entgehen konnte. Im gegebenen Augenblicke stellte der Tribun C. Manilius, unterstützt durch den beredten Advokaten M. Tullius Cicero, den Antrag, Pompeius mit der Führung des Krieges gegen Mithridates und Tigranes zu betrauen, bei voller Belassung der noch auf zwei Jahre zu Recht bestehenden, wenn auch faktisch überflüssig gewordenen Vollmachten des Piratenkrieges. Der Antrag, der der absoluten Macht des Reichsfeldherrn den Schlußstein einfügte, ging durch, da keine Partei mehr wagen durfte dagegen aufzutreten.

Pompeius beeilte sich dem Rufe zu folgen. Nachdem er mit den Parthern ein Bündnis geschlossen, um Tigranes in Armenien festzuhalten, übernahm er im Frühjahr 66 in Danala am oberen Halys von Lucullus Truppen und Kommando. Aus begreiflichen Gründen hat es schon im Altertum nicht an Versuchen gefehlt, seine Verdienste in diesem Feldzuge herabzusetzen. „Wie ein Aasgeier stürzte er sich auf das von andern erlegte Wild", soll Lucullus geäußert haben, und die Geschichtsschreiber alter und neuer Zeit haben vielfach diese Auffassung geteilt. Mithridates war aber damals nichts weniger als ein erlegtes Wild; Beweis ist sein zermalmender Sieg über Triarius bei Zela (67), Beweis die vollständige Ohnmacht des Lucullus und der übrigen römischen Befehlshaber. Der neue Feldherr hatte es unter schwierigsten Verhältnissen mit einem achtunggebietenden Gegner zu tun.

Mithridates hielt seine Kräfte zusammen und versuchte die Entscheidung hinauszuziehen. Pompeius manövrierte ihn aus einer Stellung in die andere, bis es ihm gelang, am Flusse Lykos, wo er später Nikopolis gründete, eine nächtliche Schlacht herbeizuführen, die mit der Zersprengung des pontischen Heeres endete. Mit schwachen Trümmern kam der König an die armenische Grenze; doch sein Schwiegersohn Tigranes wies ihn ab und unterwarf sich dem römischen Feldherrn, der nunmehr auch den Frieden zwischen ihm und den Parthern vermittelte. Da floh Mithridates über den Kaukasus in seine bosporanischen Provinzen. Pompeius, entschlossen, mit dem unermüdlichen Feinde ein Ende zu machen, folgte; am Wege warf er die kriegerischen Gebirgsvölker des Kaukasus nieder. In-

des seine Offensive begann zu „kulminieren", und es ist ein nicht hoch genug einzuschätzendes Verdienst, daß er dies rechtzeitig erkannt hat. Unter geschickter Ausnützung sich bietender Vorwände trat er den Rückzug an, nicht ohne die Bergvölker noch einmal das römische Schwert fühlen zu lassen. Dann aber begann er mit der Ordnung des römischen Provinzial- und Einflußgebietes in Asien, die er ebenso wie einst in Spanien mit souveräner Selbstherrlichkeit und im großzügigsten Maßstabe durchführte. Sein Eingreifen in die seit den Makkabäern gewahrte Souveränität des jüdischen Staates führte zur Erstürmung von Jerusalem, wo Pompeius zum allgemeinen Entsetzen das Allerheiligste des Tempels betrat, was ihm die Juden niemals verziehen haben.

Kurz vorher hatte er im Lager vor Jericho die Nachricht erhalten, daß Mithridates inmitten neuer großartiger Entwürfe durch einen Aufstand seines Sohnes Pharnaces gezwungen worden war, sich das Leben zu nehmen.

Nach der Einnahme von Jerusalem brach er demzufolge abermals nach Pontus auf. Pharnaces wurde lediglich im Besitze des bosporanischen Reiches (Nordküste des Schwarzen Meeres) bestätigt und mußte auf seine asiatischen Erbländer verzichten. Die Leiche des alten Königs, des unversöhnlichsten und unermüdlichsten Feindes, der Rom seit Hannibals Tode erstanden, ward mit königlichen Ehren in der Königsgruft zu Sinope beigesetzt.

Pompeius hatte die zweite und letzte der Aufgaben, die er sich selbst gesetzt, glänzend erledigt. In den weiten Gebieten des Kriegsschauplatzes hatte er nicht wie ein verantwortlicher Feldherr der Republik, sondern wie ein absoluter Kriegsfürst gewaltet. Nach Vollendung des Werkes trat er an der Spitze seiner siegreichen Armee den Rückweg an. Niemand konnte zweifeln, daß er nunmehr über Rom ebenso souverän verfügen werde wie über Jerusalem und Antiochia. Die Hauptstadt der Welt erwartete gebeugten Hauptes ihren Herrn.

III. Der Parteiführer.

In Rom hatte während Pompeius' Abwesenheit der Kampf der Parteien seinen Fortgang genommen; ihre Struktur aber war durch die sullanische Restauration zum Teil eine andere geworden.

Vor allem war das Proletariat, und zwar gerade durch Sulla, wesentlich gestärkt worden. Von der Landzuweisung war es, soweit es nicht im Heere des Diktators Dienst getan — und dazu pflegte sich der Proletarier nicht zu drängen — ausgeschaltet gewesen; dagegen hatten ihm die Proskriptionen zahlreiche neue Elemente, darunter viel Intelligenz, zugeführt, und auch die durch Sulla freigelassenen Sklaven der Proskribierten waren naturgemäß zum größten Teile ihm zugeströmt. Unter diesen Verhältnissen konnten sich die denkenden Köpfe allmählig zu einer geschlossenen Partei anarchistischer Desperados zusammenschließen. Vereinzelt hatten sie natürlich immer existiert — Sulpicius ist ein Beispiel —, und gewiß war auch derjenige, der dem ganzen Typus den Namen geben sollte, Catilina, kein Opfer Sullas gewesen, vielmehr einer seiner Schergen; aber daß er eine eigene Partei bilden, eine durchaus auf diese Elemente und ihre Ziele gestützte Revolution entfachen konnte, dafür haben Sullas Proskriptionen gesorgt.

Die Ideale dieser Partei waren selbstredend vorwiegend destruktiver Natur und gingen zunächst über das, was wir heute als „Diktatur des Proletariats" bezeichnen, nicht wesentlich hinaus, mochte auch mancher für sich im stillen Höheres planen. Ganz anders geartet waren die Ideen der eigentlichen Reformpartei, der sogenannten „Populären", die an die Gracchen anknüpften und zunächst den Sturz der Senatsherrschaft als Vorbedingung jeder Besserung der Verhältnisse anstrebten, dabei jetzt wenigstens aus guten Gründen trachteten, der offenen Revolution aus dem Wege zu gehen. Ihre Stütze hatten sie vor allem in der erbeingesessenen Landbevölkerung Italiens, die im größten Teile des Landes bereits das volle Bürgerrecht besaß, in Oberitalien zum Teil noch darum kämpfte. Aber diese Stütze war ebensowenig eine unbedingte wie die, welche das hauptstädtische Proletariat bot. Der italische Bauer war wohl ehrlicher Anhänger des Reformgedankens, aber auch, wie jeder Grundbesitzer, im innersten Wesen konservativ und gewaltsamen Umwälzungen abgeneigt. Um die Bauernschaft für eine solche zu gewinnen, bedurfte es entweder eines ganz besonderen Anlasses, oder aber einer alles überragenden Persönlichkeit, der es gelang, sie über alle Bedenken hinweg mit sich fortzureißen; und es ist klar, daß dies keinem besser gelingen konnte als einem Feldherrn, der ihre Blüte unter seinen Fahnen vereinigt und

durch gemeinsame Siege an seine Person zu fesseln verstanden hatte. — Für die täglichen Parteikämpfe, die sich nach der alten Verfassung immer noch ausschließlich in der Hauptstadt abspielten, kam aber die Bauernschaft, ganz große Ereignisse ausgenommen, fast gar nicht in Betracht; hier entschied nach wie vor das städtische Proletariat, das in seiner Masse trotz aller demokratischen Schlagworte so gut wie parteilos war und seine Souveränitätsrechte vorwiegend damit betätigte, jenem zu folgen, der am meisten bot oder am lautesten schrie. Daß unter diesen Umständen einerseits die abgespieltesten Schlagworte, andererseits und zwar vor allem das Geld eine immer größere Rolle spielte, war nur natürlich. Und da die Nobilität über Geldmittel in höherem Ausmaße verfügte als die demokratischen Führer beider Fraktionen, so war sie eigentlich auch durch die empfindlichsten politischen Niederlagen nicht umzubringen, weil sie nach wie vor die Wahlmaschine beherrschte und damit ungehindert fortfahren konnte politische Inzucht zu treiben. So blieb sie denn auch nach den schweren Schlappen der gabinisch-manilischen Gesetze nicht nur dem Namen nach, sondern auch tatsächlich am Ruder; sie war gedemütigt, lächerlich gemacht, in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt, aber sie regierte doch fort, und der siegreichen Demokratie, deren Siegesfrüchte ohnehin zu neun Zehnteln Pompeius zugute gekommen, blieb von ihrem Erfolge wenig mehr als die billige Schadenfreude.

Diesen Unsterblichkeitszauber der durch und durch regierungsunfähigen und dennoch von der Regierung nicht zu verdrängenden Oligarchie zu brechen, wurde in diesen Jahren von zwei Seiten der Hebel angesetzt: von anarchistischer und von popularer Seite, durch Catilina und durch Cäsar.

Daß beide Bewegungen, weniger auf Grund innerer Verwandtschaft als mit Rücksicht auf den gemeinsamen Feind, in mancher Hinsicht zusammengingen, kann wohl nicht bezweifelt werden; weit über das Ziel jedoch schießt die Ansicht, welche beide in ihren Anfängen gleichsetzt und Cäsar im Dienste der Diktatur des Proletariats oder Catilina im Interesse der cäsarianischen Monarchie arbeiten läßt.

Schon eine ganz persönliche Würdigung der beiden Männer schließt es aus, daß der eine sich zum Werkzeuge des andern hergegeben hätte. Von Cäsar ist dies ohne weiteres glaubhaft; aber

auch von Catilina. Auch er war eine Herrschernatur, und daß er keineswegs die Absicht hatte, nach etwaigem Erfolge seiner Revolution bescheiden zurückzutreten, zeigt sein Ausspruch, er wolle dem römischen Torso einen Kopf geben. Es ist durchaus absurd anzunehmen, dieser Catilina hätte das ganze Wagnis der Verschwörung nur auf sich genommen, um Crassus zum Diktator und Cäsar zum magister equitum zu machen. Der wahre Sachverhalt wird der sein, daß Cäsar als nunmehriger Führer der Demokratie eben jede Bewegung bis zu einem gewissen Grade unterstützte, die geeignet war, dem Adel unangenehm zu werden, und daß Catilina froh war, für seine Pläne der wenigstens passiven Unterstützung und Deckung durch den geschickten und populären Volksführer sich versichern zu können. Crassus endlich dürfte der ganzen Bewegung noch ferner gestanden haben. Einerseits konnte eine so riskante, dabei durch und durch kommunistische Bewegung nichts weniger als nach dem Geschmack des vorsichtigen Finanzmannes sein, und andererseits liegt ein unüberbrückbarer Widersinn in der Idee, auf dem Wege der anarchistischen Revolution den ersten Kapitalisten des Reiches auf den Thron zu erheben. Die Unwahrscheinlichkeit einer Beteiligung des Crassus an der Verschwörung wirft wohl auch das entscheidende Licht auf die Stellung Cäsars, der in den Zeugnissen seiner Gegner hier in einem Atem mit jenem genannt wird.

Dies war die allgemeine Lage, aus der die nun folgenden Ereignisse sich entwickelten, während welchen Cäsar allmählich in den Mittelpunkt der Schicksale Roms rückte. Wirklich allmählich; läßt sich doch gar nicht genau sagen, von welchem Zeitpunkt an er als Führer der Volkspartei zu betrachten ist. In Wahrheit hat er sie geleitet, ohne je eine namentliche Führerschaft zu beanspruchen; die Vorteile einer solchen nach außen unklaren, nach innen um so sicherern Stellung konnte niemand besser schätzen als eben Cäsar, dem jederzeit die Sache mehr galt als der Name.

Daß er zum Führer berufen war, hatte schon als erster Sulla erkannt, und hatten nach ihm Freund und Feind geahnt. Seine Verwandtschaft mit Marius, sein mutiger Widerstand gegen den Diktator hatten ihn früh zur Hoffnung der niedergetretenen Partei werden lassen, und er sorgte dafür, daß diese Hoffnung nicht erlosch. Auch seine hohe Begabung wurde bald offenbar. Daß er angesehene Männer der Gegenpartei vor Gericht zog,

war nur der gewöhnliche Weg junger Leute, sich politisch die Sporen zu verdienen; allein er glänzte dabei vor allem übrigen durch seine elegante, männliche, jeder Phrase abholde Beredsamkeit und nicht zuletzt durch ein in allen Lagen durch und durch vornehmes Auftreten, das die Anhänger begeisterte und die Gegner entwaffnete. Die Kriegsdienste seiner Jugend — er hatte mit 20 Jahren bei der Erstürmung von Mytilene durch Rettung eines Kameraden die Bürgerkrone erworben und später mit eigenen Mitteln und auf eigene Faust in der Provinz Asia eine Revolte niedergeschlagen — zählten weniger in den Augen seiner Zeitgenossen; man war gewohnt in ihm in erster Linie den Politiker zu sehen und nebenbei den eleganten Lebemann, der als ausgesprochener Stutzer alle Moden der Hauptstadt mitmachte und durchaus nicht den Eindruck erweckte, als könnte er sich im Feldlager dauernd wohl fühlen. Indessen betätigte er seinen persönlichen Mut in den Krawallen des Forums und sorgte, ohne seinem Hunde den Schweif zu stutzen oder sich sonst lächerlich zu machen, daß man ihn nicht aus den Augen verlor. Zu seiner Methode gehörte es, durch überraschende Kraftproben zu verblüffen. Hierzu zählt sein offenes Bekenntnis zu dem noch immer verfehmten Andenken des Marius, dessen Bildnis er entgegen den noch in Kraft stehenden Bestimmungen Sullas bei der Leichenfeier der Witwe des großen Toten, seiner eigenen Tante, öffentlich enthüllte; noch schwerer wog es, daß er als Ädil die von Sulla gestürzten Siegeszeichen des Cimbern- und Teutonensiegers über Nacht auf dem Kapitol aufrichten ließ. Alles war bestürzt über diese Kühnheit; doch angesichts der Begeisterung des Volkes und der marianischen Veteranen wagte der Senat dagegen nichts zu verfügen. — Die gewaltigste Kraftprobe aber war seine Kandidatur zur Würde des Hohenpriesters (pontifex maximus) im Jahre 63. Keine andere Würde hatte die Oligarchie so sorgsam gehütet und selbst aus ihrer Mitte nur den erlesensten Konsularen überlassen wie dieses lebenslängliche, einflußreiche Amt. Ihre Bestürzung über die Kandidatur des jungen Demokraten war ebenso groß wie die Verblüffung über das noch nicht dagewesene Wagnis. Unsummen wurden aufgeboten, die einflußreichsten Männer als Gegenkandidaten aufgestellt, darunter der alte Q. Lutatius Catulus, der berufene Hüter sullanischer Tradition und ausgesprochene Führer der Adelspartei. Catulus ließ dem Gegner, dessen tiefe Verschuldung kein Ge-

heimnis war, insgeheim eine hohe Summe für seinen Rücktritt anbieten; Cäsar ließ ihm sagen, er werde eine noch höhere aufnehmen, um seine Wahl durchzusetzen. Er siegte glänzend und stärkte durch den neuen Erfolg auch wieder seinen schon bedenklich erschöpften Kredit. Daß er bis über die Ohren verschuldet war, wußte die ganze Stadt. Schon als Quästor im Jahre 68 hatte er nicht gespart, wo es galt sich dem Volke gegenüber freigebig zu zeigen; alles bisher Dagewesene aber wurde in den Schatten gestellt durch die Pracht und den Luxus, den er kraft seines Amtes, aber aus eigenem Säckel im Jahre 65 als Ädil entfaltete. Sein Kollege, der griesgrämige Optimat M. Bibulus, hatte mit sauren Mienen mitgezahlt; da ihm jedoch das gewinnende Auftreten Cäsars gänzlich mangelte, blieb in den Augen der Menge diesem allein das Verdienst. Die Prachtentfaltung und Freigebigkeit erreichte einen solchen Grad, daß der Senat sich zeitweilig veranlaßt sah, von Amts wegen einzuschreiten; was natürlich nur dazu betrug, die Beliebtheit des Spenders zu erhöhen.

Dabei sahen die Optimaten die Verschwendungssucht ihres gefährlichen Gegners nicht ungern; sie hofften, er werde sich damit selber den Hals zuschnüren und schließlich als ruinierter Mann auch politisch Bankerott machen. Indessen Cäsar wußte, was er tat; wußte, daß er das Geld, indem er es auf solche Art wegwarf, in Wahrheit auf Wucherzinsen anlegte. Mit Recht hat v. Meß die Schulden Cäsars mit einer Staatsschuld großen Stiles verglichen.

Mitten durch diesen Trubel von Spielen, Schmäusen und demagogischen Spielereien führte Cäsar mit fester Hand die Politik seiner Sache. Schon an der Annäherung des Pompeius an die Volkspartei und seiner ersten Aussöhnung mit Crassus hatte er Anteil gehabt; noch mehr war sein Eingreifen gelegentlich der gabinisch-manilischen Gesetze zutage getreten. Pompeius war ihm tief verpflichtet, und seine ehrliche Soldatennatur verleugnete die schuldige Dankbarkeit keineswegs, um so weniger als Cäsar nach wie vor fortfuhr, den politisch unbeholfenen Feldherrn auf diesem Gebiete in entgegenkommender Weise zu entlasten. Je mehr Pompeius ihm und seiner Partei verpflichtet war, um so sicherer war man vor der Gefahr einer Aussöhnung des mächtigen Generals mit den Optimaten, die, wenn auch nicht gänzlich zu stürzen, so doch ununterbrochen zu ärgern und

lächerlich zu machen sich Cäsar unterdessen daheim dringend angelegen sein ließ. Neben diesen mehr negativen Aufgaben verfolgte er auch sehr positive Ziele; vor allem den Ausbau der eigenen Partei. Was am dringendsten nottat, sie auf eine breitere Grundlage zu stellen, schien bei dem genugsam bekannten Charakter des römischen Pöbels ein zweideutiges Beginnen. Indes Cäsars Scharfblick fand bald die neue Basis, deren er bedurfte: die vom zersetzenden Großstadtgetriebe verschonte, kernige Kolonistenbevölkerung der Poebene (Gallia cisalpina), zumal der Transpadana, die infolge der Verweigerung des Bürgerrechtes durch den Senat zu diesem in schärfstem Gegensatze stand und mit der demokratischen Sache nicht weniger sympathisierte als mit dem hoffnungsvollen Neffen des Marius. Es fiel nicht besonders auf, als der Quästor Cäsar gelegentlich seiner Rückreise aus Spanien, wohin er den Prätor Thermus begleitet hatte, die oberitalischen Städte bereiste; und doch wurde damals der Grund zu einem Bunde gelegt, der die weltbewegenden Ereignisse der nächsten Jahrzehnte in ausschlaggebender Weise beeinflussen sollte.

Dies war geschehen im Jahre 68, da Pompeius noch in Rom weilte. Das folgende Jahr brachte das gabinische Gesetz, dem bald das manilische folgte, und die glänzenden Kriegstaten des Pompeius hielten die Stadt jahrelang in Atem. In der innern Parteipolitik kam man unterdessen über die bereits geschilderten gegenseitigen Reibereien nicht hinaus, und seit dem Erfolge der beiden großen Militärvorlagen behauptete die Volkspartei auf diesem Gebiete ständig die Offensive.

Der bedeutendste und erfolgreichste dieser Angriffe war der sogenannte Rabiriusprozeß im Jahre 63. Der Träger dieses Namens, ein bedeutungsloser alter Mann, hatte sich gerühmt, vor 37 Jahren an der Niedermetzelung des revoltierenden Tribunen Saturninus hervorragend beteiligt gewesen zu sein. Damals hatte eine verfassungsmäßig anfechtbare Auslegung des vom Senate gehandhabten Standrechts die Verletzung der heiligsten Rechte des römischen Bürgers, des Appellationsrechts und der Unverletzlichkeit der Tribunen, gedeckt; hier setzte Cäsar ein. Er ließ Rabirius durch den Tribunen T. Labienus, seinen späteren ersten General, vor Gericht ziehen, zwang ihn zur Rettung seines Lebens zunächst selbst vom Appellationsrecht Gebrauch zu machen, brachte ihn dann erst recht, trotz der Ver-

teidigung durch Cicero, bis hart vor die Verurteilung und ließ endlich den armen Teufel, als der Prozeß offensichtlich gewonnen und das Vorgehen der Nobilität unwiderruflich gebrandmarkt, der Zweck also glänzend erreicht war, durch einen formellen Kniff entschlüpfen. Zum ersten Mal mußte der Senat erfahren, zu welch furchtbarer Waffe selbst noch nach Jahrzehnten ein Justizmord in der Hand eines Gegners wie Cäsar werden konnte; er hat es zu seinem Schaden, wie die folgenden Ereignisse lehren, nicht beherzigt. —

Inzwischen war neben der Reformpartei auch der Bund der Anarchisten auf den politischen Kampfplatz getreten.

All die zahlreichen Existenzen, die nur noch in einem tiefgreifenden Umsturz mit der unvermeidlichen Schuldscheinvernichtung ihre Rettung zu erblicken vermeinten, hatten endlich in der Person des gewesenen Prätors L. Sergius Catilina ein Haupt gefunden. Ein genialer Desperado, eine geborene Herren- und Führernatur, hat Catilina auch im tiefsten sittlichen Verfalle diese Eigenschaften nicht verleugnet. Beileibe darf man sich ihn nicht als den landläufigen Typus des anarchistischen Verschwörers vorstellen, der mit dem Dolche im Gewande durch finstere Gassen schleicht. Catilina war Senator und Hocharistokrat, der mit den ersten Männern der Republik als Gleicher mit Gleichen verkehrte und dessen Bewerbung um die Präsidentschaft wohl politisch eine Gefahr, gesellschaftlich aber durchaus natürlich war. Eine achtunggebietende Großzügigkeit geht durch sein Wesen wie durch seine Pläne, und es ist unzweifelhaft, daß ein so veranlagter Kopf in seinen letzten Zielen sich durchaus nicht mit einem negativen Zerstörungswerk begnügt hätte, sondern für seine Person wenigstens ganz positive, in ihren Mitteln vielleicht, in ihrem Zweck sicher nicht anfechtbare Ideen verfolgt hat. Eine gewisse geistige Verwandtschaft mit Cäsar ist unverkennbar, und sie mag mit der Grund gewesen sein, weshalb der damalige Führer der bürgerlichen Volkspartei persönlich die Bestrebungen der Anarchisten mit einem passiven Wohlwollen begleitete.

Die erste, in den Winter 66/65 fallende Phase der Verschwörung erscheint uns insofern unklar überliefert, als die in den von gegnerischer Seite beeinflußten Quellen berichtete Teilnahme des Crassus und Cäsar in der Form wenigstens, wie sie berichtet wird, undenkbar ist. Angeblich soll der Anschlag dadurch vereitelt wor-

den sein, daß der zum Diktator in Aussicht genommene Crassus im entscheidenden Augenblicke sich versagte. Wir haben schon früher die Unwahrscheinlichkeit betont, daß Crassus auf den Schultern der Anarchisten zur Macht streben oder daß diese gerade ihn auf den Schild zu erheben wünschen konnten; auch war er sicher nicht der Mann, wenn er einmal zugesagt, sich im letzten Moment zurückzuziehen und dadurch auch noch der Rache dieser zu allem fähigen Elemente auszusetzen.

Die Ermordung der Konsuln und ihr Ersatz durch geeignete Kreaturen scheint tatsächlich geplant gewesen zu sein, mißlang aber. Die Regierung begnügte sich im wesentlichen damit, der entlarvten Verschwörerbande eine eigene bezahlte Straßenbande entgegenzustellen; damit verlief die Sache vorläufig im Sande. Das ganze Jahr 65 — Cäsars Ädilität — verlief ruhig, auch die Wahlen für 64 brachten keine Veränderung. Erst gegen Ende dieses Jahres erhob die Verschwörung neuerdings ihr Haupt.

Wieder war es aufs Konsulat abgesehen. Diesmal sollte Catilina und der schwache C. Antonius zu dieser Würde gelangen. Die Optimaten fanden nicht mehr den Mut, einen der ihrigen in den voraussichtlich nicht ungefährlichen Wahlkampf zu entsenden; da sprang ein Mann ein, der ohne dieses Zusammentreffen vielleicht niemals zur höchsten Würde im Staate und zu einer führenden politischen Rolle gelangt wäre: der wegen seiner rednerischen und gesellschaftlichen Talente, nicht zuletzt wegen seiner gefälligen Parteilosigkeit beliebte Advokat M. Tullius Cicero.

Über wenige Persönlichkeiten der Weltgeschichte ist gleich widersprechend geurteilt worden. Drumann und vor allem Mommsen konnten seiner Erscheinung wenig Neigung abgewinnen. Seitdem hat unter den Historikern und noch mehr unter den Philologen eine starke Bewegung zu seiner Rehabilitierung eingesetzt; es ist schließlich begreiflich, daß es dem philologischen Schulmanne widerstrebt, den Mann, den er als leuchtendes Vorbild lateinischer Sprachkunst anzupreisen bemüßigt ist, seinen Schülern gleichzeitig als verächtlichen Charakter hinzustellen. Dazu gesellt sich die große Zahl jener, die keine Gelegenheit vorübergehen lassen können, einer überragenden Größe — gelte es der historischen Cäsars oder der wissenschaftlichen Mommsens — etwas am Zeuge zu flicken. Zugegeben, daß Cicero ein überaus feiner, wenn auch durchwegs subjektiver und jedes historischen

Sinnes barer Beobachter gewesen ist und durch seine diplomatische Gewandtheit und geistige Beweglichkeit immerhin befähigt war, in kritischen Zeiten eine Rolle zu spielen: so lastet doch über all seinen positiven Eigenschaften und wirklichen Verdiensten eine in der Geschichte der sogenannten großen Männer ganz vereinzelt dastehende groteske Eitelkeit, die sein ganzes Tun und Lassen, sein Denken, Reden, Schreiben und Handeln restlos beherrscht und ihm und seiner Zeit zum Fluch geworden ist. — Ciceros Zeitgenossen dankten ihm die Errettung von der catilinarischen Gefahr; wir danken ihm, d. h. seiner unerschöpflichen Rede- und Schreibseligkeit und seiner emsigen Fürsorge für die Verewigung auch der nebensächlichsten Erzeugnisse seines Geistes, einen einzigartig reichen und intimen Einblick in die Geschichte jener Tage. Sein Briefwechsel zumal ist eine der allerkostbarsten Geschichtsquellen aller Zeiten geworden und seine Erhaltung um so dankenswerter, als eben eine der wichtigsten und interessantesten Epochen durch ihn eine für das Altertum ohne Beispiel dastehende Durchleuchtung erfährt. Über diese Dankbarkeit, die logischerweise mehr dem Schicksal gelten müßte, das jene Dokumente erhalten hat, als ihrem Verfasser, sollte der Historiker keineswegs das nichts weniger als schmeichelhafte Gesamtbild Ciceros übersehen, das ihm gerade aus ihnen entgegenblickt. Er braucht nur den Reden, die jener vor dem allmächtigen Monarchen Cäsar für Marcellus, Dejotarus und Ligarius gehalten hat, den gleichzeitigen Briefwechsel entgegenzuhalten, um mit dem Urteil fertig zu sein. —

Die Aristokratie war froh, einen Mann gefunden zu haben, der es wagte, die Kandidatur und damit den Kampf mit Catilina aufzunehmen. Sie warf Geld und Einfluß nach Möglichkeit in Ciceros Wagschale, und er ging als erstgewählter Konsul aus der Urne hervor. Die beiden Gegenkandidaten hatten fast die gleiche Stimmenzahl, Antonius erhielt einige mehr als Catilina, und erschien somit gleichfalls gewählt. Diese wenigen Stimmen waren von historischer Bedeutung; wer weiß wie die Sache geendet hätte, wäre Catilina statt Antonius neben Cicero zum Konsulate gelangt. Ciceros erstes Beginnen war, den wankelmütigen und tief verschuldeten Kollegen durch Einräumung persönlicher Vorteile den Verschworenen abspenstig zu machen; er saß das Jahr über ebenso als freiwillige und vollständige Null auf dem kurulischen Stuhle, wie er als Kollege Catilinas darauf gesessen hätte, und des letzteren Pläne waren abermals gescheitert.

Nun begann dieser insgeheim militärisch zu rüsten. In Etrurien, dem Tummelplatz aller unzufriedenen und umstürzlerischen Elemente, ward bei Faesulae um einen silbernen Legionsadler aus den marianischen Feldzügen, den Catilina als Heiligtum in seinem Hause gehütet hatte, ein Heer gesammelt. C. Mallius, ein alter Offizier aus Sullas Zeit, leitete die Aushebungen. Indessen wurde in Rom nach vielverheißenden geheimnisvollen Vorbereitungen und Andeutungen ein geradezu ungeheuerliches Ackergesetz durch den Volkstribunen P. Servilius Rullus auf den Markt geworfen, das mit seinen widersprechenden Tendenzen, mit seinen versteckten oder offenen Spitzen gegen alle Parteien und Interessengebiete einschließlich des Pompeius, von Haus aus als totgeboren gelten konnte und selbst wenn es einen andern Zweck verfolgt haben sollte, doch wenigstens den einen erreicht hat, Konsul, Senat und Volk zu beschäftigen und die Aufmerksamkeit von wichtigeren Dingen abzulenken. Mit Feuereifer warf sich der Konsul auf die blutleere Vogelscheuche und erfocht einen dementsprechend unblutigen Sieg. In seine Triumphfanfaren mischten sich bereits die Hornsignale der revolutionären Korps; nicht nur in Etrurien, fast in ganz Italien gärte es, in allen Volksschichten und Parteien zählte die Anarchie Anhänger. Catilina war noch immer in der Hauptstadt, saß regelmäßig auf seinem Sitze im Senat und bewarb sich für das nächste Jahr abermals um das Konsulat, ohne aus seinen Plänen wie auch nur aus den Rüstungen ein Geheimnis zu machen. Er war entschlossen, mit brutaler Gewalt zu Ende zu kommen. Am Wahltage sollte die Revolution in Rom ausbrechen und jener in Etrurien die Hand reichen; der wahlleitende Konsul Cicero sowie die Gegenkandidaten sollten niedergemacht und Catilina zum Konsul ausgerufen werden.

Cicero hatte seine Gegenmaßregeln getroffen. Im Lande wurde gerüstet; in Rom selbst organisierte der Konsul gleich seinem Gegner eine bewaffnete Bande und daneben ein Spitzelsystem, welches in seiner Art als vorbildlich gelten konnte für alle Zeiten. Ihm verdankte er in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, den Sieg. Er erfuhr alles, was die Verschworenen im Schilde führten. So konnte er knapp vor der Wahl es unternehmen, Catilina im Senate offen die Beschuldigung des Hochverrats ins Gesicht zu schleudern. Indessen es blieb zunächst ein Luftstoß; Catilina fiel es nicht ein zu leugnen oder sich rechtfertigen zu

wollen. Er antwortete mit scharfen Drohungen, die mehr enthielten als ein Geständnis, und Cicero konnte vorläufig noch nicht wagen einzuschreiten. So kam es zur Wahl; die Banden des wahlleitenden Konsuls behaupteten das Schlachtfeld, und Catilina sah sich abermals geschlagen.

Am Tage vor der Wahl war der Aufstand in Etrurien offen ausgebrochen. Alles wartete auf den Führer. Catilina zögerte: das Scheitern der Erhebung am Wahltage hatte seine Interessen in Rom so gefährdet, daß er sie weniger denn je den unfähigen Männern, die ihm zur Verfügung standen, anvertrauen konnte: der beste Beweis, daß Cäsar ihm *nicht* zur Verfügung stand. Vor allem aber wollte er, ehe er ging, mit seinem Todfeind abrechnen: Cicero sollte in seiner Wohnung ermordet werden. Auch dieser Anschlag wurde verraten und vereitelt. Nun gab es keine Wahl mehr. Noch einmal erschien Catilina im Senat, ließ sich von Cicero die Ereignisse der vergangenen Nacht ins Gesicht sagen und verließ dann unbehelligt die Hauptstadt. Zuvor hatte er in einem noch erhaltenen Briefe die Sorge für seine Gattin dem Haupte der Adelspartei, Q. Catulus, ans Herz gelegt. Er begab sich zur Armee nach Etrurien, rief sich zum Konsul aus und wartete auf die Nachricht vom Ausbruch der Revolution in Rom, um dann den Aufständischen in der Stadt von außen die Hand zu reichen.

Nach dem Abgange des tollkühnen Führers raffte sich die Regierung endlich zum Einschreiten auf. Die der Tatkraft Catilinas seltsam widersprechende Schwäche seiner Platzhalter erleichterte es ihr wesentlich. Die Revolutionäre konspirierten und berieten und wurden nie fertig. Als sie endlich auch mit einer Gesandtschaft der keltischen Allobrogen in Unterhandlungen getreten waren, ließ der Konsul die letzteren beim Verlassen der Stadt anhalten und legte die bei ihnen gefundenen Schriftstücke dem Senate vor, während er gleichzeitig die überführten Häupter der Verschwörung, soweit sie sich nicht rechtzeitig geflüchtet hatten, verhaften ließ; es waren ihrer vier: der Prätor P. Lentulus Sura, C. Cethegus, P. Gabinius und L. Statilius.

Die Revolution in Rom war mit der Lahmlegung der Hauptverschwörer unterdrückt; mit dem Aufruhr in Etrurien abzurechnen, war Sache der Militärgewalt. Indes der Mut des Konsuls flammte erst den wehrlosen und wahrlich auch bedeutungslosen Verhafteten gegenüber zu ganzer Höhe auf. Er stellte

im Senate den Antrag auf ihre Hinrichtung. Der Antrag verstieß gegen das heiligste Staatsgrundgesetz der Republik, nach welchem der römische Bürger einzig durch das versammelte Volk zum Tode verurteilt werden durfte; drohend stieg das Gespenst des Rabiriusprozesses im Hintergrunde auf. Dennoch wurde der Antrag im Senate gestellt und verhandelt.

Die allgemeine Stimmung, das Todesurteil auszusprechen, war im Senate vorhanden und zeigte sich schon in den ersten Reden. Da trat Cäsar zum erstenmal in dieser Sache aus seiner Zurückhaltung heraus. Ob es ihm darum zu tun war, die vier armen Sünder, deren einer seiner Obhut anvertraut war, zu retten, mag dahingestellt bleiben; sicher aber darum, die Tat, die da geschehen sollte, als das zu brandmarken was sie war, und eine furchtbare Waffe gegen die Adelspartei und ihren jüngsten Parteigänger daraus zu schmieden. In glänzender Rede warnte er vor dem Odium des Justizmordes. Der Eindruck war nachhaltig. Cicero selbst trat den Rückzug an, die Mehrheit schien folgen zu wollen. Da gab ein Mann den Ausschlag, der, bis dahin eine stadtbekannte und als origineller Kauz volkstümliche Person, doch erst mit diesem Tage in die große Politik eingriff: M. *Porcius Cato*, ein verbohrter Republikaner, der das Heil der Republik in ebenso halsstarrigem wie äußerlichem Konservatismus suchte und in diesem Sinne durch Wort und Tat mit einer die Grenzen des Lächerlichen stark überschreitenden Konsequenz zu wirken bestrebt war. Er malte den Teufel der Revolution in den schwärzesten Farben an die Wand und jagte die versammelten Väter durch alle Stadien der Todesangst. So kam das Urteil zustande. — Noch am Abend desselben Tages wurden die vier Gefangenen in das Gefängnis gebracht und dort erdrosselt. Als der Justizmord vollbracht war, meldete der vor dem Tore wartende Konsul der harrenden Menge den Vollzug mit den Worten: „vixerunt" („Sie haben gelebt"). So beschloß er mit einer Phrase die einzige Tat seines Lebens. —

Indessen hatte Catilina in Etrurien etwa 10 000 Mann zusammengebracht, als die Kunde vom Scheitern der hauptstädtischen Revolution eintraf. Schon begann der Abfall; da entschloß er sich, über den Apennin ins zisalpine Gallien zu gehen, wo am ehesten ein Rückhalt gegen die verhaßte Regierung zu erhoffen war. Indessen rückten zwei Heere gegen ihn an: das Hauptheer unter seinem ehemaligen Bundesgenossen C. Antonius, und ein

Korps unter Q. Metellus, das am Nordfuße des Apennin vorging und, als die Revolutionsarmee bei Pistoria die Ebene verlassen hatte, um das Gebirge zu überschreiten, ihr den jenseitigen Ausgang des Passes versperrte. So in die Enge getrieben, warf sich Catilina rasch entschlossen auf das nähere, wenn auch stärkere Korps des Antonius, der, um nicht gegen seinen alten Freund kämpfen zu müssen, am Tage der Schlacht unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit das Kommando an seinen Legaten M. Petreius übergab. Die Enge des Defilees glich das Mißverhältnis der Zahl einigermaßen aus, doch nicht vollends; nach erbittertem Kampfe durchbrach Petreius das Zentrum des Gegners und rollte nun die Front nach den Flügeln hin auf. Catilina suchte und fand den Heldentod; unter dem silbernen Adler, dem Palladium seines Lebens, brach er zusammen. — Wenn die edelste Art zu sterben imstande ist, auch einem an Irrtümern und Verfehlungen schwerster Art überreichen Leben einen versöhnenden, ja verklärenden Abschluß zu verleihen, so ist dies nie in höherem Maße geschehen als auf dem Schlachtfelde von Pistoria. —

Indessen hatte mit Beginn des Jahres 62 Cäsar in Rom die Prätur angetreten, abermals gemeinsam mit M. Bibulus. Schon am ersten Tage seiner Amtstätigkeit führte er den ersten Streich. Als am 1. Januar die Konsuln, von den übrigen Beamten begrüßt und geleitet, feierlich auf das Kapitol zogen, entzog sich Cäsar unbemerkt dieser Förmlichkeit und stellte unterdessen dem Volke auf dem Forum den Antrag, über die Geldgebarung beim Bau des kapitolinischen Tempels von dem bisherigen Bauleiter Catulus Rechenschaft zu fordern und seine Vollendung dem Pompeius zu übertragen. Höchst aufgebracht eilten die Optimaten mit ihrem beschuldigten Oberhaupte aus dem strittigen Tempel herab auf das Forum; Catulus verteidigte sich mit ehrlicher Entrüstung, und Cäsar hütete sich, die Sache auf die Spitze zu treiben. Mit seinem Antrage fiel die vorgeschlagene Ehrung des Pompeius, und Cäsar wußte, daß der eitle Feldherr, dessen Rückkehr bevorstand, dies den Widersachern nicht so bald verzeihen werde.

Es sollte indessen noch besser kommen. Pompeius hatte seinen Legaten Q. Metellus Nepos zum Volkstribunen wählen lassen, und dieser trat sofort mit Cäsar in Verbindung zwecks planmäßigen gemeinsamen Vorgehens. Er überraschte Senat und Volk mit dem Antrag, Pompeius samt seinem Heere zurück-

zurufen, um zu verhindern, daß Bürger gegen Recht und Gesetz getötet würden. Cicero war aus allen Himmeln gefallen. Sein Lorbeerkranz schien sich in eine Dornenkrone verwandeln zu wollen; er zitterte für sein Leben und überließ dem gleichfalls zum Volkstribunen gewählten Cato die Verteidigung zu führen; was dieser mit peinlichster Gewissenhaftigkeit und ganz im Sinne der stillen Absicht Cäsars ausführte.

Den Antrag im Senat zu Falle zu bringen ward ihm nicht schwer. Als nun Metellus das Volk berief, kam es zu einer unbeschreiblichen Komödie. Cato nahm seinen Sitz auf den Stufen des Castortempels zwischen Metellus und Cäsar, die daselbst im Begriffe standen, den Antrag zu verlautbaren. Als der Tribun einem Diener den Befehl zur Verlesung gab, gestattete Cato es nicht; als er ihn selbst verlesen wollte, entriß er ihm das Dokument; als er ihn aus dem Kopfe hersagen wollte, hielt er ihm den Mund zu. Nun rief Metellus eine bewaffnete Bande herbei und ließ Cato und seine Anhänger mit Gewalt vertreiben; noch aber war die Verhandlung nicht zu Ende, als jene mit einer stärkeren Bande zurückkehrten und ihrerseits Metellus und Cäsar zur Flucht nötigten. Man sieht, die Obstruktion ist keine Erfindung des 19. Jahrhunderts. — Das Volk hatte eine seltene Unterhaltung genossen, und Metellus und Cäsar hatten ihren Zweck vollkommen erreicht; zu all dem war der Senat so kurzsichtig, seinen Erfolg als Sieg zu feiern und ein übriges zu tun, indem er Metellus und Cäsar ihrer Ämter entsetzte. Der Extribun begab sich, nicht ohne vielsagende Drohungen, zu Pompeius zurück. Cäsar aber erklärte, sein Amt vom Volke empfangen zu haben und es sich vom Senate nicht nehmen zu lassen, und fuhr weiter fort öffentlich Recht zu sprechen, bis der Senat sich anschickte ihn mit Gewalt vom Richterstuhle zu entfernen: da entließ er seine Liktoren, legte die Toga ab und flüchtete in sein Haus[1]). Das Volk war empört; es strömte zu Cäsars Wohnung und bot ihm seine Fäuste an. Dem Senat begann es bange zu werden; ein Fingerzeig Cäsars, und die Revolution konnte aufflammen; man war auf das Schlimmste gefaßt. Da kam die Nachricht, daß Cäsar selbst das Volk beschwichtigt habe. Was blieb übrig als sich zu bedanken? Cäsar wurde durch die vornehmsten Senatoren feierlich aus seiner Wohnung abgeholt, in sein Amt wieder eingesetzt, und

[1] Cäsar bewohnte als Pontifex maximus das Pontifikalpalais in der Via Sacra.

von dem Zwischenfall ward nicht mehr gesprochen. Auch einer später auftauchenden Anschuldigung, die Cäsar der Teilnahme an der catilinarischen Verschwörung bezichtigte, trat Cicero selbst entgegen.

Gegen Ende von Cäsars Prätur ereignete sich ein peinlicher Zwischenfall. P. Clodius, ein junger, ebenso geriebener wie gewissenloser Demagoge und gerade damals der demokratischen Partei so gut wie unentbehrlich, hatte mit Cäsars zweiter Gattin Pompeia[1]) ein Verhältnis angeknüpft und war beim Feste der „bona Dea", an welchem nur Frauen teilnehmen durften, in Weiberkleidern in Cäsars Hause erwischt worden. Ganz Rom war des Skandales voll. Cäsar ließ sich sofort scheiden, „weil auf Cäsars Gattin auch nicht der Schein eines Verdachtes lasten dürfe". Den Clodius aber schonte er; nach längerem Prozeß wurde dieser wirklich freigesprochen.

Indessen war das große, seit Jahren mit Spannung, Furcht und Hoffnung erwartete Ereignis eingetreten: im Dezember 62 landete Pompeius mit seiner Armee auf italischem Boden in Brundisium. Die Krone lag zu seinen Füßen. Die Optimaten, die eben noch gegen ihn geeifert, ohne zu bedenken, wie sie sich vor seiner Rache schützen würden, gaben sich verloren; Crassus, der sich als erster Rivale fühlte und demzufolge am meisten fürchten zu müssen glaubte, verließ mit seinen Schätzen die Stadt. In den Augen des Volkes hatte sich um den abwesenden Feldherrn im Laufe der Jahre ein derartiger Ruhmesglanz gebildet, daß es sein Königtum ohne weiteres würde hingenommen haben.

Mitten in diese Stimmung schlug die Kunde, daß Pompeius in Brundisium sein Heer entlassen habe. — — —

Alles war verblüfft, auch seine Gegner. Man hatte sich schon so in das Unvermeidliche gefügt, so wenig mit einer andern Möglichkeit gerechnet, daß man mit der unerwarteten Lage zunächst gar nichts anzufangen wußte. Und das beste war, daß der gefeierte Held, den nun zum zweiten Male im entscheidenden Moment der Mut zum letzten Schritte verlassen, der selbstgeschaffenen Situation ebenso ratlos und mit geradezu rührender Unbeholfenheit gegenüberstand. Er hatte gehofft, die Krone werde ihm nach seinen bisherigen Taten aus freien Stücken dargebracht, förmlich aufgezwungen werden, und damit das Odium, nach ihr zu greifen, erspart bleiben; die Hoffnung trog ihn, und das Mittel, handelnd ans Ziel zu gelangen, hatte er in übergroßer Loyalität aus der Hand gegeben; er sah einer entsetzlichen Enttäuschung ins Angesicht.

[1] Cornelia war im Jahre 68 gestorben.

Cäsar hatte sich gänzlich passiv verhalten. Er schien gar nicht überrascht, und bei seiner Menschenkenntnis ist es durchaus nicht unglaublich, daß er vielleicht als der einzige diesen Ausgang kommen gesehen. Er ließ zunächst den abgedankten Monarchen in der Klemme sitzen, was um so leichter tunlich war, als die Dinge einen äußerst schleppenden Verlauf nahmen und die langsame Klärung der Lage dem von brausenden Ovationen umbrandeten, mit den Vorbereitungen zum Triumph beschäftigten Feldherrn seine schiefe Lage zunächst gar nicht zum Bewußtsein kommen ließ. Cäsar aber hatte für das Jahr 61 als Proprätor das jenseitige Spanien zugewiesen bekommen und schickte sich an, dahin abzugehen. Da entstand ein unliebsames Hindernis in Gestalt seiner offenbar von den Gegnern aufgehetzten Gläubiger, die ihn nicht aus der Stadt ziehen lassen wollten. Aus der Verlegenheit rettete ihn Crassus, dem mit Pompeius' Abdankung ein Stein vom Herzen gefallen war, indem er sich mit der großen Summe von 830 Talenten für ihn verbürgte; man darf wohl annehmen, daß diese Sicherstellung schon seit langem zwischen beiden verabredet war.

Die Lage vor Pompeius' Rückkehr hatte klar genug gezeigt, daß es unter Umständen nicht unmöglich war, auch ohne Bürgerkrieg zur Herrschaft zu gelangen; aber die unerläßliche Vorbedingung, den Bürgerkrieg zu vermeiden, war die Möglichkeit ihn führen zu können; nur ein erprobter Feldherr durfte es wagen, die Hand nach der Krone auszustrecken. Jetzt hatte der bisherige Straßenpolitiker und Salonlöwe, der Held des Marktes und der Boudoirs die Gelegenheit, sich in dieser Richtung zu erproben. Niemand mutete ihm besondere kriegerische Fähigkeiten zu, und auch seine lusitanischen Kriegszüge begegneten in Rom keinem allzugroßen Interesse; man vergaß, mit welchen Opfern vordem in diesem Lande gekämpft worden war.

Cäsar übernahm in Spanien zwei Legionen. Er hob sofort noch eine dritte aus, wahrscheinlich in Gallia cisalpina, und die Vermutung ist sehr begründet, daß diese erste von ihm selbst ausgehobene Legion die nachmals zum berühmtesten Truppenkörper

des Altertums gewordene Zehnte war. Infolge seiner Forderung an die kriegerischen Bergvölker des Herminiusgebirges (Sierra Estrella), ihre Höhen zu verlassen und sich im flachen Lande anzusiedeln, kam es zum Krieg. Er schlug sie, überschritt das Gebirge und zersprengte auch die Aufgebote der jenseits wohnenden Stämme. Indessen empörten sich die Gebirgsvölker abermals und verlegten ihm den Rückweg; er erzwang ihn, drängte die Geschlagenen gegen das Meer und brachte sie schließlich auf einer Insel zur Übergabe. Mit der Flotte streifte er sodann die ganze lusitanische Küste ab und brachte auch die feindlich gesinnte Stadt Brigantium (La Coruña) zur Unterwerfung. Damit war ganz Lusitanien beruhigt oder eigentlich erobert, denn bisher war die römische Herrschaft in jener Gegend über eine nominelle Oberhoheit nicht viel hinausgekommen.

Die Truppen begrüßten ihren Feldherrn als Imperator[1]), und der Senat bewilligte ein Dankfest und den Triumph; Cäsar aber wandte sich jetzt der Friedensarbeit zu. Mit einer für die damalige Zeit seltenen Unparteilichkeit und Rechtlichkeit erledigte er die Verwaltungsangelegenheiten. Er vermittelte beim Senat die Aufhebung drückender Steuern, regelte die Schuldverhältnisse und verbesserte die Rechtspflege. Von der wärmsten Sympathie der ganzen Provinz begleitet verließ er sie im Frühjahr 60, um nach Rom zum Triumph zu eilen und sich um das Konsulat zu bewerben; nebstbei um einen der genialsten Schachzüge auszuführen, welche die Geschichte kennt. Er fand die politische Lage reif dazu.

Pompeius stak in einer jämmerlichen Sackgasse. Er hatte es nicht über sich gebracht nach der Krone zu greifen und wollte doch nicht verzichten, der allmächtige erste Mann im Staate zu sein. Zu diesem perikleischen System der Herrschaft fehlte ihm jedoch die Gabe, auf gesetzmäßigem Boden als erster unter Gleichen die Massen nach seinem Willen zu lenken. Er fühlte sich verpflichtet, nunmehr über den Parteien zu stehen, und verdarb es dabei mit allen. Seine Beziehungen zu den Demokraten, die ihn emporgehoben, erkalteten sofort, da er im Grunde den Aristokraten nicht verleugnen konnte und in Cäsars Abwesenheit

[1]) Der Imperatortitel wurde nach einem Siege dem Feldherrn von den Truppen durch Akklamation verliehen und blieb bis zum Triumphe in Kraft; erst nach demselben, also in einem neuerlichen Kriege, konnte er wieder verliehen werden.

niemand fand, der gewissermaßen den Dolmetsch gemacht hätte; das Verhältnis zu Crassus wurde gespannter denn je, da keiner den Anfang zur Annäherung machen wollte; Pompeius liebäugelte schließlich mit dem Senat, befreundete sich mit Cicero, doch seine Anbiederungen wurden als das genommen, was sie waren, als Schwäche, und in diesem Sinne behandelt. Die durch ihren Sieg über Catilina größenwahnsinnig gewordenen Aristokraten ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, in ausgiebigstem Maße für die ausgestandene Angst Vergeltung zu üben. Pompeius hatte seine Forderungen übermittelt: Summarische Bestätigung seiner Anordnungen im Orient, Genehmigung der seinen Soldaten versprochenen Landverteilung, endlich für sich das Konsulat. Er fiel auf der ganzen Linie durch. Das Konsulat wurde rundweg verweigert, und nur mit großer Mühe und unter Anwendung geradezu demütigender Mittel gelang es ihm, zwei seiner Anhänger durchzudrücken, von denen aber der eine infolge unzeitiger Brüskierung von ihm abrückte und der zweite vollkommen versagte. Der Antrag betreffs Bestätigung der orientalischen Verfügungen wurde auf Betreiben seines Rivalen Lucullus durch die Bestimmung, daß erst jede einzelne Verfügung für sich untersucht werden sollte, durchkreuzt. Die Landverteilung wurde grundsätzlich genehmigt, doch auch auf die Veteranen des Lucullus ausgedehnt und schließlich unter allerhand Vorwänden nicht durchgeführt. — Pompeius war aufs tiefste gedemütigt; gerade diese beiden Forderungen waren nichts anderes gewesen als die selbstverständliche Konsequenz der ihm amtlich übertragenen militärischen und politischen Vollmachten, das Konsulat ein mehr als bescheidener Ersatz für den Verzicht auf die Krone; nun war er bloßgestellt vor dem Volke, vor den Orientalen, vor seinen Soldaten. Entrüstet wandte er sich wieder von der Aristokratie zur Volkspartei; allein er fand den Ton nicht, um die alten Beziehungen wieder herzustellen, und mußte es erleben, daß der Landaufteilungsantrag auf dem Markte durchfiel. Er hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt und nun die Folgen zu tragen.

Da kehrte Cäsar aus Spanien zurück. Diesmal griff er ein. Er bot dem verzweifelten Pompeius die rettende Hand, und dieser dankte allen Göttern, daß er sie ergreifen durfte. Die Bedingungen, die Cäsar stellte, waren nicht so schlimm: die Unterstützung seiner Bewerbung um das Konsulat war für Pompeius in seiner augenblicklichen Machtlosigkeit geradezu eine schmeichel-

hafte Zumutung und gab ihm Hoffnung, daß der zur Macht gelangte Helfer nicht ermangeln werde, sich dankbar zu zeigen. Bedenklicher schien Pompeius die zweite Bedingung: neuerliche Aussöhnung mit Crassus. Doch Cäsar wußte die Notwendigkeit und Ersprießlichkeit dieses Schrittes so überzeugend darzustellen, daß die Versöhnung wirklich zustande kam. So ward der Bund geschlossen, den die Geschichte, nicht sein Schöpfer, mit dem Namen des „ersten Triumvirates" bezeichnet hat, der „Bund des Ruhmes, des Genies und des Reichtums". Der Erfolg war außerordentlich. Selbstverständlich hatte jeder der Teilnehmer von dem Bündnisse eine Stärkung seiner Macht erwartet; daß diese aber augenblicklich einen solchen Grad erreichte, wie schon die nächsten Ereignisse zeigten, hat mit Ausnahme des genialen Schöpfers Beteiligte wie Unbeteiligte in gleichem Maße überrascht.

Der erste Erfolg war Cäsars Wahl zum Konsul. Der Senat hatte sie zu hindern versucht, indem er ihm die Befreiung von dem Gesetze verweigerte, nach welchem er zur Anmeldung der Kandidatur persönlich in der Stadt zu erscheinen hatte, während es andererseits dem Triumphator nicht gestattet war, vor dem Triumphe die Stadt zu betreten. Da verzichtete Cäsar auf den Triumph, und das Volk jubelte seinem wiedergekehrten Liebling zu; es brannte danach, ihn durch Verleihung der höchsten Würde für das gebrachte Opfer zu entschädigen. Jeder weitere Versuch, seine Wahl zu hintertreiben, erschien vollkommen aussichtslos. So beschränkte der Senat seine Anstrengungen auf die Durchbringung eines ihm passenden Kollegen: mit einem beispiellosen Aufwand an Bestechung, wozu auch der Moralist Cato des guten Zweckes halber beigesteuert hatte, gelang es Cäsars persönlichen Feind M. Bibulus zum zweiten Konsul zu machen, einen Mann, dessen vollkommene Unzulänglichkeit neben Cäsar schon zweimal erwiesen worden war.

Cäsar war Konsul. In den früheren Zeiten der Republik war mit dem Konsulat der höchste Ehrgeiz des Staatsbürgers befriedigt. Jetzt war dies längst nicht mehr der Fall; es diente einer überragenden Persönlichkeit nur als Stufe zu noch höherer Machtfülle. Das Beispiel des Pompeius hatte dies klar gezeigt. Dagegen ist es fraglich, ob die Mitwelt gesonnen war, an Cäsar schon damals den gleichen Maßstab anzulegen. Cäsar hatte sich in seiner

bisherigen Laufbahn nach den Begriffen der Zeit so strenge an die gesetzlichen Grundlagen gehalten, hatte so peinlich alles vermieden, was auf das Anstreben einer außergesetzlichen Stellung hindeuten konnte, daß kein Anlaß vorlag, ihm die Absicht einer politischen Umwälzung oder gar das Streben nach der Herrschaft zuzumuten. Man hatte ihn auf dem Gebiete der inneren Politik bekämpft, weil er selbst beständig zum Kampfe herausforderte, als Parteifeind, nicht als Feind der Republik; sehr bezeichnend ist es auch, daß er bei seinen offenkundig nach außergesetzlicher Stellung strebenden Verbündeten niemals auf Mißtrauen gestoßen war. So gelangte er zum Konsulate scheinbar als Werkzeug des Pompeius, berufen, dessen verunglückte Forderungen nachträglich durchzusetzen. Ein geschickter Partei- und Volksführer, Liebling des Pöbels wie der Damen, der so nebenbei auf einem entfernten und gegenwärtig wenig interessanten Kriegsschauplatz einige glückliche Operationen gegen räuberische Bergvölker ausgeführt hatte, war in der Rangordnung zum Konsulate gelangt, weniger aus eigener Macht als durch Unterstützung des anerkannt ersten Mannes im Staate, dem er sich dafür mit Leib und Seele verschrieben hatte: das ungefähr war der Eindruck seiner Wahl. Und es ist eine der verblüffendsten Leistungen Cäsars, daß er es verstand, als Konsul seine ganze blendende Herrschergabe zu entfalten, ohne diesen Eindruck zu zerstören. Nie vor ihm hat ein regelrecht gewählter Konsul so machtvoll regiert wie er; aber den Römern war damals das Bild eines wahren Herrschers im besten Sinne so fremd, daß sie ihn gar nicht erkannten, als er da war. Noch weniger kam es seinen beiden Bundesgenossen zum Bewußtsein, daß nicht er ihr Werkzeug war, sondern sie das seine. — Wenn man zurückdenkt, wie mühelos der als siegreicher Feldherr rückkehrende Pompeius die höchste Gewalt hätte erzwingen können, und dann an Cäsars Konsulat erkennt, wie leicht das römische Weltreich sich beherrschen ließ von einem, der zu herrschen verstand, so wird man begreiflich finden, daß Cäsar ernstlich daran glauben konnte, ohne das Odium des Bürgerkrieges sein Ziel zu erreichen. Und wenn er dann nach Gallien ging, um sich dort ein Schwert zu schmieden, wie es nie geschmiedet worden, so mag ihm zunächst nur der Weg vorgeschwebt haben, den Pompeius gegangen war, und die Hoffnung, als aus Gallien zurückkehrender Sieger die Krone ebenso zu seinen Füßen zu finden wie Pompeius bei seiner Heimkehr aus dem Osten.

Als Konsul begann Cäsar damit, daß er die Protokolle aller Senatssitzungen und sonstigen öffentlichen Amtshandlungen in einem eigens gegründeten Tagblatt, den „acta diurna", veröffentlichen ließ, damit die ganze Regierungsmaschine der öffentlichen Kontrolle unterwarf und zumal den Senat, wenigstens in gewissem Sinne, dem Typus einer parlamentarischen Körperschaft näher brachte. Dann legte er die beiden Forderungen des Pompeius vor, in meisterhafter Stilisierung und mit dem Bemerken, er wünsche eine ernste sachliche Verhandlung und sei daher gerne bereit Abänderungsvorschläge der Gegenpartei zu berücksichtigen; endlich schloß er noch einen Gesetzentwurf auf Herabsetzung der Steuerpachtgelder an, der darauf abzielte, sich die Ritterschaft, die seit der catilinarischen Revolution wieder mit dem Senat ging, zu verpflichten. Es kann nicht Wunder nehmen, daß der Senat sich nicht veranlaßt sah, dem demokratischen Konsul zu bewilligen, was er dem siegreichen Imperator abgeschlagen; die beiden Forderungen des Pompeius wurden ohne Debatte brüsk zurückgewiesen, und gegen das Steuergesetz obstruierte Cato, indem er bis zur Schlußstunde der Sitzung sprach und damit die Beschlußfassung verhinderte.

Der Senat hatte folgerichtig nicht anders handeln können, trotz der Gefahr, sich der Desavouierung durch das Volk auszusetzen; immerhin suchte man zu retten, was zu retten war und beabsichtigte die Volksversammlung, der Cäsar nun seine Entwürfe vorlegte, mit Waffengewalt zu sprengen. Die Triumvirn aber beriefen die Veteranen des Pompeius mit Waffen unter den Kleidern auf den Markt und erstickten damit die Absichten der Gegner im Keime. Da griff Bibulus zur Obstruktion: er erklärte religiöse Beobachtungen anzustellen, was nach dem Gesetze alle Amtshandlungen unterbrach. Cäsar ignorierte die Wolken am Himmel wie die heiligen Hühner und hatte die Lacher auf seiner Seite. Nun versuchte Bibulus im Verein mit Cato auf dem Markt zu obstruieren; Cäsar ließ beide verhaften und abführen. Der Trubel, den das erregte, ermöglichte ihm auch, das Veto der Tribunen einfach zu überhören. So wurden alle Entwürfe angenommen, zur Durchführung der Ackergesetze wurde eine Kommission mit Pompeius und Crassus an der Spitze gewählt und mit der Ausführung sofort begonnen.

Sehr bemerkenswert ist, daß Cäsar das Ackergesetz gegenüber dem Entwurf des Pompeius wesentlich erweitert und insbesondere außer den Veteranen auch einer Anzahl städtischer Bürger, sofern sie Väter von drei oder mehr Kindern waren, die Landversorgung gesichert hat.

Der kurze Traum von neuer Macht und Herrlichkeit, in dem sich die Adelspartei nach der Niederwerfung Catilinas und dem unerwarteten Rücktritte des Pompeius gewiegt, hatte ein jähes Ende gefunden; sie fand nicht einmal die Kraft, in ihrer Niederlage der Lächerlichkeit zu entgehen. Die meisten Aristokraten erschienen von da ab gar nicht mehr im Senat, und Bibulus schloß sich überhaupt für den ganzen weiteren Teil des Amtsjahres in seine Wohnung ein, nicht ohne durch öffentliche, von Angriffen gegen Cäsar strotzende Edikte im vorhinein zu erklären, an allen Versammlungstagen Wetterbeobachtungen anstellen zu wollen. Hand in Hand damit gingen verschiedene offenbar bezahlte Demonstrationen des Pöbels gegen die Machthaber, die Cicero als Zeichen eines großen Umschwunges der öffentlichen Meinung erschienen, während sie in Wirklichkeit nur bewiesen, daß das stadtrömische Proletariat eben keine Volkspartei, sondern ein parteiloser und käuflicher Pöbel war. Sie blieben denn auch ohne jeden Einfluß auf die Ereignisse; im besten Einvernehmen mit seinen Bundesgenossen regierte Cäsar unumschränkt und unbehindert, was den Volkswitz veranlaßte, das Amtsjahr, das gemeiniglich nach den Namen der beiden Konsuln benannt wurde, als das Jahr des Julius und Cäsar zu bezeichnen.

So war tatsächlich die Senatsherrschaft mit dem Zusammenbruch der Obstruktion des Cato und Bibulus selbst zusammengebrochen; was die großen und kleinen Politiker der Volkspartei seit Tiberius Gracchus angestrebt und fast alle mit dem Tode gebüßt hatten, war erreicht. Und wie um die Berechtigung des weltgeschichtlichen Vorganges zu erweisen, begann die werdende Monarchie, durch den Konsul Cäsar verkörpert, sofort mit dem Aufbau in allergrößtem Stile. Für den Staatsmann Cäsar ist vielleicht dieses Jahr seines ersten Konsulats das bezeichnendste. Obwohl noch nach außen nichts weniger als Monarch, vielmehr republikanischer Magistrat und in den Augen der Öffentlichkeit ausführendes Organ des Pompeius, hat er unmittelbar, nachdem er sich freie Hand geschaffen, mit einer ungeahnt großzügigen gesetzgeberischen und organisatorischen Tätigkeit eingesetzt, die in

keiner Weise derjenigen nachsteht, die er als wirklicher Monarch dreizehn Jahre später wieder aufgenommen hat, vielmehr in jeder Hinsicht deren Grundlage bildet. Seine Ausgestaltung des Ackergesetzes wurde schon erwähnt; die Aufnahme des Dreikinderrechts in den Rahmen der Agrargesetzgebung stellte diese auf ganz neue Gesichtspunkte ein und blieb maßgebend für die ganze Folgezeit. — Dem Ackergesetz, das immerhin formell in die Gruppe der Forderungen des Pompeius fiel, folgte als Cäsars ureigene Schöpfung, zugleich als der entscheidende Schlag gegen das bisherige Regiment, ein Gesetz über die Verwaltung der Provinzen, dem eine weit größere geschichtliche Bedeutung innewohnt als die einer bloßen Abstellung himmelschreiender Mißstände: in seinen Konsequenzen bildete es die eigentliche Basis, auf der später die Umwandlung des Stadtstaates in das Weltreich sich vollzogen hat, indem es jener sorgfältigen und gewissenhaften Verwaltung der Provinzen die Wege ebnete, die für die Kaiserzeit charakteristisch geworden ist und die Anerkennung der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung aller Reichsteile zur Voraussetzung hatte. Eine wertvolle Ergänzung erhielt es in den unerbittlichen Garantien, die Cäsar sich von der Ritterschaft für die Herabsetzung der Steuerpachten hatte geben lassen; in vollendeter Weise hat er hier sein der Hochfinanz bewiesenes Entgegenkommen mit der Erlösung der Provinzen von dem Drucke, den jene bisher auf sie geübt, zu vereinen gewußt.

* * *

Indes das Konsulat dauerte ein Jahr, und das Jahr ging zu Ende; Cäsar mußte an die Zukunft und an die Möglichkeit denken, sein Lebenswerk fortzuführen. Was er hierzu brauchte, war zunächst ein Imperium ähnlich jenem, das Pompeius besessen. Tatsächlich wurde der Entwurf zum Teil den gabinisch-manilischen Gesetzen nachgebildet. Unter Nichtbeachtung einer vom Senat schon vorher getroffenen anderweitigen Verfügung wurde durch den Tribunen Vatinius der Antrag direkt an das Volk gebracht: Cäsar sollte das zisalpine Gallien mit den drei dort stehenden Legionen nebst Illyricum[1]) auf 5 Jahre und das Recht erhalten, seine Legaten mit proprätorischem Range

[1]) Illyricum umfaßte damals nur den schmalen, aber wichtigen und exponierten Küstenstrich im Osten der Adria samt den Inseln, und war administrativ der Cisalpina angegliedert.

auszustatten. Auf Pompeius' Antrag fügte der Senat noch die transalpine Provinz Narbo mit einer vierten Legion hinzu.

Die ganze Bedeutung dieser Entscheidung wird am klarsten durch den Vergleich mit dem Imperium des Pompeius in den Ähnlichkeiten sowohl wie in den Unterschieden. Der Form nach war Cäsars Stellung die weitaus bescheidenere. Vor allem waren die bewilligten Mittel weit geringer; Pompeius hatte außer den sämtlichen asiatischen Provinzen und Klientelstaaten noch die ganze Mittelmeerküste, das heißt bei einem ausgesprochenen Mittelmeerstaate sozusagen das ganze Reich zur Verfügung, und die bewilligten Truppenmengen gingen weit über Cäsars vier Legionen hinaus, ganz abgesehen von der Flotte, von der bei Cäsar gar nicht die Rede war. Dabei hatte Pompeius ein weitgehendes Verfügungsrecht über alle Kassen des Staates, Cäsar nur über die seiner Provinzen. Mit einem Worte, Pompeius war Reichsfeldherr gewesen, Cäsar war einfacher Provinzialstatthalter mit erweiterten Befugnissen, scheinbar ohne Aussicht, im Rahmen seiner Provinzen alsobald einen einigermaßen dankbaren Krieg zu bekommen; hatte er doch selbst als Konsul durch einen Vertrag mit dem in Gallien eingedrungenen Germanenfürsten Ariovist die beiderseitigen Machtsphären abgegrenzt und damit die einzige Reibungsfläche aus der Welt geschafft.

Es lag zweifellos in Cäsars Absicht, die Bedeutung seiner Entsendung nach Gallien tunlichst zu verschleiern. Und wie es damals niemandem eingefallen wäre, ihn als Feldherrn auch nur in einem Atem mit Pompeius zu nennen, so mag auch dieser nicht im entferntesten an die Möglichkeit einer ernstlichen Rivalität gedacht haben, als er Cäsars Bestrebungen lebhaft unterstützte; die Nobilität endlich mochte froh sein, daß es dem auf dem Markte wie im Senate mehr als unbequemen Volksführer einfiel, vorläufig auf fünf Jahre außerhalb Italiens als Feldherr zu dilettieren, und im stillen wünschen, es möge ihn bei irgendeinem kriegerischen Abenteuer der Teufel holen.

Cäsars Gedankengang war ein anderer. Wichtiger als alle anderen Fragen war ihm die territoriale Lage seines künftigen Machtbereichs. Gallia cisalpina, das heutige Oberitalien bis an den Rubico und Arno, beherrschte vollkommen das Herz des Reiches und galt daneben für die stärkste Stütze der römischen Demokratie; gerade als solche war sie von Cäsar, der schon

zehn Jahre vorher seine Fäden dort angeknüpft, zu ungeahnter Rolle und Bedeutung ausersehen. Die Bevölkerung dieses Landes stellte dem Führer einen körperlich und sittlich gesunden Menschenschlag zur Verfügung, eine unerschöpfliche Quelle politischer und militärischer Macht. Wenn er dies auszunützen verstand, dann war der Herr Oberitaliens tatsächlich der Herr der Halbinsel und Roms. Mit mehr Zuversicht als einst Hannibal durfte Cäsar hoffen von der Poebene aus Rom zu erobern.

Das transalpine Gallien und der seinem Statthalter anvertraute Schutz der römischen Interessen im freien Keltenlande bot für den weitblickenden Staatsmann starke Möglichkeiten zu Verwicklungen, die zu welthistorischen Taten führen und zugleich dem, der sie meisterte, Rom gegenüber eine Stellung verleihen sollten, die jene, welche die Cisalpina bot, noch weit überragte. Daß die Vogelstraußpolitik der römischen Aristokratie, in der auch Pompeius befangen war, das alles nicht sah, kam Cäsar natürlich nur zugute, und daß die ihm bewilligten Kräfte zur Lösung der übernommenen Aufgabe bei weitem nicht ausreichten, focht ihn nicht an; die Ereignisse zeigten bald, wie er sich zu helfen gewußt hat. —

Cäsars Konsulat ging zu Ende. Ungeheueres hatte er erreicht, für seine Verbündeten, für sich, für den Staat. Es galt das Erreichte zu sichern. Pompeius und Crassus blieben in der Hauptstadt zurück, jetzt, wo die gallischen Legionen ihres Bundesgenossen ihnen einen militärischen Rückhalt gewährten, nicht weniger mächtig, als ob sie an der Spitze eigener Heere gestanden hätten. Es ist bezeichnend dafür, wie weit sich die Römer mit der Herrschaft der Triumvirn bereits abgefunden hatten, daß man die Wahl des Pompeius und Crassus zu Konsuln des nächsten Jahres als selbstverständlich erwartete. Sie begnügten sich jedoch, Strohmänner wählen zu lassen und für ihre Person an der Spitze der volkstümlichen Länderverteilungskommission zu wirken.

Knapp vor Niederlegung des Konsulates benützte Cäsar einen ungeschickten Angriff auf seine Gesetze, um den ganzen Senat ihre Rechtskraft beschwören zu lassen. Dann ward ein kleines Strafgericht verhängt: die zwei bedeutendsten Persönlichkeiten der Gegenpartei, Cicero und Cato, wurden höflichst aufgefordert Rom zu verlassen. Dem ersteren trug Cäsar einen Legatenposten in seinem Heere an, den jener ausschlug; so ward er denn unsanfter angefaßt. Durch den Tribunen Clodius, der mit Cicero in bitterster Fehde lebte und ihn in einer über alle Maßen ergötzlichen Angst zu erhalten wußte, ward ein Gesetzentwurf eingebracht, nach welchem die gesetzwidrige Hinrichtung eines römischen Bürgers mit Verbannung zu bestrafen sei. Die Drohungen, die Cäsar in seiner Rede vor dem catilinarischen Justizmord hatte durchklingen lassen, begannen sich zu erfüllen. Umsonst warf sich Cicero Pompeius zu Füßen; er mußte die Stadt verlassen. Cato ward, gleichfalls auf Antrag des Clodius, mit der langwierigen und schwierigen Aufgabe betraut, das von seinem letzten Könige den Römern vermachte Cypern einzuziehen und nebenbei die unrettbar verwickelten Gemeindeangelegenheiten der Byzantiner zu entwirren. Der Antrag war mit Catos „absoluter Vertrauenswürdigkeit in Geldsachen" motiviert; kann etwas bezeichnender sein für die damaligen Republikaner? — Der starke humoristische Einschlag, der allen genialen Naturen eigen ist, offenbart sich auch in diesen Verfügungen Cäsars in erheiternder Weise. Die Eidesleistung der vor Wut berstenden Senatoren auf die ihre schwerste Blamage bedeutenden Gesetze; die gesetzmäßige Bestrafung Ciceros wegen eben jener Tat, um die er sich als Retter des Vaterlandes hatte feiern lassen; endlich die Betrauung Catos, des wütenden Eiferers gegen alle außergewöhnlichen Machtvollkommenheiten, mit einer solchen; all dies wirft ein bezeichnendes Streiflicht auf die Arbeitsweise Cäsars, welche die wichtigsten Maßregeln mit spielender Leichtigkeit abzutun und den ernstesten Dingen eine heitere Seite abzugewinnen imstande war.

Bis zur Durchführung dieser Maßregel blieb der Prokonsul vor den Mauern der Stadt. Ehe er abging, vermählte er noch seine einzige Tochter Julia mit Pompeius. Es war eine unverblümte dynastische Heirat, ein unzweideutiges Anzeichen des monarchischen Geistes, der das neue Regime durchwehte. Die Ehe ward übrigens die denkbar glücklichste. Die persönliche Anmut und hohe Bildung der dreiundzwanzigjährigen Tochter Cäsars harmonierte vorzüglich mit dem männlichen Ernst und ehrlichen Familiensinn des für damalige Begriffe außergewöhnlich sittenstrengen siebenundvierzigjährigen Feldherrn. Das Bündnis, das bestimmt war, den Übergang zur Monarchie vorzubereiten, war durch diesen Ehebund nach menschlichen Begriffen auf jene Frist gesichert, deren der künftige Monarch bedurfte, um sein Reichsschwert zu schmieden.

IV. Gallien.

Die Römer haben von den Griechen neben mancher anderen Unart auch die übernommen, fremde Nationen ohne Unterschied als „Barbaren" zu bezeichnen, und damit gleich jenen manche Verwirrung in die Geschichte gebracht. Daran ist nicht etwa einzig die im Laufe der Jahrhunderte veränderte Bedeutung der Begriffe schuld; die Griechen und Römer dachten tatsächlich von den Persern und Galliern im Grunde genommen nicht viel anders als wir etwa von den Hottentotten oder Zulukaffern, höchstens daß sie vor ihren kriegerischen Eigenschaften etwas mehr Achtung bezeugten. In Wahrheit waren aber die Gallier ebensowenig wie die Perser Barbaren im landläufigen Sinne. Sie hatten eine durchaus achtbare Kultur, und vor allem war, worauf es hier in erster Linie ankommt, ihr Land ein Kulturland und keine Wildnis. Sie besaßen Städte und ein wohlausgebildetes Straßennetz, das einem lebhaften Handelsverkehr diente und durch eine blühende Schiffahrt auf den Flüssen wie auf dem Meere ergänzt wurde. Die Rolle, welche diesen Faktoren im Kriege zufallen mußte, war eine derartige, daß von einem „Kolonialkriege" im heutigen Sinne nur mit Vorbehalt gesprochen werden kann. Im allgemeinen boten diese Umstände den erobernden Römern mehr Vor- als Nachteile. Gerade die höher entwickelten Zweige der keltischen Kultur begünstigten im Frieden wie im Kriege ihre freie Bewegung im Lande, während hinwiederum ihre Schwächen, ihre mangelhafte politische und militärische Organisation, gleichfalls dem Angreifer zugute kamen.

Die freien Gallier, gegen die Cäsar zu Felde zog, bildeten den Kern oder wenn man will den Rest des einst weit verbreiteten keltischen Volkes, dessen Gebiet sich einmal von den Pyrenäen und dem Atlantischen Ozean einschließlich der britischen Inseln bis an die Sudeten und die Pomündung erstreckt hatte. Einen Staat hatte dieses Volk nie gebildet; eine Unzahl kleinerer oder größerer Gaue, die sich auf der Grundlage eines ewig schwankenden Hegemoniesystems ohne Ende befehdeten, verband einzig eine sehr achtunggebietende religiöse Organisation und ein vor allem auf dieser beruhendes, überaus starkes, doch von keinem einheitlichen Staatsgedanken beherrschtes Nationalbewußtsein. Die notwendige Folge war, daß die gefährdeten Grenzgebiete, die am Zentrum der Nation stets nur theoretischen Rückhalt

fanden, geschlossen andringenden Gegnern keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen vermochten; andererseits aber blieb infolge derselben Umstände das Zentrum, solange es nicht selbst angegriffen wurde, von den Vorgängen an den Grenzen verhältnismäßig unberührt. Schuld an der Zerfahrenheit und Passivität der Nation waren zum guten Teile die politisch-sozialen Verhältnisse, die den römischen jener Zeit ähnlich, aber noch viel krasser waren. Auch in Gallien — und zwar in jedem Einzelstaate für sich — tobte der Kampf zwischen der oligarchisch-aristokratischen Republik und der demokratischen Monarchie. Zur Zeit Cäsars hatte die erstere bereits weitaus das Übergewicht erlangt, in allen führenden Staaten war sie fest verankert, und — hierin ging sie wesentlich über Rom hinaus — sie hatte das Volk überhaupt seiner Souveränität beraubt und zur Hörigkeit herabgedrückt; und wie in Rom versagte auch sie in den großen Fragen des nationalen Patriotismus vollständig und erwies sich nicht nur in der Abwehr der immer stärker drohenden äußeren Gefahren machtlos, sondern entblödete sich auch nicht, die äußeren Feinde der Nation als Bundesgenossen in ihre inneren Wirren hineinzuziehen und sich damit zum Schrittmacher ausländischer Eroberungspläne zu erniedrigen. Unter diesen Umständen mußten die Vertreter der demokratischen Monarchie, die sich der sozialen Schichtung entsprechend ebenso wie in Rom ausschließlich aus der Aristokratie ergänzten, nicht nur die Befreiung des Volkes, sondern und jetzt vor allem als allerdringendstes Ziel dessen Zusammenfassung zur Abwehr der schweren äußeren Gefahren auf ihr Panier setzen; noch viel ausgesprochener als in Rom ward so in Gallien die demokratisch-monarchische Partei zur eigentlichen Patriotenpartei. Ebenso natürlich war es, daß Cäsar, selbst der Führer der demokratisch-monarchischen Partei Roms, dessen Sinn auf die Vernichtung der Freiheit Galliens gerichtet war, sich dortselbst in den Jahren seiner Statthalterschaft durchaus auf die oligarchisch-aristokratische Partei stützen und in den adeligen Demokratenführern und Kronprätendenten seine Feinde erblicken mußte.

Von zwei Seiten her drohte damals dem letzten Rest der gallischen Freiheit die Gefahr: von Rom und von den Germanen. Die Römer besaßen damals allerdings vom transalpinen Gallien nur den südöstlichen Saum zwischen Alpen, Rhône und Cevennen, dessen sie zum Schutze des Landweges nach Spanien

nicht entraten konnten, und hatten dort erst im Jahre 61 einen Aufstand der Allobrogen (zwischen Isère und Rhône) niedergeschlagen. Aber die weitere Expansion war wirksam vorbereitet. Die mächtige griechische Kolonie Massilia und die neugegründete Stadt Narbo, von der die Provinz den Namen erhielt, bildeten hier Mittelpunkte der Macht wie der Kultur, von denen aus Kaufleute und Bodenspekulanten den Weg durch ganz Gallien bis an den Kanal fanden und bald in allen Teilen des Landes kleine Kolonien bildeten. So war die wirtschaftliche Durchdringung bereits stark fortgeschritten, und für die politische sorgten die Verbindungen, die allenthalben mit den sinnesverwandten gallischen Aristokraten angeknüpft wurden. Bei der bekannten Methode, mit der Rom seine Eroberungen im Osten vorbereitet und durchgeführt hat, mußten diese Umstände im höchsten Grade das Mißtrauen aller Patrioten erregen.

Noch drohender aber schien im Augenblick die germanische Gefahr. Seit dem furchtbaren Cimbernsturm, der mit elementarer Gewalt durch die Alpen, kreuz und quer durch Gallien bis über die Pyrenäen und wieder zurück gefegt hatte, um endlich nach einer Reihe schwerster Schläge von den Römern erstickt zu werden (115—102), kam das Vordringen der Germanen an der Rheingrenze nicht mehr gänzlich zum Stehen. Schon war Belgien von deutschen Elementen durchsetzt und galt dort germanische Abstammung als besonderer Vorzug; längs des ganzen rechten Rheinufers standen die immer beweglichen Horden zum Übergange bereit. Der Hauptstoß erfolgte am Mittelrhein. Dort hatte der kühne und weitblickende Germanenfürst Ariovist, als Feldherr wie als Staatsmann nichts weniger denn ein „Barbar", im Jahre 71 an der Spitze eines Heerhaufens von 15 000 Mann den Strom überschritten, um den zwischen Saône und Jura ansässigen Sequanern in ihrem Kampfe um die Vorherrschaft gegen die Haeduer (Burgund) beizustehen, letztere vollständig geschlagen und nun die Herrschaft über Sieger und Besiegte an sich gerissen. Er setzte sich im Gebiete der Sequaner dauernd fest; seine durch steten Zuzug wachsende Macht ließ keinen Zweifel darüber, daß er das bisher erworbene Land nur als Basis zur Unterwerfung ganz Galliens betrachte.

Dieselbe Absicht hatte jedoch zu gleicher Zeit auch ein keltischer Fürst, der Helvetier Orgetorix, gefaßt. Sein Stamm, in dem durch unwirtliche Gebirge stark eingeengten Raum zwischen

Rhein, Rhône und Jura wohnend, litt an Übervölkerung, die noch unleidlicher wurde, als die jenseits des Oberrheins ansässigen Keltenstämme, von den Germanen verdrängt, der Reihe nach in sein Gebiet einbrachen. Die wachsende Neigung des Volkes zur Auswanderung machte sich Orgetorix zunutze; er legte einen Plan vor, wonach man nach dreijähriger gründlicher Vorbereitung gemeinsam mit den heimatlosen Stämmen des Oberrheins von Genf aus in Gallien einbrechen und im Lande der Santonen am Ozean neue Wohnsitze suchen sollte. Die Verbindungen, die er in Ausführung seines Planes mit verschiedenen Führern der gallischen Patriotenpartei anknüpfte, lassen darauf schließen, daß er nicht nur eine neue Heimat für sein Volk suchte, sondern auch ein sehr persönliches Ziel verfolgte: den Zusammenschluß der gallischen Patrioten unter seiner Führung; die Spitze dieser Zukunftsmacht richtete sich nicht nur gegen den bisherigen verhängnisvollen Partikularismus, sondern auch gegen alle äußeren Feinde, die, von diesem bevorzugt, sich im freien Gallien festzusetzen Miene machten, zu allererst also wohl gegen Ariovist.

So schien es zu einem großen Kampfe um Gallien zwischen Ariovist und Orgetorix kommen zu wollen, als Cäsar als dritter auf der Wahlstatt erschien, um, bevor er noch selber im Besitze der Herrschaft war, doch schon die Grenzen seines künftigen Reiches vor allem dort zu regeln, wo es am meisten nottat. Er kam im Namen Roms, doch ohne Mandat; die Kurzsichtigkeit der römischen Aristokratie hatte ebensowenig wie die der gallischen die große Gefahr erkennen wollen, die da drohte. Alle wahrhaft gefährlichen Stürme waren über Rom von Norden herabgebraust, neue schienen bevorzustehen, und die willkürlich gezogene, nirgends im Gelände gestützte Reichsgrenze hatte sich gerade hier für Verteidigungszwecke längst als völlig ungeeignet erwiesen. Aber alles das wollte man in Rom nicht sehen; man zwang sich förmlich dazu in den großen Dingen, die sich dort vorbereiteten, Lokalereignisse zu erblicken statt des Beginnes einer Völkerwanderung von unübersehbaren Dimensionen und unabschätzbaren Wirkungen, der zu begegnen es die allerhöchste Zeit war, und zwar in schärfstem offensiven Dreinfahren mit dem Ziele, die Bewegung nicht nur zurückzudämmen, vielmehr an Ort und Stelle selbst ein mächtiges Bollwerk für alle Zukunft aufzurichten.

Diese Aufgabe zu übernehmen hatte Cäsar beschlossen. Die Gefahr lag wohl nicht allein am Rhein, sondern auch an der Donau; aber am erstgenannten Grenzabschnitt war das Eingreifen ungleich dringender. Hier hat er selbst seinen Plan durchgeführt; an der Donau haben ihn seine nächsten Nachfolger getreu seinem Vermächtnisse vollendet.

Von dieser Absicht geleitet konnte sich Cäsar auch nicht mit der Niederwerfung der unmittelbar gegen ihn unter Waffen stehenden Völker, mit Gebietsabtretungen und Kriegsentschädigungen begnügen, sondern er mußte von Hause aus die volle Einverleibung des ganzen Keltenlandes bis an den Rhein und Ozean ins Auge fassen, ohne Rücksicht darauf, ob alle Teile in gleicher Weise die rechtliche Handhabe dazu boten; er konnte seinen Verbündeten im Lande nicht ersparen, schließlich mit seinen erbittertsten Feinden das Schicksal zu teilen. Daß es dabei nicht abging, ohne dem Völkerrecht manchen Zwang anzutun, daß er vor allem wiederholt gezwungen war, um sich die Vorhand zu wahren, Offensivkriege vom Zaune zu brechen, ist selbstverständlich; aber man braucht sich nicht gerade in die Geschichte des damaligen Rom zu vertiefen, um zu wissen, wie schwer die träge große Masse und noch mehr eine kurzsichtige, schwache und verantwortungsscheue Regierung die Notwendigkeit eines prävenierenden Vorgehens einzusehen vermag, und wie groß das Odium ist, das in solchem Falle gerade an jenen Schritt sich knüpft, der oft einzig noch Rettung zu bringen imstande ist.

An die Ausführung seines großen Planes ging Cäsar nicht als designierter Reichsfeldherr, sondern lediglich als Prokonsul beider Gallien, und ohne jeden Auftrag zum Kriegführen; das kann nicht genug betont werden. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ein Weltreich wie das römische einen Feldherrn von Reichs wegen mit der Leitung eines Krieges betraut unter der selbstverständlichen Voraussetzung, ihm hierfür die Mittel zur Verfügung zu stellen, die er zur Durchführung der Aufgabe braucht, oder ob der Gouverneur einer Provinz, auf seine Verantwortung und Gefahr, einzig mit den Mitteln seiner Statthalterschaft einen Grenzkrieg auskämpft. Das ist der große Unterschied zwischen den Feldzügen der Scipionen, des Marius, Sulla und Pompeius, und dem gallischen Kriege Cäsars. Nicht Scipio, sondern Rom hat einen Hannibal überwunden und Karthago niedergeworfen; Gallien aber hat nicht Rom erobert, sondern

Cäsar. Deswegen kann auch nicht von jener Übermacht gesprochen werden, die bei dem Eroberungskriege eines Weltreiches selbstverständliche Voraussetzung ist.

Die militärischen Mittel, die Cäsar von Staats wegen zur Verfügung standen, waren denn auch für seine Zwecke gänzlich ungenügend. Die vier, wenn auch schon vor dem Feinde erprobten, so doch gerade deshalb kaum noch vollzähligen Legionen können im besten Falle 20 000, wahrscheinlich nur 16 bis 18 000 Mann gezählt haben[1]); bezüglich der Reiterei und der leichten Truppen war man ganz auf erst zu bildende Neuformationen angewiesen. In dieser geringen Truppenzahl mochten wohl auch Cäsars Feinde wie seine Verbündeten eine Gewähr dafür erblicken, daß dieser Baum nicht in den Himmel wuchs. Cäsar aber begann, ohne sich mit der Frage der Berechtigung den Kopf zu zerbrechen, sofort mit Neuaufstellungen, und hat diese in der Folge fast ununterbrochen fortgesetzt, so daß seine Armee trotz gelegentlicher größerer Einbußen nach sieben Jahren das Dreifache des ursprünglichen Standes aufwies; seine zisalpine Provinz bot ihm hierzu ein qualitativ vorzügliches und auch quantitativ ausreichendes Material. Als eine gewisse Höhe erreicht war, vermied er es, die Neuformationen sofort in Legionsverbände zusammenzuziehen; eine Maßregel, die wohl dazu diente, seine Feinde in Gallien wie in Rom über den wahren Stand seiner Kräfte im unklaren zu lassen.

Cäsars erster Schlag galt den Helvetiern. Schon standen diese an der Rhône bei Genf marschbereit. Orgetorix zwar war einer Gegenintrige zum Opfer gefallen; sein Plan jedoch blieb aufrecht, und es scheint, daß seine persönlichen Bundesgenossen in Gallien, an der Spitze der Haeduer Dumnorix, nunmehr die eigentlichen Leiter der Bewegung waren; eine Tatsache, die dadurch zu erklären ist, daß eben das ganze Unternehmen in letzter Linie gegen Ariovist gerichtet war. Dieser hatte in der Tat allen Grund, auf der Hut zu sein. Wenn der starke und kriegerische Helvetierstamm mit bewaffneter Hand in Gallien neue Wohnsitze und damit wahrscheinlich ein ausgedehntes Übergewicht gewann, waren seine Interessen durchkreuzt und der Zusammenstoß früher oder später unvermeidlich. Indes der römische Statt-

[1]) Die Legion zählte zu Cäsars Zeit höchstens 4—5000 Mann, meist viel weniger; sie gliederte sich in 10 Kohorten zu 3 Manipeln zu 2 Centurien.

halter, der erst ein Jahr vorher als Konsul einen Interessenvertrag mit dem germanischen Heerkönig abgeschlossen, in welchem möglicherweise auch von dem damals schon angekündigten helvetischen Einfall die Rede war, überhob ihn der Sorge.

Da die Sequaner — wohl unter dem Drucke Ariovists — den Helvetiern den Durchmarsch durch den Engpaß des rechten Rhôneufers verweigerten, so wandten sich diese mit der Bitte um freien Durchzug an die am linken Ufer wohnenden Allobrogen; diese wiesen sie an den römischen Prokonsul. Cäsar hatte damals nur eine Legion, die berühmte X., zur Hand, da die drei übrigen noch im Winterquartier zu Aquileia standen; dennoch verweigerte er den Durchmarsch, ließ die Genfer Brücke abbrechen und wies einen Versuch der Gegner, gewaltsam den Übergang zu erzwingen, zurück. Unterdessen gelang es dem persönlichen Einflusse des Dumnorix, bei den Sequanern doch die Erlaubnis zum Durchmarsche zu erreichen. Damit entfiel für Cäsar zunächst jeder Vorwand zum weiteren Eingreifen. Da schloß er rasch ein Bündnis mit der römerfreundlichen Adelspartei der Haeduer und ließ sich von ihnen zu Hilfe rufen. Sie mußten auch die Hauptmasse der Kavallerie stellen, an deren Spitze, gewissermaßen als Geisel, Dumnorix berufen wurde, und sich zur Verpflegung des römischen Heeres verpflichten. An der Rhône blieb Cäsars erster Legat T. Attius Labienus, sein alter Verbündeter aus der Zeit des Rabiriusprozesses, mit der X. Legion zurück; der Feldherr selbst eilte über die Alpen, rief die drei übrigen Legionen aus den Winterquartieren auf, zog zwei neuausgehobene heran und traf nach einem erkämpften Alpenübergang wieder an der Rhône ein.

An der Mündung der Saône in die Rhône wurde die Armee zusammengezogen, der schwerfällige Übergang der mit Kind und Kegel marschierenden Helvetier über den erstgenannten Fluß zum ersten Schlage ausgenützt und das Aufgebot der Tiguriner isoliert vernichtet. Dann schien sich das Kriegsglück wenden zu wollen; in igelartiger Abwehrbereitschaft zogen die Helvetier gemächlich dahin, die Unverläßlichkeit der von Dumnorix geführten gallischen Reiterei Cäsars machte sich fühlbar; als die vom Feinde diktierte Marschlinie sich von der Saône, die Cäsar bisher für den Nachschub ausgenützt, entfernte, wurde auch die Verpflegung schwierig, da die Haeduer mit den Lieferungen im Rückstande blieben, so daß Cäsar sich gezwungen sah, vom

Feinde abzulassen und durch den Marsch auf die Hauptstadt Bibracte den Stamm zur Einhaltung seiner Verpflichtungen zu zwingen. Nun machten aber die Helvetier ihrerseits Kehrt und griffen die römische Nachhut an. Sofort wandte sich auch Cäsar. Seine erste große Feldschlacht tobte in phasenvollem Wechsel im Hügellande südlich Bibracte gegen die nacheinander auf dem Schlachtfelde eintreffenden feindlichen Aufgebote und endete in später Nachtstunde mit der Erstürmung der helvetischen Wagenburg. — Besiegt, aber nicht vernichtet zogen die Helvetier nach Norden ab, während die arg mitgenommene römische Armee drei Tage auf dem Schlachtfelde stehen blieb, um sich zu erholen. Doch schon spielten Cäsars diplomatische Waffen, um die militärischen zu ergänzen: als Sieger warnte er die gallischen Stämme, die Helvetier in irgendeiner Weise zu unterstützen, und diese, die in der Schlacht alle Vorräte eingebüßt hatten, sahen sich schließlich genötigt, die Waffen zu strecken. Ihr Plan einer Herrschaft über Gallien war zusammengebrochen, damit aber auch die Feindschaft mit Rom erledigt; für Cäsars weiten Blick waren sie in der Folge nur ein wertvolles Glied im Schutzwall gegen die Germanen. Sie kehrten in ihr Land zurück, in der Neueinrichtung ihrer verwüsteten Heimat auf Cäsars Befehl von den benachbarten gallischen Gauen unterstützt; aus den mit ihnen ausgezogenen Boiern aber bildete Cäsar im Herzen Galliens, am Zusammenfluß des Allier und der Loire, eine Kolonie, die in der Folge unverbrüchlich zu dem großmütigen Sieger gehalten hat.

Ariovist mochte sich ins Fäustchen lachen. Das römische Bündnis schien sich zu bewähren; der Prokonsul hatte für ihn die Kastanien aus dem Feuer geholt, er selbst hatte es nicht einmal nötig gehabt, seine Truppen zusammenzuziehen. Daß später einmal die Zeit kommen müßte, wo ihre beiderseitigen Interessen hart aufeinanderprall'en, mochte auch er voraussehen; vorläufig aber schien kein Anlaß zu Zwistigkeiten vorhanden. Auch Cäsar dürfte ursprünglich kaum beabsichtigt haben, die unvermeidliche Abrechnung mit dem deutschen Nebenbuhler noch in diesem Jahre auszutragen. Nun aber war der Helvetierfeldzug über alles Erwarten rasch zu Ende und noch mehrere Monate des Jahres für die Kriegführung verfügbar, Cäsar selbst befand sich an der Spitze des siegreichen Heeres bereits mitten im Macht-

gebiete Arioviſts, dieſer war auf keinen Angriff gefaßt und nicht einmal verſammelt: Cäſar hätte nicht Cäſar ſein müſſen, um dieſe Gelegenheit nicht kräftig zu ergreifen. Durch eine Deputation aller mittelbar oder unmittelbar von Arioviſt bedrohten galliſchen Gaue ließ er ſich um Hilfe gegen den Unterdrücker bitten und ſagte großmütig zu. Eine Geſandtſchaft ging ſofort an den Germanenfürſten ab, um die Forderung zu ſtellen, die jener unmöglich bewilligen konnte, ohne ſeine Machtſtellung preiszugeben: Verzicht auf die Ausdehnung des Intereſſengebietes über die Haeduer und deren Konföderation. Noch waren die Verhandlungen nicht abgebrochen, als die Nachricht einlief, Arioviſt ziehe ſeine diesrheiniſchen Streitkräfte im Elſaß zuſammen und verſammle überdies ein zweites Korps überrheiniſcher Aufgebote an der Mainmündung. Cäſar rückte ſofort in Eilmärſchen auf die Sequanerhauptſtadt Veſontio (Beſançon) unter dem Vorwande, Arioviſt plane ihre Wegnahme, und nahm ſie ſelbſt in die Hand. Die Stadt iſt für ihn der Schlüſſel Galliens geworden. Und es war nicht nur eine militäriſche, ſondern auch eine politiſche Tat erſten Ranges, daß Cäſar nicht einen Platz in der römiſchen Provinz, ſondern eine Stadt im freien Gallien zur Baſis ſeiner weiteren Unternehmungen wählte; die Beſitznahme des Landes war damit in ſchonender aber nicht mißzuverſtehender Weiſe ausgeſprochen.

In einer gefährlich ausſehenden Kriſe — die Soldaten hatten ſich geweigert gegen die gefürchteten Germanen zu marſchieren — zeigte ſich zum erſten Male der geniale Beherrſcher der naiven Maſſen in ſeiner ganzen Größe. Dann wurde in Gewaltmärſchen das ſchwierige Doubsdefilee umgangen und am Eingang in die Ebene des Elſaß haltgemacht. Schon aber eilte Arioviſt herbei. Eine perſönliche Unterredung der beiden größten Staatsmänner ihrer Zeit verlief ergebnislos; dann umging Arioviſt Cäſars Stellung und ſetzte ſich auf ſeiner Nachſchublinie feſt; nur durch eine gewagte Teilung ſeiner Kraft konnte Cäſar ſich die Verbindungen freimachen, ohne die Ebene preiszugeben; jetzt aber erzwang er die Schlacht, ehe die von Arioviſt erwarteten rechtsrheiniſchen Verſtärkungen herankamen. Sie war kurz, aber hartnäckig; das initiative Eingreifen des jungen P. Craſſus, eines Sohnes des Triumvirn, entſchied den Sieg. Die Germanen wandten ſich in voller Auflöſung nach Norden; an der Spitze ſeiner Kavallerie blieb ihnen Cäſar im Nacken und raſtete nicht,

bis der letzte Feind über den Rhein geſetzt oder darin ertrunken war. Zum erſten Male tranken römiſche Roſſe aus den Fluten des Stromes.

Arioviſt war über den Rhein entkommen, doch überlebte er den Zuſammenbruch ſeiner Macht nicht lange. Eine große Idee ſank auf Jahrhunderte mit ihm ins Grab.

So war es wider Erwarten gelungen, den aller Vorausſicht nach ſchwerſten Kampf gleich im erſten Kriegsjahre mit vollſtändigſtem Erfolge abzutun. Der deutſche Traum von einem linksrheiniſchen Germanenreich war ausgeträumt, der Rhein zur Grenze des römiſchen Weltreiches geworden.

Denn an Stelle des zuſammengebrochenen Germanenſtaates trat nun nicht der unter helvetiſch-haeduiſcher Führung ſtehende galliſche Nationalſtaat, ſondern Cäſar als Vertreter der römiſchen Macht. Zum Zeichen deſſen legte er ſeine Legionen ins Gebiet der Sequaner in die Winterlager. Für dieſe und ihre Verbündeten hatte alſo nur der Herrſcher gewechſelt. Die nächſte Frage war, wie die andern Stämme, die bisher weder mit Arioviſt noch mit den Römern zu tun gehabt, ſich zu dieſer Tatſache ſtellen würden.

Die Antwort gaben die belgiſchen Völkerſchaften durch Abſchluß eines Bündniſſes und unzweideutige Rüſtungen. Cäſar hob raſch noch zwei Legionen aus, erſchien im erſten Frühjahr überraſchend jenſeits der Marne und ließ das gewaltige Koalitionsheer der Feinde an ſeiner feſten Brückenkopfſtellung an der Axona (Aisne, bei Berry-au-Bac) anrennen. Die Schwerfälligkeit des belgiſchen Heereskoloſſes führte, wie Cäſar richtig vorausgeſehen, bald zur Selbſtauflöſung; wie von der Sehne geſchnellt ſtieß er nach, zuerſt nach Weſten, dann über Norden gegen Oſten, alles vor ſich niederwerfend, bis eine neue Koalition der nordbelgiſchen Kerngaue unter Führung der Nervier ihm neuerdings die Stirne bot. An der Sabis (Sambre) kam es zur ſchwerſten Schlacht, die Cäſar je geſchlagen; ihre Schilderung bedeutet den ſtiliſtiſchen Höhepunkt ſeiner „Kommentare“ und eines der großartigſten Schlachtenbilder der Kriegsliteratur. Ihr Ausgang brachte die Rheinlinie bis an die Mündung des Stromes in die Gewalt der Römer, beſiegelte aber auch das Schickſal Galliens. Von dieſem Augenblicke an betrachtete und behandelte

es Cäsar in seinem ganzen Umfang als römische Provinz, jeden weiteren Widerstandversuch als Rebellion. Für den Winter kam auch die Hauptkraft der Legionen in Gegenden, die bis dahin niemals mit den Römern in Berührung getreten und auch an den letzten Kämpfen gänzlich unbeteiligt gewesen waren: an die mittlere und untere Loire.

Wie vorauszusehen, kam es im nächsten Jahre an der ganzen atlantischen Küste von den Pyrenäen bis zur Rheinmündung zu Kämpfen. Den Hauptstoß führte Cäsar selbst gegen die seegewaltigen Veneter in der Bretagne; sein Admiral D. Brutus schlug in der ersten geschichtlichen Seeschlacht im atlantischen Ozean ihre mächtige Flotte, Titurius Sabinus unterwarf die Normandie, P. Crassus in einem glänzenden Feldzuge Aquitanien. Gallien hatte nun bis an seine äußersten Grenzen die Waffen Roms kennen gelernt, und die Flagge der Tiberstadt beherrschte das offene Weltmeer.

Damit schließt am Ende des dritten Jahres der erste Abschnitt des Krieges. Gallien war römisches Gebiet, und als solches, was man nicht übersehen darf, geeint. Eine weitgehende Autonomie, die auch das Hegemoniesystem im Wesentlichen bestehen ließ, gewährte den Gauen die Möglichkeit innerer Entwicklung, aber ausschließlich und sehr fühlbar unter römischer Kontrolle. Die Einheit kam äußerlich zur Geltung zunächst in den großen Landtagen, die fallweise unter Vorsitz des Prokonsuls an einem von ihm bestimmten Orte stattfanden und die alle Staaten zu beschicken hatten; Weigerung wurde als Rebellion genommen. So war die Herrschaft unzweideutig ausgesprochen, aber schonend gehandhabt und vom ersten Augenblicke an auf den Aufbau eingestellt. Das war etwas im tiefsten Wesen anderes als die bisher übliche Verwaltung römischer Provinzen; nicht ein Ausbeutungsobjekt sollte Gallien sein, sondern ein Teil des Reiches, dessen Wohl und Wehe auch Wohl und Wehe des Reiches war. — Daß die gallische Patriotenpartei alle von Rom gebotenen Segnungen nicht als Ersatz für die verlorene Freiheit anzunehmen gewillt war, ist begreiflich und gereicht ihr zur Ehre. —

Vorerst galt es aber noch, die gewonnenen Grenzen gegen äußere Feinde zu sichern. Cäsars Offensivgeist entsprach es, diese Aufgabe durch angriffsweises Vorgehen über die Grenzen

hinaus zu lösen, um auf die Nachbarn Eindruck zu machen und sie davon abzuschrecken, ihrerseits zum Angriffe überzugehen. Im Betracht kamen zwei mögliche Gegner: die Germanen jenseits des Rheins, und die Britanner über dem Ozean. Mit den ersteren war schon einmal abgerechnet worden, so sollten denn die Insulaner an die Reihe kommen; die Lage der Winterquartiere zwischen der unteren Seine und Loire deutete auf diese Absicht.

Und doch kam es umgekehrt.

Im Winter 55 erfolgte wider Erwarten ein neuer großer germanischer Einbruch, diesmal am Niederrhein. Die Usipeter und Tenkteren waren mit Kind und Kegel über den Strom gekommen. Ganz Gallien geriet in Aufregung. Die zunächst bedrohten Gaue wandten sich an die Römer um Hilfe; andere wieder begannen mit den Eindringlingen zu liebäugeln, in der unverkennbaren Absicht, sie gegen die Römer auszuspielen. Cäsar war entschlossen, mit dem neuen Feinde unverzüglich abzurechnen. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, brach er nach dem Rheine auf. Die bereits bis an die untere Mosel vorgedrungenen Germanen waren darauf nicht gefaßt und nicht vereinigt, sie suchten Zeit zu gewinnen und knüpften Verhandlungen an. Cäsar ließ sich nicht aufhalten; ein Vertrauensbruch der Deutschen bot ihm den Vorwand, ihre Fürsten bei der Verhandlung festzunehmen, das führerlose Heer in seiner Wagenburg anzugreifen und zu zersprengen; nur geringe Reste retteten sich über den Rhein.

Cäsar war entschlossen, noch weiter zu gehen. Wenn die Germanen sich nicht abhalten ließen, immer wieder über den Rhein zu kommen, so wollte er ihnen zeigen, daß auch für die Römer der gewaltige Strom keine unüberwindliche Grenze sei. Bei Neuwied überschritt er den hier etwa 400 Meter breiten Strom auf einer Jochbrücke, die bis heute zu den großartigsten Leistungen auf kriegstechnischem Gebiete zählt. Zu einer Schlacht kam es nicht, da die Deutschen ins Innere auswichen, wohin zu folgen Cäsar keine Veranlassung hatte; er begnügte sich damit, das Gebiet der feindlichen Stämme zu verwüsten und die befreundeten gegen Belästigungen zu schützen; nach 18tägigem Verweilen auf deutschem Boden ging das erste römische Heer, das ihn betreten, wieder auf das gallische Ufer zurück und brach die Brücke hinter sich ab.

Nun hatte Cäsar die Hände frei. Da es für den beabsichtigten Feldzug nach Britannien in diesem Jahre schon zu spät war, beschloß er die noch übrige Zeit zu einer großen Rekognoszierung auszunützen. Um Mitternacht vom 24. auf den 25. August 55 lichteten zwei Legionen unter Cäsars eigener Führung im Hafen von Boulogne die Anker; am folgenden Nachmittage kam es nächst Deal zu einer merkwürdigen Schlacht im seichten Uferwasser, in das die Legionäre von den Schiffen sprangen und die Streitwagen der Briten einfuhren, während auf römischer Seite noch die schweren Schiffsgeschütze, endlich die Boote der Kriegsschiffe in den Kampf eingriffen und denselben schließlich entschieden. Die Briten boten die Unterwerfung an; als aber die römische Transportflotte durch ein Unwetter schwer beschädigt wurde, änderten sie rasch ihren Sinn. Mit Mühe gelang es Cäsar, sich vom Feinde zu lösen und auf der zur Not hergestellten Flotte nach dem Festland zurückzukehren.

Ein besonders glanzvolles Ergebnis hatte somit die große Rekognoszierung nicht gebracht; um so mehr mußte dem Prokonsul daran gelegen sein, durch den eigentlichen Feldzug den ungünstigen Eindruck zu verwischen. Mit eingehender Fürsorge wurde er vorbereitet; doch abermals sollte die Fahrt eine große Verzögerung erleiden.

Seit dem Jahre 56 galt Gallien als unterworfen, zweimal hatte ihm Cäsar den Rücken gekehrt und es war ruhig geblieben. Da traten im Frühjahre 54 Ereignisse ein, die auf die wiedererwachte Rührigkeit der Patriotenführer schließen ließen. Neben Dumnorix war es hauptsächlich der Treverer Indutiomarus, der durch Verweigerung der Landtagsbeschickung im ungelegensten Augenblicke revoltierte. Cäsar mußte mit der halben Armee an die Mosel marschieren und Ordnung machen; um sich für die Folge den Rücken zu decken, nahm er Indutiomarus, Dumnorix und alle übrigen namhaften Patriotenführer an der Spitze ihrer Reiterabteilungen mit sich; Gallien sollte entwaffnet werden, indem es führerlos gemacht wurde.

Vor allem war Dumnorix, der Mitwisser und Erbe der Idee des Orgetorix, die Geisel Galliens in Cäsars Feldlager. Ein wortloser, erbitterter Krieg der Gedanken wütete zwischen den beiden Männern. Jetzt, da Cäsar im Begriffe stand, mit der Hauptmacht der Legionen über den Ozean zu gehen, glaubte Dumnorix den Augenblick gekommen und verweigerte die Heeresfolge. Im Kampfe mit der zu seiner Einbringung entsendeten Abteilung fiel er mit dem Schwerte in der Hand. Gallien hatte seinen ersten Märtyrer.

Nun endlich — es war abermals Hochsommer geworden — konnte die Überfahrt mit 5 Legionen vor sich gehen; mit drei Legionen blieb Labienus in Gallien zurück. Die Landung erfolgte glatt; ins Innere vorrückend, schlug Cäsar an der Kleinen Stour den britischen Heerbann, als die Nachricht, daß abermals ein Unwetter die Flotte arg zugerichtet habe, ihn zur Umkehr zwang. Nach angestrengter zehntägiger Arbeit war der Schaden ausgebessert. Indessen hatte Cassivellaunus, Fürst eines Gaues am linken Themseufer, bisher die Geißel seiner Nachbarn, den Oberbefehl übernommen. Wieder im Gelände an der Stour kam es zu einer zweitägigen Schlacht, in der die Römer mit Anstrengung das Feld behaupteten; dann erzwang Cäsar den Übergang über die Themse und rückte in das Gebiet des Cassivellaunus, der auf die starke Fluchtburg seines Stammes gelehnt Stellung nahm, und unterdessen durch seine Verbündeten in Cantium (Kent) das römische Flottenlager angreifen ließ.

Ziemlich gleichzeitig kam es auf beiden Punkten zur Schlacht, und auf beiden blieb der Sieg den Römern. Einzelne Stämme begannen sich jetzt der alten Feindschaft zu erinnern und von Cassivellaunus abzufallen; aber auch Cäsar hinderten die überaus schwierigen Verbindungen, weiter in das unwirtliche Land vorzudringen. So kam der Friede zustande. Die Briten unterwarfen sich, wogegen Cäsar das Land räumte und damit die Unterwerfung selbst als bloße Förmlichkeit anerkannte. Er setzte nach Gallien über und marschierte nach Samarobriva (Amiens), wo der gallische Landtag abgehalten wurde. — Im ganzen Lande war infolge der sommerlichen Dürre Mißernte gewesen: so verteilte Cäsar, um die Verpflegung zu erleichtern, die Armee legionsweise in großem Umkreis auf die belgischen und mittelgallischen Kantone.

Der schon im Frühjahr durch das Verhalten des Indutiomarus und Dumnorix angedeutete Umschwung in der Stimmung Galliens offenbarte sich plötzlich im unerwarteten Augenblick. Die Entfernung der römischen Hauptkraft über den Ozean war infolge der Mitnahme der Patriotenführer unausgenützt ge-

blieben; jetzt waren sie in ihre Gaue zurückgekehrt, und die Zersplitterung der römischen Armee begünstigte das Losschlagen. Ambiorix, Fürst der Eburonen, überfiel das in seinem Gebiet auf einem Platze namens Aduatuca gelegene, von anderthalb Legionen besetzte Lager und vernichtete das ganze Korps. Zwei Legaten fanden dabei ihren Untergang.

Mit einem alle Erwartungen überschreitenden Erfolge hatte der Aufstand eingesetzt. Täglich wuchs das Heer des Siegers, der mit starker Macht vor dem nächsten von Q. Tullius Cicero, dem Bruder des Redners, befehligten Legionslager im Nervierland eintraf, ehe man daselbst von dem Vorgefallenen eine Ahnung hatte. Ambiorix schritt zur Belagerung. Cicero sandte Meldung auf Meldung an Cäsar nach Samarobriva; kein Bote kam durch; endlich gelang es einem nervischen Sklaven sich durchzuschleichen. Von ihm erst erfuhr man im Hauptquartier, was sich im Maasgebiet abgespielt.

Blitzartig flog Cäsar mit den geringen Kräften, die er zur Hand hatte, herbei. Er kam gerade noch zur rechten Zeit; ein auf einem Pfeil ins Lager geschossener Zettel brachte den Belagerten die Kunde vom ersehnten Entsatze. Ambiorix hob die Belagerung auf und wandte sich gegen das Entsatzheer; sein Angriff brach unter Cäsars Gegenstoß vernichtend zusammen.

Rasch wie er entflammt, schien jetzt der Aufstand zu verlöschen. Im Winter kam es wohl noch zu kleinen Kämpfen, in deren einem Indutiomarus den Tod fand. Im Frühjahr aber begann Cäsar den großen Rachezug gegen Ambiorix und seine Eburonen, nach einer Vorbereitung, als gelte es einen Weltteil zu erobern. Zuerst wurde das Gebiet des Stammes durch eine Kette von Expeditionen ringsum isoliert; da auch die Germanen als Verbündete der Schuldigen in Betracht kamen, wurde zum zweitenmal der Rhein überschritten; schließlich wurde von dem Unglücksfelde von Aduatuca aus der Vernichtungsstoß ins Herz des Landes geführt. An ganz Gallien war ein Aufruf ergangen, der die Eburonen für vogelfrei erklärte und jeden, der Lust hatte, zum Plündern und Beutemachen einlud. Zweimal durchzogen Cäsars Kolonnen mit Feuer und Schwert das Land. Ambiorix zu fangen gelang nicht; wie durch ein Wunder rettete sich der mit einer Armee gehetzte Sieger von Aduatuca schließlich doch über den Rhein. Sein Stamm aber scheidet mit diesem Jahre aus der Geschichte; Gallien hatte gesehen, wie Cäsar die Rebellion zu strafen wußte.

Bald darauf erging noch ein zweites Strafgericht: der in den Winterkämpfen kompromittierte Senonenfürst Acco wurde vor das Tribunal des Prokonsuls geladen, und nicht als Kriegsfeind, sondern als Hochverräter nach den römischen Vorschriften hingerichtet.

So schien die Empörung nach zweijährigen Kämpfen erstickt. Ihre Häupter Dumnorix, Indutiomarus und Acco waren tot, Ambiorix irrte als Flüchtling in der Fremde. Was Wunder, wenn Cäsar die Bewegung für unterdrückt hielt und sich im Winter wie gewöhnlich nach der zisalpinen Provinz begab.

Und doch kam es anders. Es war, als ob die gefallenen Führer nur dem berufensten Verteidiger der gallischen Freiheit hätten Platz machen müssen. Plötzlich, ungeahnt von Freund und Feind, stand er in der von den Besten verlassenen Bresche: der Arverner Vercingetorix.

Eine echte Heldengestalt, halb Hannibal, halb Siegfried, von glänzenden Geistesgaben bei unverbrauchter Jugend, war er ganz der Mann, die leicht erregbare keltische Nation für sich und seine Sache zu entflammen, aber auch, was mehr gilt, in der einmal entfachten Begeisterung festzuhalten in guten und bösen Tagen und bis in den Zusammenbruch. Was Keinem vor ihm gelungen war: er hat sie fast vollständig geeint, und ein halbes Jahr lang ist er an ihrer Spitze gestanden als der von den Patrioten erträumte populare Monarch; in ihrer Sterbestunde hat er der Nation die staatliche Form gegeben, die sie, rechtzeitig erreicht, allein hätte retten können. — Kein Durchschnittsgallier taugte zu solcher Tat. Wir kennen Vercingetorix fast nur als Feldherrn, aber auch sein Feldherrntum zeigt, wie turmhoch er über seinen Landsleuten stand. Keine Spur des unglücklichen gallischen Sanguinismus haftet ihm an. Mit unbedingtem Optimismus des Gedankens vereinte er äußerste Vorsicht und Nüchternheit in der Beurteilung seiner Mittel; ein Schöpfer großzügigster Kriegspläne, war er zugleich der unermüdlichste Organisator seiner Kriegsmacht, deren Schwächen er vorurteilslos erkannte und auch im Taumel des höchsten Erfolges niemals übersah. Es war wohl notwendig, daß die Gallier in ihm etwas über und außerhalb ihrer selbst Stehendes erblickten, um ihm jene Gefolgschaft zu leisten, die sie durch Jahrhunderte jedem andern verweigert hatten. Den Römern aber war seit dem Tode des Siegers von Cannae kein solcher Gegner erwachsen.

Dumnorix hatte die Erhebung geplant, während Cäsar mit seiner Armee außer Landes weilte, Ambiorix und Indutiomarus hatten sich unter den Augen des römischen Prokonsuls erhoben; diesmal sollte der Schlag geführt werden, während Feldherr und Heer getrennt waren. Aduatuca hatte gezeigt, daß die Unbesiegbarkeit dem Führer anhaftete, nicht den Legionen. Die Gelegenheit schien günstig. Auf geheimen Zusammenkünften ward der Plan festgesetzt, mitten im Winter loszuschlagen und die führerlosen Legionen zu vernichten. Die Carnuten (um Orleans) sollten den Anfang machen und der Aufstand sich dann blitzschnell über das ganze Land verbreiten. Wahrscheinlich wurde auch der Oberbefehl des Vercingetorix jetzt bereits festgelegt. Zum ersten Male senkten sich die Feldzeichen fast aller gallischen Gaue gemeinsam zum feierlichen Bundeseide.

Noch im Januar gaben die Carnuten das verabredete Zeichen. Sie überfielen die kleine römische Abteilung in Cenabum und machten sie nebst allen ansässigen Römern nieder. Sofort flog die Kunde nach allen Richtungen über das Land; 48 Stunden später wußte man es in der Arvernerhauptstadt Gergovia. Vercingetorix proklamierte den Aufstand. Von seinem römerfreundlichen Oheim, dem Haupt der arvernischen Adelspartei, verdrängt, rief er das Landvolk zu den Waffen, nahm Gergovia im Sturme und entfaltete das Banner der Freiheit. Das mittlere, westliche und südliche Gallien folgte seinem Rufe; in Belgien organisierte der Atrebate Commius den Aufstand; nur der Osten, das Föderationsgebiet der Haeduer, verhielt sich vorläufig noch zurückhaltend.

Ein ansehnliches Heer kam bei Gergovia zusammen, vor allem Kavallerie, die dem Prokonsul zu entziehen des neuen Feldherrn erste Sorge war. Zugleich begann er die Infanterie zum Teil nach römischem Vorbilde zu organisieren. Nach den ersten Vorkehrungen brach er nach Norden auf. Der große Stamm der Biturigen (um Bourges), der bis dahin geschwankt hatte, schloß sich ihm an; von da ging es gegen Agedincum (Sens), wo die Hauptmacht der Römer stand.

Schon war Vercingetorix nicht mehr weit vom Ziele, als die unglaubliche Nachricht eintraf, Cäsar habe mit einer neuen Armee die tiefverschneiten Cevennen überschritten und marschiere von Süden her auf Gergovia.

Vercingetorix sah sich zwischen zwei Feuern. Die Legionen bei Agedincum rasch genug überwinden zu können, machte er

sich keine Hoffnung mehr; er wandte sich augenblicklich wieder nach Süden, um seine Hauptstadt zu retten und sich dort zu halten.

Als er bei Gergovia ankam, fand er vom Feinde keine Spur. Statt dessen kam die Meldung, Cäsar sei schon mitten in Gallien und versammle alle Legionen bei Agedincum. Es war so. Während Vercingetorix nach dem bedrohten Gergovia eilte, hatte Cäsar an der Spitze einer kleinen Reitertruppe schneller als die Kunde von dem waghalsigen Ritte halb Gallien durchstürmt. Wenige Tage später stand die ganze Armee von zehn Legionen unter seiner Führung bei Agedincum vereinigt.

Die wichtigste Vorbedingung für das Gelingen des Aufstandes war ausgeschaltet, und furchtbar brach das Strafgericht herein. Der erste Schlag traf, wie nicht anders zu erwarten, die Carnuten. Cenabum sank in rauchende Trümmer, die Krieger des Stammes wanderten in die Hände der Sklavenhändler. Damit hatte Cäsar zugleich den Übergang über die Loire gewonnen und marschierte nun gegen Vercingetorix. Ein Reitertreffen vor der Boierstadt Gorgobina entschied zu Cäsars Gunsten; Schritt für Schritt wich Vercingetorix zurück, entschlossen, eine Hauptschlacht zu vermeiden und durch Verwüstung des Landes und Unternehmungen gegen die Verbindungen des Gegners im Bunde mit der unwirtlichen Jahreszeit die Entscheidung anzustreben. Auf seinen Befehl steckten die Biturigen alle ihre Städte in Brand; nur ihre Hauptstadt Avaricum (Bourges) gestattete er ihnen, obwohl widerstrebend, zu verteidigen.

Cäsar war froh, ein Angriffsobjekt zu haben; Vercingetorix aber setzte sich mit der Feldarmee außerhalb der Stadt fest und hielt die Verbindung mit den Belagerten zähe aufrecht. Die Römer litten schwer unter den Unbilden der Witterung und den Schwierigkeiten der Verpflegung; Cäsar war nahe daran, die Belagerung aufzuheben, als endlich am 27. Tage während eines furchtbaren Unwetters ein gewaltsamer Angriff gelang. —

Mit dem Falle von Avaricum hoffte Cäsar den Aufstand zusammenbrechen zu sehen; Vercingetorix aber wußte den Mißerfolg der wider seinen Rat unternommenen Verteidigung zur Stärkung seiner Stellung auszunützen und setzte unentwegt den Krieg in der früheren Weise fort. Zudem wurden jetzt auch die Haeduer schwierig; Cäsar mußte nach ihrer Grenzstadt Decetia (Dezise) marschieren, um Ordnung zu machen, den Nachschub

zu regeln und ein Aufgebot von 10 000 Mann sicherzustellen. Gleichzeitig kamen schlimme Nachrichten aus dem Norden. Der geplante belgische Aufstand war zwar durch eine schwere Verwundung des Commius vorläufig vereitelt worden; dagegen erhoben sich die Stämme an der unteren Seine und bedrohten die römische Basis in Agedincum. Cäsar mußte sich entschließen, die Armee zu teilen. Labienus erhielt Befehl, mit 4 Legionen die Offensive gegen die Seinegaue aufzunehmen; mit 6 Legionen wandte sich der Feldherr selbst nunmehr wieder gegen Vercingetorix und drängte ihn langsam gegen seine Hauptstadt.

Die auf steiler Bergeshöhe gelegene Stadt Gergovia erwies sich als unangreifbar, auch eine gänzliche Einschließung als unmöglich. Die Lage ward täglich schwieriger. Die Haeduer schickten nichts; dazu drohte ihr anmarschierendes Aufgebot auf halbem Wege abzufallen. Cäsar brauchte diese Abteilung weniger als Verstärkung denn als Geisel; mit 4 Legionen brach er gegen die Abtrünnigen auf, brachte sie zur Unterwerfung und kehrte, nachdem er in 28 Stunden 75 Kilometer zurückgelegt, noch rechtzeitig zurück, um einen heftigen Ausfall des Vercingetorix abzuwehren.

Die Lage vor Gergovia ward dadurch nicht besser. Cäsar entschloß sich zu einem verzweifelten Handstreich. Es gelang ihm, das der Stadt im Süden vorgelegte gallische Hauptlager zu nehmen; bei Fortführung des Angriffes gegen die Stadt selbst aber wurden die Römer von Vercingetorix im Gegenstoß gefaßt und nach hartem Kampfe den Hang hinuntergeworfen; nur dem aufopfernden Eingreifen der von Cäsar persönlich geführten Reserven gelang es, das Nachdringen des Feindes so weit zu brechen, daß sich die Truppen am Fuße der Höhen zwischen den Schanzen wieder sammeln konnten, und Vercingetorix war vorsichtig genug, sie dort nicht anzugreifen. Er hatte gesiegt, zum ersten Male in offener Feldschlacht den Unüberwindlichen überwunden; durch ganz Gallien flog die Kunde, daß die Nation die Wahl ihres Feldherrn nicht zu bereuen hatte.

Die gesuchte Entscheidung vor der feindlichen Hauptstadt war gegen Cäsar ausgefallen. Mitten in Feindesland — der Abfall der wenigen noch römertreuen Stämme war nunmehr gewiß —, von seiner zweiten Armee durch weite in vollem Aufruhr befindliche Landstrecken getrennt, schien ihm nichts übrigzubleiben, als

unter Preisgabe Galliens und der Legionen des Labienus den einzig offenen Rückzug über die Cevennen in die Provinz zu nehmen.

Cäsar dachte anders. Er ging nicht in die Provinz, sondern auf seine vor Jahren geschaffene Basis am Rhônewinkel. Dieser Rückzug führte ihn mitten durch das Feindesland; allein er ersparte ihm, dieses gänzlich räumen zu müssen, und ermöglichte vielleicht doch die Vereinigung mit Labienus. Er brach also nach Norden auf, überschritt nach einem Gefechte mit den nunmehr endgültig abgefallenen Haeduern die Loire und marschierte zunächst auf Agedincum, um Labienus die Hand zu reichen. Noch vor dieser Stadt traf der Legat, der indessen den Aufstand an der Seine vor den Mauern Lutetias (Paris) niedergeworfen hatte, bei der Hauptarmee ein. Der erste Zweck der kühnen Bewegung war erreicht, und Cäsar marschierte jetzt mit der vereinigten Armee gegen Südwesten.

Vercingetorix ist vielleicht der einzige Gallier gewesen, der nach dem Siege von Gergovia den Krieg nicht für beendet hielt. Neuerdings rief er ganz Gallien zum Kampfe auf; mit ganz wenigen Ausnahmen folgten alle Stämme von den Pyrenäen bis zum Rheine seinem Rufe. — Allerdings begann auch die alte Stammeseifersucht sich wieder zu regen: die Haeduer verlangten als Belohnung für ihren Übertritt zur nationalen Sache den Oberbefehl. Da marschierte Vercingetorix mit seinem siegreichen Heere von Gergovia nach Bibracte, berief dorthin einen allgemeinen gallischen Landtag und ließ sich in der Hauptstadt der Haeduer selbst feierlich im Kommando bestätigen. Dann organisierte er die Verfolgung des Sieges: drei Korps gingen von drei Seiten gegen die Provinz; er selbst mit der durch auserlesene Truppen verstärkten Hauptarmee legte sich Cäsar auf seinem Wege vor.

Es kam zu einer gewaltigen Reiterschlacht; nach lange schwankendem Kampfe entschieden die germanischen Reiter Cäsars den Sieg.

Mit einem Schlage war die Lage geändert. Nach der Niederlage seiner Kavallerie konnte Vercingetorix den Kampf gegen die vereinigten Legionen Cäsars im offenen Felde nicht wagen. Er gab den Weg frei und wich auf die Bergstadt Alesia im Gebiete der Mandubier aus.

Cäsar aber ließ augenblicklich alle Rückzugspläne fallen und folgte dem Gegner auf den Fersen. Der Kampf, der jetzt vor Alesia entbrannte, mußte über den Krieg und das Schicksal Galliens entscheiden.

Und der Kampf entbrannte in einer Großartigkeit, wie die Kriegsgeschichte sie bis dahin nicht gesehen. Cäsar warf den auf dem Glacis der Festung stehen gebliebenen Feind vollends in dieselbe hinein und begann sie einzuschließen. Rings über die benachbarten Hügel, quer über die vorliegenden Täler liefen seine Linien in einer Gesamtausdehnung von 16 Kilometern, mit stellenweise kolossalen Profilen, durch Annäherungshindernisse mannigfacher Art sturmfrei gemacht. Acht Lager und 23 Redouten dienten als Stützpunkte für die Werkbesatzungen und Reserven.

Noch ehe die Linien geschlossen waren, entsandte Vercingetorix seine ganze Reiterei nächtlich aus der Festung; sie hatte nach Bibracte zu reiten und ganz Gallien zum Entsatz aufzurufen. Der noch immer in der Haeduerhauptstadt versammelte Landtag ging sofort ans Werk; ein zweites gewaltiges Heer ward aus allen Teilen Galliens bei Bibracte zusammengezogen. Den Oberbefehl erhielt der wiedergenesene Commius; ein Kriegsrat stand ihm zur Seite.

Cäsar nützte die Zeit. Zu der Linie, welche die Festung umschloß, kam eine zweite von 21 Kilometer Länge, welche die eigenen Stellungen rings gegen außen deckte. Alle Mittel, welche die hochentwickelte römische Feldbefestigung an die Hand gab, fanden in riesenhaftem Umfange Anwendung. Alles war fertig, als etwas mehr als einen Monat nach Beginn der Belagerung das Entsatzheer im Westen der Stadt erschien.

Am folgenden Tage begann die Riesenschlacht, die über das Schicksal Galliens entscheiden sollte. Fünf Tage hat sie — mit Unterbrechungen — getobt. Der Ansturm der von außen andrängenden Massen begegnete sich mit den verzweifelten Ausfällen der Belagerten. Am fünften Tage gelang es dem Feinde, die äußeren Linien zu durchbrechen. Schon wogte der Kampf zwischen den Schanzen, schon schienen sich Belagerte und Entsatzheer die Hände zu reichen: da räumte Cäsar die Verschanzungen; im offenen Felde ward unter Einsatz der letzten Reserven der Gegenangriff angesetzt und drang durch, der Feind wurde aus den Linien geworfen, ein Reiterangriff im Rücken

besiegelte seine Niederlage. Das Entsatzheer trat den Rückzug an, scharf verfolgt von der Reiterei Cäsars. Wie einst an der Axona, so war auch hier das Heer zu groß und zu schwerfällig, um sich nicht alsbald vollends aufzulösen.

Das Schicksal Alesias, des Vercingetorix, Galliens war besiegelt. Der hochgemute Führer stellte selbst im Kriegsrate den Antrag auf seine Auslieferung. Tags darauf erschien er hoch zu Roß im römischen Lager und legte sein Schwert dem Prokonsul zu Füßen. Alesia ergab sich.

Der Krieg war zu Ende. —

Cäsar sandte seinen großen Gegner in Ketten nach Rom als Unterpfand des Triumphes. Die Gallier behandelte er im allgemeinen milde. Die Truppen gingen in die Winterquartiere.

Gallien war zum zweiten Male unterworfen, diesmal endgültig; die Aufstände, die im nächsten Jahre noch in Belgien, im Loire- und Garonnegebiet aufflammten, vermochten nicht einen Augenblick die Lage auch nur zweifelhaft erscheinen zu lassen. — Nicht aus sich selbst heraus hat die keltische Nation es zustande gebracht, nach einem wenig ruhmvollen Leben wenigstens ruhmvoll unterzugehen; das Schicksal hat ihr in einer Anwandlung von Großmut den Mann erweckt, der das Unglaubliche vollbracht hat, sie in ihrer Todesstunde zu einen. Wir kennen die Kelten zur Genüge, um die Heldenkämpfe von Gergovia und Alesia nicht dem Volke, sondern dem Führer anzurechnen. Man hat Vercingetorix den letzten Ritter der keltischen Nation genannt. Er war mehr als das; er war ihr letzter und größter Held. Gallien ist nicht mehr dazu gekommen, ihn zu feiern; von ihm konnte kein Schriftsteller wie von Arminius berichten, daß er fortlebe in den Liedern seines Volkes. Doch was ihm die eigene Nation versagte, hat sein Überwinder ihm gewährt. Cäsar hat Vercingetorix in Ketten geschlagen und getötet, weil dieser Mann allein eine Macht war, die freiwillig bestehen zu lassen ihm die Sicherheit seines Lebenswerkes verbot; allein er hat ihm in seiner eigenen Darstellung des Krieges ein Denkmal gesetzt, das unvergänglich fortlebt und dem Andenken des gallischen Helden nicht minder die Begeisterung der Nachwelt sichert, als Monumente und Heldenlieder es vermocht hätten. —

* * *

Der gallische Krieg war zu Ende. In einem furchtbaren Zustand lag das wehrlose Land zu Füßen des Siegers. Die Fluren verwüstet, die Städte gebrochen, die Führer tot oder geächtet, das Volk gelichtet, führerlos und brotlos: eine rauchende Öde, ein qualmendes Schlachtfeld. — Hatte Cäsar das gewollt, als er kam, das Land zu erobern?

Auf den rauchenden Trümmern errichtete er die Herrschaft Roms. Nicht jenes Roms, das ihn entsandt; sondern des Roms der Zukunft, das er selbst erst zu schaffen gedachte. Das zertrümmerte Gallien ward das erste Glied des neuen Kaiserstaates; ihm kamen seine Segnungen zugute, bevor er noch da war. „Pax Romana", der Frieden Roms, war das Zauberwort, unter dem Gallien wieder auflebte zu neuem, glücklicherem Dasein. War es wirklich der Friede, den Rom den Unterdrückten zu geben hatte? Was wußten Sizilien und Afrika, was die asiatischen Provinzen von dieser „pax Romana"? Die Geschichte der republikanischen Zeit lehrt uns andere Bilder erkennen. Diese vordem wohlhabenden und geordneten Länder waren durch die Herrschaft der römischen Republik an den Rand des Ruins gebracht worden; in dem durch furchtbare Kämpfe verwüsteten Gallien kehrte der Friede ein: der Friede Cäsars. In acht Kriegsjahren hatte der Prokonsul Gallien niedergeworfen; in einem einzigen Friedensjahre hat er es wieder aufgerichtet. Für die Freiheit der Nation gab er ihm die Freiheit des Individuums. Denn nirgends war der Einzelne unfreier gewesen als im „freien" Gallien, niemals war die „Freiheit" so zur Geißel der Gesamtheit geworden, wie bei diesem Volke, das gänzlich unfähig war, sich selbst zu organisieren, bei dem sie notwendig ausarten mußte zu nacktem Faustrecht. Durch Jahrhunderte hatte die Nation den Fluch dieser Freiheit getragen, hatte sich schließlich in heldenhaftem Kampfe für sie verblutet; kein Wunder, wenn sie endlich in sich ging und die Segnungen des Friedens vorzog, die ihr Besieger mit vollen Händen über sie ausgoß.

Wenn die keltische Nation nicht mehr dazu kam, ihren größten Helden in Wort und Lied fortleben zu lassen, so lag der vornehmste Grund darin, daß sie bald nach seinem Untergange selbst aufhörte als solche zu existieren und im Sieger aufging. Es ist ein unverantwortliches Verbrechen, wenn ein Siegerstaat eine Kulturnation niederwirft, ohne ihr die Mittel zu bieten, sich wieder aufzurichten. Dieses Verbrechen hat das republikanische Rom unzählige Male begangen. Jetzt wurde das anders. Die Republik hatte von den Provinzen nur Geld verlangt, keine Romanisierung; Cäsar und seine Monarchie verlangten sie, und was sie dafür boten, war die gleichberechtigte Teilnahme an der Weltherrschaft. Und was konnte auch für die Kelten, die in Betätigung ihres Volkstums sich immer weiter vom Ideal des Volksglückes entfernt hatten, verlockender sein als das Aufgehen in dem Volke, das die Welt beherrschte? Und dies ward ihnen angeboten in einem Augenblicke, da jede Widerstandskraft gebrochen war, da der grauenhafte Zusammenbruch kaum den Schimmer einer Hoffnung auf bessere Tage aufkommen ließ. Mag sein, daß auch innere Verwandtschaften des römischen und keltischen Charakters mitgespielt haben. Rasch und willig wurden die Gallier zu Römern, und mit römischem Geiste und römischer Form zogen auch römische Disziplin und Ordnung, römische Kraft und Sicherheit, vor allem aber römische Kultur ins Land. In ungeahnter Schnelle blühte Gallien auf, unter dem starken Schutze der von Cäsar gewonnenen Rheingrenze entfaltete und festigte es sich als die vornehmste Provinz des neuen cäsarischen Rom, als mächtigster Schutzwall des Reiches gegen seine gefährlichsten Feinde, als grundfeste Stütze der hohen hellenisch-italischen Weltkultur. So kam es, daß die Idee, die dies geschaffen, auf dem Boden, wo sie Größtes gewirkt, am lebendigsten fortlebte und nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreiches hier zuerst wieder auferstand: die Idee des Weltkaisertums.

Das war das Werk Cäsars, das Ergebnis seiner gallischen Eroberung: der erste und gewaltigste Baustein zur neuen Weltmonarchie. Als Prokonsul der römischen Republik war Cäsar über die Alpen gegangen; als Fürst Galliens kehrte er zurück. Nur dem Namen nach war in diesem Augenblicke das Land römische Provinz; in Wahrheit war es das Reich Cäsars, der Kern seiner künftigen Weltherrschaft, zu dem er sich nur noch Rom und was dazu gehörte, hinzuerobern wollte.

V. Das Prinzipat.

Gelegentlich der Rollenverteilung im Jahre 59 war Cäsar scheinbar die Aufgabe zugefallen, an der Spitze eines Heeres an der Grenze Italiens darüber zu wachen, daß Pompeius un-

gestört die Hauptstadt und damit die Welt beherrschen könne. In Wirklichkeit war es umgekehrt. Cäsar verließ Italien, um außerhalb desselben seine Weltherrschaft zu begründen, und ließ unterdessen Pompeius als stellvertretenden Regenten in Rom zurück. Die Sache schien gewagt; nicht weil Pompeius ihm hätte so leicht über den Kopf wachsen können, sondern weil es vielmehr fraglich war, ob er imstande sein werde, der übertragenen Aufgabe, die ihm so gar nicht lag, zu genügen. Daß er sich Schwächen und Mißgriffe werde zu schulden kommen lassen, war bei seinem politischen Unvermögen mit Sicherheit vorauszusehen; indes gerade darin lag auch ein gut Teil Sicherheit, daß er nicht übermächtig wurde. Eher war das Gegenteil zu befürchten; seine Unentschlossenheit in politischen Dingen, die Sucht, an nichts zu rühren und Notwendigkeiten auf die lange Bank zu schieben, konnten mit der Zeit bedrohlich werden. Um dem einigermaßen zu steuern, setzte Cäsar einen Hecht in den Karpfenteich: P. Clodius hatte die Aufgabe, die Machthaber in der Stadt nicht zur beschaulichen Ruhe kommen zu lassen. Nicht als ob er von Cäsar ausdrücklich damit betraut worden wäre; er war nicht der Mann, sich bewußt zum unbedingten Werkzeug eines andern herzugeben. Sein Fall war das Skandalmachen im größten Stile, aber durchwegs auf eigene Faust und zweifellos auch mit hohen Zielen; vor seinen Angriffen war niemand sicher, am allerwenigsten, wer an der Macht stand oder nach ihr strebte. Wenn Cäsar ihn losließ, so war es gewiß, daß er gelegentlich auch gegen seinen Meister rebellieren würde. Zunächst aber terrorisierte er mit seiner bewaffneten Straßenbande die Stadt in solcher Weise, daß Pompeius, wenn er wirklich als ihr Herr auftreten wollte, sich genötigt sah, gegen ihn einzuschreiten. Gegen den Herrn der Straße gab es kein Mittel, als ihm mit gleichen Waffen zu begegnen. Pompeius stellte sich denn persönlich an die Spitze einer Straßenbande; doch der ruhmreiche Besieger des Mithridates wurde zum größten Gaudium Roms in den Balgereien der Straße ein ums andere Mal geschlagen und schließlich in seiner Wohnung belagert. Um die Schmach zwar nicht zu tilgen, aber doch zu rächen, beantragte er die Rückberufung Ciceros, nicht ohne vorher Cäsars Zustimmung eingeholt zu haben. Wenn er gehofft hatte damit Clodius an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen, so hatte er sich nicht verrechnet, aber der Erfolg war nur, daß der aufs äußerste gereizte Demagoge nun seinen Terrorismus

auf die Spitze trieb, und daß der unter großen Ovationen zurückgekehrte Vater des Vaterlandes auf Jahre hinaus in der wiedergewonnenen Heimat keine ruhige Stunde hatte.

Wir begreifen, daß unter solchen Umständen die unter Cäsars Konsulat niedergetretene Senatspartei wieder anfing sich zu regen und auch in den breiten Volksschichten wachsenden Rückhalt zu finden. Schon schien man daran denken zu können, den offenen Kampf gegen die Machthaber aufzunehmen. Doch die Oligarchie beging — ganz im Sinne von Cäsars Absicht — den großen Fehler, immer noch Pompeius für das Haupt der Tyrannen und den gefährlichsten Gegner zu halten und sich die Gelegenheit entgehen zu lassen, sich mit ihm gegen Cäsar zu verbinden. Als der ohnmächtige Herr von Rom im Augenblicke seiner größten Rat- und Hilflosigkeit ihr die Hand hinstreckte, wies sie dieselbe zurück. Endlich erkennend, daß nur ein militärisches Kommando imstande war, seine gänzlich unterwühlte Position wieder herzustellen, bewarb sich Pompeius um eine unbeschränkte politische und militärische Machtstellung zur Abwehr der neuerdings rasch gestiegenen Lebensmittelteuerung; der Senat fand, daß zu diesem Zwecke einige beschränkte administrative und finanzielle Vollmachten genügten, und Pompeius war unklug genug, sich nicht nur damit zu bescheiden, sondern überdies mit seinen zugestutzten Befugnissen die Aufgabe glänzend zu lösen und damit seine ursprüngliche Forderung selbst zu entkräften. Um doch zu einem militärischen Kommando zu gelangen, hat er sodann den Auftrag zur bewaffneten Wiedereinsetzung des vertriebenen Ägypterkönigs Ptolemaeus Auletes angestrebt; der Senat vereitelte es, indem er nach langen, unfruchtbaren Debatten beschloß, auf die Einmischung überhaupt zu verzichten. Zwei Jahre später hat dann A. Gabinius diese Aufgabe mit Geschick erledigt; der Senat zog ihn dafür vor Gericht, und Pompeius ließ ihn fallen; kein Wunder, wenn er später im Bürgerkriege seinen treuesten Paladin im Lager des Feindes sah.

Die Senatspartei hatte billige Siege über Pompeius erfochten, gerade als dieser bereit war, die Rettung seiner Macht aus ihren Händen entgegenzunehmen. Man glaubte über die Triumvirn gesiegt zu haben, und hatte doch nur einen von ihnen gedemütigt und ihn damit in dem Augenblicke, wo er bereit schien, sich von seinen Genossen zu trennen, in deren Arme zurückgestoßen.

Das Ansehen und die Macht des Triumvirats war freilich durch den Mißerfolg der Regentschaft des Pompeius empfindlich geschädigt. Schon mehrten sich die Vorschläge auf Aufhebung der julischen Gesetze, des Unterpfandes der Macht der Triumvirn, und auf die Abkürzung von Cäsars Statthalterschaft. So durfte es nicht weiter gehen.

Cäsar stand vor einer verhängnisvollen Entscheidung. Sein Plan war gewesen, Pompeius in hoher Stellung, jedoch ohne Heer, sich abnützen zu lassen, um, wenn er selbst als ruhm- und sieggekrönter Feldherr in die Hauptstadt einzog, mit dem Nebenbuhler auf politischem Boden abzurechnen und so ohne das Odium und Risiko eines Bürgerkrieges zur Macht zu gelangen. Jetzt schien der Augenblick gekommen. Als Sieger in drei großen Feldzügen, an der Spitze einer starken und kampfgestählten Armee, konnte er in Italien einrücken, den widerspenstigen Senat ohne Blutvergießen niederwerfen und sich eine Stellung erringen, mit der erfolgreich zu wetteifern dem waffenlosen und politisch unbeholfenen Pompeius nie mehr möglich war. Pompeius hatte sich zweimal in ähnlicher Lage befunden und beide Male nicht zugegriffen. Auch Cäsar hat es nicht getan. Nicht aus Schwäche; es war ein großer, schwerer Entschluß. Der Grund war Gallien. Es war besiegt, aber nicht beruhigt; Cäsar konnte wohl über die Helvetier, über Ariovist und Belgien triumphieren, aber in dem Augenblick, wo er das Land verließ, sanken seine Siege zu bloßen glänzenden Kriegstaten ohne praktisches Ergebnis herab. Es ist eines der wichtigsten Merkmale von Cäsars Persönlichkeit, daß ihm Krieg und Sieg nie etwas anderes gewesen sind, als Mittel zu anderen, größeren Zwecken; auch hier dienten seine Siege nur der welthistorischen Idee von der Eroberung und Romanisierung Galliens; diese Idee aber hätte er opfern müssen, wäre er jetzt — es war im Frühjahr 56 — auf Rom marschiert. So gab er denn die große Chance preis; und da Pompeius sich einmal unfähig erwiesen, ohne ein militärisches Kommando seinen Platz auszufüllen, so wurde ihm auch dieses zugestanden. Freilich ward damit die Hoffnung, seinerseits ohne Blutvergießen zur Herrschaft zu gelangen, für Cäsar so gut wie begraben.

Vor Frühjahrsbeginn 56 traf Cäsar an der Grenze seiner Provinz, in Ravenna, mit Crassus zusammen; von da begaben sich beide nach Lucca, wo auch Pompeius sich einfand. Nichts

beleuchtet die Lage wie die handelnden Personen treffender als der Umstand, daß in dem Augenblicke, wo Cäsar seine beiden Verbündeten in seinem Prätorium empfing, die volle Macht des Triumvirats buchstäblich im Handumdrehen wiederhergestellt war. In vollster Souveränität diktierten die Machthaber dem Staate ihre Gesetze, verfügten sie die neue Teilung der persönlichen Macht.

Cäsar verlangte vor allem für sich die Verlängerung seines Kommandos auf weitere fünf Jahre nebst ausdrücklicher Anerkennung seiner bisherigen eigenmächtigen Truppenvermehrungen; erst nach Ablauf dieser Frist sollte er im Jahre 48, also nach dem gesetzlichen 10jährigen Zwischenraum, zum zweiten Konsulat gelangen und ihm diesmal, um ähnliche Vorgänge wie bei seiner ersten Bewerbung auszuschließen, die Befreiung von der persönlichen Anmeldung im vorhinein bewilligt werden.

Wesentlich anders gestaltete sich die Stellung seiner beiden Verbündeten. Da es mit Pompeius ohne Heer nicht ging, so sollte er denn sein Heer haben; es war zu hoffen, daß er, der als Regent versagt hatte, als Kommandant entsprechen werde. Allerdings mußte, um das Gleichgewicht zu sichern, auch Cäsars unbedingter Bundesgenosse Crassus seine Legionen und sein Kommando bekommen; und es ist zweifellos auf Cäsars kluge Personalpolitik zurückzuführen, daß Crassus Gelegenheit geboten wurde, kriegerische Lorbeeren zu ernten, während Pompeius unter dem Vorwande seiner Unentbehrlichkeit in der Hauptstadt sich bestimmen ließ, von seiner militärischen Macht keinen tätigen Gebrauch zu machen und wenn auch an der Spitze eines Heeres, so doch tatsächlich wieder nicht zu kommandieren, sondern zu regieren.

Es sollten also Pompeius und Crassus zunächst für das Jahr 55 zum zweiten Male gemeinsam das Konsulat übernehmen. Nach demselben sollte jedem das Prokonsulat auf 5 Jahre mit entsprechender Heeresmacht zukommen, und zwar sollte Pompeius die drei spanischen Provinzen, Crassus aber Syrien erhalten.

Der Senat kapitulierte schleunig und bedingungslos. Cicero, dem die vorhergehenden Ereignisse bereits Mut gemacht hatten, sich wieder einmal zum Wortführer der Republik wider die Tyrannen aufzuwerfen, nannte sich reuevoll einen Esel und zwar einen deutschen, was bei ihm offenbar den Superlativ der Eselei bedeuten sollte. Auch Clodius machte seinen Frieden mit Pom-

peius und versprach sogar, Cicero in Hinkunft nicht mehr zu belästigen. Die Konsulwahl des Pompeius und Crassus verlief zwar nicht ohne die üblichen Krawalle — Cato war seit kurzem zurückgekehrt, und die beiden hohen Herren hatten vergessen, ihre Kandidatur rechtzeitig anzumelden — aber doch ohne ernstlichen Widerstand. Lebhafter ging es zu, als der Tribun C. Trebonius das Gesetz betreffend die prokonsularischen Befugnisse der beiden Konsuln sowie die Verlängerung des Kommandos Cäsars vor das Volk brachte. Cato obstruierte zwei Tage lang; doch gingen die Anträge ungeschmälert durch. Den besten Nachdruck gaben den Handlungen der Konsuln die Truppenaushebungen, die Pompeius angeblich für seine spanischen Provinzen in ganz Italien vornahm. Als die Truppen vereidigt waren, gingen sie jedoch nicht nach Spanien ab, sondern wurden in Italien beurlaubt mit der Bestimmung, jeden Augenblick unter die Waffen gerufen werden zu können für jeden Zweck, den ihr Prokonsul und Kriegsherr für gut fand. In Spanien verwalteten unterdessen seine Legaten mit insgesamt 6 Legionen in seinem Namen die drei Provinzen der Halbinsel. — So regierte Pompeius, während Crassus noch vor Ablauf seines Konsulats nach Syrien abging, tatsächlich, wenn auch ohne aktive Truppen, so doch an der Spitze einer Armee; und der Gegensatz zu seiner früheren Regierungstätigkeit ist denn auch unverkennbar. Den Senat, der ihn früher gedemütigt und dann reuevoll sich unterworfen hatte, ignorierte er andauernd und verhandelte alle Angelegenheiten ausschließlich mit dem Volke.

Die von der Gesetzgebung vollständig ausgeschaltete Senatspartei suchte sich wenigstens in Personalfragen zu rächen. Durch das seit Jahrzehnten wohlgeordnete Klubwesen beherrschte sie noch immer bis zu einem gewissen Grade die Wahlen und die Gerichte, das heißt, es kostete sie weniger sie zu beherrschen als die außerhalb ihrer Koterien stehenden Machthaber, und wenn auch solche Siege, bei der Einflußlosigkeit auch der höchsten Behörden neben den Triumvirn, nur theoretischen Wert hatten, so waren es doch Siege und beleuchteten mit unerwünschter Deutlichkeit die Stelle, wo die Koalition sterblich war. Um auch diese letzten Widerstände zu brechen, strebte Pompeius nach einer Stellung, die ihm das Eingreifen auch in die geheimsten Falten der gegnerischen Organisation gestatten sollte. Doch abermals brachte er nicht den Mut auf, offen zu verlangen. Die Senatspartei benützte es, um ihn ohne direkte Opposition, mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit, hinzuhalten. Der Zwist zwischen Machthaber und Senat gab indessen der Demagogie der Straße die Bahn frei; die Anarchie erreichte ihren Höhepunkt, und es kam so weit, daß nicht einmal die Beamtenwahlen für das Jahr 53 durchgeführt werden konnten; jede Autorität war beseitigt, Mord und Brand an der Tagesordnung, und Pompeius sah tatenlos dem Chaos zu. Da gab ein unvorhergesehenes Ereignis das Heft seiner Hand zurück.

Clodius hatte, nachdem er veranlaßt worden war von seinem Hauptgegner abzulassen, das Krawallmachen durchaus nicht aufgegeben. Unter den Generalen der Gasse, die ihm entgegenzustellen schon beinahe zur Staatsnotwendigkeit geworden war, hatte ihm keiner so erfolgreich Konkurrenz gemacht wie T. Annius Milo; die persönliche Rivalität entfachte die Feindschaft der beiden Bandenführer weit mehr, als der zufällige oder bezahlte Zweck ihrer jeweiligen Händel es vermocht hätte. Da geschah es, daß Milo, auf die Senatspartei gestützt, für das Jahr 52 gegen die Kandidaten der Koalition sich um das Konsulat bewarb. Natürlich wurde Clodius gegen ihn aufgeboten. Dabei kam es außerhalb der Stadt auf der appischen Straße ohne Zutun der beiden Führer zu einem Zusammenstoße ihrer Banden, bei welchem Clodius verwundet und schließlich in einem Straßenwirtshause, in das er sich geflüchtet, getötet ward. Der Tod seines Abgottes trieb den Pöbel vollends zur Raserei; die Leiche wurde in das Senatspalais geschleppt und mit diesem verbrannt. Unter dem Druck dieser Ereignisse konnte Pompeius endlich mit unabweislicher Berechtigung fordern, was er erstrebte. Er erzwang seine Ernennung, wenn auch nicht zum Diktator, so doch, was praktisch dasselbe war, zum Konsul ohne Kollegen; selbst Cato hatte sich nicht widersetzt. Dann zog er Truppen zusammen, legte eine Besatzung auf das Kapitol und erzwang unter militärischem Schutze, der dem Verteidiger Cicero das Wort in der Kehle stocken ließ, die Verurteilung Milos zur Verbannung.

Damit begnügte er sich nicht. Kraft seiner durch keine Bestimmungen begrenzten Machtvollkommenheit griff er überall ein, wo er einen Rückhalt des noch fühlbaren Widerstandes vermutete. Er regelte die Wahlgesetzgebung, berichtigte die Prozeßordnung und führte mit unnachsichtlicher Energie seine Verfügungen durch.

Er sah sich am Ziele. Auf dem Kapitol der Republik lag die Garnison des Monarchen, und in der Hauptstadt der Welt befahl uneingeschränkt und unwidersprochen der erste Mann im Staate, der „princeps“ Pompeius.

Und man muß zugeben: Er hat die Ordnung und Ruhe in einer Weise wieder hergestellt, wie keiner seit Sulla. Man spürte den Segen der starken Hand. Aber noch eines spürte man, und zwar schon seit längerer Zeit: Die Kräftegruppierung war nicht mehr die alte. Die letzte überragende Machtstellung des Pompeius war ohne Cäsar, wenn nicht gegen ihn, zustande gekommen; der Antrag war vom Senate ausgegangen, und das geänderte Verhältnis zeigte sich sofort darin, daß Pompeius seine Gesetze nicht mehr wie noch kurz vorher direkt vor das Volk brachte, sondern wieder vom Senate verhandeln und beschließen ließ. Cäsar war denn auch bedenklich geworden; mit allem Nachdruck setzte er sich für Kompensationen ein und erreichte nicht ohne große Mühe die Annahme eines von allen zehn Tribunen eingebrachten Gesetzes, das ihm die Dispens von der persönlichen Bewerbung um das zweite Konsulat sicherte.

Pompeius hatte sich nicht widersetzt, und so schien das Einvernehmen äußerlich gewahrt. Innerlich aber war es längst in die Brüche gegangen, und das war ein offenes Geheimnis. Schon im Jahre 54 war Julia gestorben, und Pompeius hatte Cäsars Vorschlag einer neuerlichen Verschwägerung abgelehnt; später schlug er durch seine Heirat mit der Tochter des Q. Metellus Scipio eine förmliche Brücke zur Nobilität. Noch war Crassus da; scheinbar hatte bisher immer Cäsar — in Lucca zum dritten Male — den Vermittler zwischen Pompeius und Crassus gespielt; in Wirklichkeit war Crassus unbewußt der Vermittler gewesen zwischen Pompeius und Cäsar; zuletzt weniger Vermittler, als — an der Spitze einer starken Armee und einer reichen Provinz — ein sehr wertvolles Gegengewicht zugunsten Cäsars gegen die wachsende Macht des Pompeius. — Da brach die Katastrophe herein.

Am 9. Juni 53 hatte Crassus bei C a r r h a e gegen die Parther Schlacht und Leben verloren. Es war eine der schwersten Niederlagen, die Rom je getroffen. Der Orient zitterte. Roms Waffenehre, sein politisches Ansehen, ja sein ganzer Länderbesitz im Osten stand in Frage. Zu einer andern Zeit hätte das Ereignis alle inneren Gegensätze für den Augenblick überbrückt, alle Parteien zu tatkräftiger Abwehr und Rache geeint. Die Einsichtigen verlangten denn auch die sofortige Entsendung eines bewährten Feldherrn mit entsprechender Heeresmacht nach dem Osten; die meisten riefen nach Pompeius, einige nach Cäsar. Es geschah nichts. Zwei Jahre vergingen, während die Parther ganz Armenien und Syrien überschwemmten, bis es endlich dem gewesenen Quästor des Crassus, C. Cassius, der infolge der Nichternennung eines Nachfolgers noch immer in Syrien befehligte, gelang, den Feind vor den Mauern Antiochias zurückzuschlagen. Das Äußerste war abgewendet und der Senat froh, sich damit begnügen zu können; welch ein Gegensatz zu den Tagen von Cannae und Arausio!

Die Katastrophe von Carrhae bedeutet vielleicht das furchtbarste Symptom der sterbenden Republik; in blitzartiger Beleuchtung zeigt sie den Weg, auf dem Rom im Begriffe war seinem Untergang zuzueilen. Die heilige Unantastbarkeit der römischen Waffenehre war es gewesen, welche nicht nur Rom selbst befähigt hatte, die furchtbarsten Krisen, und sei es in jahrzehntelangem Kampfe, siegreich zu überwinden, sondern die auch die unterworfenen Völker in starrer Angst vor der unausbleiblichen Rache des römischen Schwertes im Zaume hielt. Noch eine oder einige solcher ungerächter Niederlagen, und der Zauber war gebrochen, neu ermutigt mußte der unterjochte Erdkreis gegen die verhaßte Wolfsstadt aufstehen und die Weltbeherrscherin zum Stadtstaat zurückschleudern.

Die ganze Impotenz, ja Lebensunfähigkeit der Republik zeigt sich in der Tatsache, daß der Senat diese handgreifliche Gefahr nicht erkannt hat oder, was noch schlimmer ist, nicht sehen wollte. Vogelstraußpolitik der verantwortlichen Kreise ist immer ein Zeichen des letzten Niederganges. Aber auch den Monarchen Pompeius trifft die Schuld; denn er war damals der Herr, und die Entscheidung lag bei ihm. Doch ihm erschien der Ausbau seiner endlich erreichten monarchischen Stellung im Augenblick wichtiger. Es mochte ihm große Genugtuung gewähren, daß er sein Ziel im selben Moment erreicht hatte, wo ihm endlich klar geworden war, daß Cäsar über seine Schultern hinweg ebendahin strebte; und zugleich mag ihm auch der Unterschied klar geworden sein zwischen den Formen der Monarchie, die in ihm und in Cäsar sich verkörperten. Pompeius war durch und durch Legitimist. Die Überzeugung von der grundsätzlichen Berech-

tigung der Senatsherrschaft stand bei ihm fest, in alle Konflikte mit dem Senat war er eigentlich nur durch schwere Ungeschicklichkeiten beider Teile, gelegentlich auch durch Cäsars Einfluß hineingetrieben worden. Aber etwas von der Unzulänglichkeit dieser Senatsherrschaft und der Notwendigkeit eines starken persönlichen Regimentes dämmerte auch ihm. So bildete sich in seinem Hirn die Vorstellung von einer Art *konstitutioneller* Monarchie, d. h. einer gemeinsamen Herrschaft des durch Vergangenheit und Leistungen ersten Mannes im Staate *und* des Senates unter äußerlich strenger Wahrung der hergebrachten Formen und tunlichster Betonung aller Traditionen. In dem Augenblicke, als ihm die Rivalität Cäsars voll zum Bewußtsein kam, mußte auch seine Idee greifbare Gestalt annehmen, so greifbar als es überhaupt bei ihm möglich war. So tritt mit diesem Moment — man kann die Tatsache von dem alleinigen Konsulat des Pompeius datieren — die dritte Macht als Bewerberin um die Herrschaft auf den Plan; neben die oligarchische Republik und die populare Monarchie die *konstitutionelle Monarchie des „Prinzipats"*. Wie die augenblicklichen persönlichen und Machtverhältnisse lagen, mußten sich Republik und Prinzipat gegen die populare Monarchie verbinden, die mit der offen angestrebten Zertrümmerung der Senatsherrschaft beide gleichzeitig bedrohte; andererseits war es oder ist es uns heute wenigstens klar, daß nur mit dieser Zertrümmerung die Wiederaufrichtung des in den letzten Zügen liegenden Staatsgedankens in der einzig lebensfähigen Form als *Reichs*gedanke möglich und damit überhaupt der Fortbestand des Reiches zu sichern war.

So war schrittweise, ohne jede Förmlichkeit, aber tatsächlich erst die Annäherung, dann das Bündnis zwischen Pompeius und dem Senat mit der Spitze gegen Cäsar zustandegekommen. Das nächste Ergebnis waren zwei Gesetze, die Pompeius jetzt wieder vom Senate beschließen ließ: die Verlängerung seiner prokonsularischen Befugnisse auf weitere fünf Jahre, also bis zum Jahre 45, wodurch er ein bedeutendes Übergewicht über Cäsar gewann, und ein Gesetz über die Provinzen, welches bestimmte, daß die Prokonsuln und Proprätoren ihr Kommando nicht unmittelbar, sondern erst fünf Jahre nach ihrem bürgerlichen Amte anzutreten hätten. Es war die stärkste Maßregel des persönlichen Regimentes, die dem tatsächlichen Machthaber unbeschränkte Freiheit in den wichtigsten Personalfragen einräumte

und, an sich betrachtet, von Pompeius ebensogut im Bunde mit Cäsar gegen den Senat als im Bunde mit diesem gegen Cäsar gehandhabt werden konnte; doch wurde — und das war das Entscheidende — im letzten Moment eine Klausel eingefügt, die zum mindesten die Auslegung zuließ, daß dadurch die Cäsar durch das Gesetz der zehn Tribunen garantierte Bevorzugung aufgehoben war. Damit war eigentlich der Bruch gegeben.

Der Augenblick, wo dieser zur Tatsache wurde, war für Cäsar denkbarst ungünstig. Es lag in seinem höchsten Interesse, bis zur Vollendung der gallischen Eroberung jeden offenen Konflikt zu vermeiden. Sein ganzes Sinnen und Trachten in diesen letzten Jahren war auf dieses Ziel gerichtet.

Das Wichtigste für ihn war, die Dispens von der persönlichen Bewerbung unter allen Umständen zu sichern; und Pompeius, durch die Abmachungen von Lucca gebunden, konnte nicht umhin wenigstens scheinbar entgegenzukommen, indem er aus eigener Machtvollkommenheit eine Nachtragsklausel in Cäsars Sinne in das Gesetz einfügte und dieselbe durch ein Plebiszit bestätigen ließ. Es war ein teuflisch feiner Schachzug. Cäsar, der ja auf dem Standpunkte der Volkssouveränität stand, konnte naturgemäß nichts einwenden gegen diesen Vorgang, der andererseits gerade in einer Zeit, wo der Monarch selbst alle Gesetzanträge vom Senat beschließen ließ und damit jede andere Form als illoyal brandmarkte, jede Handhabe bot, die Klausel im Bedarfsfalle als ungesetzlich zu ignorieren.

Daß diese Bewerbungsklausel zu einem so heiß umstrittenen Kampfobjekt werden konnte, erhellt aus der Bedeutung, die von allen Seiten Cäsars zweitem Konsulat beigelegt wurde. Wenn es ihm gelang, nach Ablauf der Statthalterschaft, vom Glanze seiner Siege umgeben und auf seine persönliche Machtstellung in Gallien gestützt, den Boden seiner größten politischen Triumphe wieder zu betreten, dann waren die Kräfte ausgeglichen, ja politisch wesentlich zu seinen Gunsten verschoben. Mochte es dann auch, was durchaus nicht notwendig war, zur Entscheidung der Waffen kommen: Der Sieger von Alesia fürchtete sie nicht mehr. Wie man in Rom damals über die beiderseitigen Chancen dachte, mag dahingestellt bleiben. Sicher wurde Cäsar gerade als Feldherr bis zum letzten Augenblick bedeutend unterschätzt. Niemand wäre es eingefallen, ihn mit Pompeius gleichzustellen. Sein unkriegerisches Vorleben war nicht vergessen; der lang-

wierige Verlauf des gallischen Krieges, die Verzettelung der Ereignisse, die bedenklichen Aufstände und Rückschläge schienen in der Tat bei oberflächlicher Beobachtung den Vergleich mit dem alexanderhaften Siegeszuge des Pompeius nicht zuzulassen. Die Dankfeste von noch nicht dagewesener Dauer, die der Senat Cäsar bewilligte, entsprangen weniger der Bewunderung seiner Siege, als der Unterwürfigkeit vor seiner Person oder richtiger vor dem Triumvirat. Schließlich war Cäsar nicht der Mann, für seine Taten mehr Reklame zu machen als seinem Zwecke entsprach, und es ist bezeichnend, daß von allen seinen gallischen Feldzügen gerade der militärisch und politisch am wenigsten geglückte britannische in Rom von seinen Freunden am höchsten verhimmelt, von seinen Gegnern am erbittertsten herabgesetzt und parodiert wurde. Tatsächlich fürchteten Pompeius wie der Senat in Cäsar weit mehr den künftigen Konsul wie den Feldherrn; und alle Bestrebungen vereinigten sich schließlich darauf, sein zweites Konsulat zu hintertreiben, auf die bewußte Gefahr hin, es mit dem Feldherrn zu tun zu bekommen.

Das nächste Ziel dieser Bestrebungen war, Cäsar zu zwingen, vor seiner Konsulwahl das prokonsularische Kommando niederzulegen; dann war er als Privatmann gerichtlich belangbar, und diese Frist sollte ausgenutzt werden, um ihn politisch unschädlich zu machen; der vereinigten Macht des Pompeius und des Senates konnte das wohl auch gegen einen Cäsar gelingen, sofern dieser eben nicht mehr im Besitze der militärischen und noch nicht in jenem der politischen Macht sich befand; nichts ist bezeichnender für jene Zeit, als daß man ernstlich daran denken konnte, den Besieger Galliens, Germaniens und Britanniens, den ruhmgekrönten Retter und Mehrer des Reiches, wie einen gemeinen Verbrecher abzutun. — Cäsar hinwiederum hatte sich gegen diese voraussehbare Möglichkeit zu decken gesucht. Die gesetzlich sanktionierten Vereinbarungen von Lucca bestimmten, daß vor dem 1. März 49 über die gallische Statthalterschaft nicht verhandelt werden dürfe, somit der etwaige Nachfolger nicht vor Beginn 48 sein Amt antreten konnte, so daß Cäsar, auch wenn sein Prokonsulat vorher ablief, doch nach dem Gesetze das Interimskommando fortzuführen und damit unantastbar zu bleiben hatte. Mit dem genannten Termin begann aber bereits das ihm zugesagte und auch verfassungsmäßig zustehende Konsulat; freilich war zu diesem Zwecke die vielerwähnte Dispens von der vorgeschriebenen persönlichen Bewerbung nötig, da der Prokonsul als Inhaber eines militärischen Kommandos die Stadt nicht betreten durfte. Und so entbrannte der Kampf um die zwei Kautelen: den Endtermin der Statthalterschaft und die Bewerbungsklausel.

Hier hat nun die Senatspartei, das darf nicht übersehen werden, von Hause aus nicht auf Beseitigung der festgelegten Bestimmungen — denn dafür wäre der durch sein Wort gebundene Pompeius nie zu haben gewesen — sondern auf ihre Verwirrung hingearbeitet, die es schließlich ermöglichen sollte, alles nach Belieben auszulegen. Dadurch hat sich auch die moderne Geschichtsforschung irreführen lassen; eine gewaltige Literatur hat sich mit dieser Frage beschäftigt, und die schärfsten Köpfe haben sich bemüht, Klarheit in eine Sache zu bringen, die den Zeitgenossen selbst ebenso unklar, ja mit dem beabsichtigten Zweck der Unklarheit in Szene gesetzt war. War bei der Bewerbungsklausel die Gesetzmäßigkeit anfechtbar, so war bei den Bestimmungen über den Endtermin dieser selbst unsicher, da man immer nur die Dauer festgelegt hatte, während über den Beginn, von dem an gerechnet werden mußte, Zweifel möglich waren. Der Wust von Bestimmungen, Korrekturen und Gegenkorrekturen tat das übrige; und so konnte es geschehen, daß mit Beginn des Jahres 51 der Senat mit einem Schein formeller Berechtigung daran ging, über die Neubesetzung der gallischen Statthalterschaft zu beraten. Indessen die Anhänger Cäsars im Senate fanden einen gewissen Rückhalt in der großen Zahl jener, die, ohne cäsarianisch gesinnt zu sein, doch um jeden Preis einen Bürgerkrieg vermeiden wollten, und da auch Pompeius vor dem Schein eines offenen Bruches der Vereinbarungen von Lucca zurückscheute, so gelang es wenigstens, die Vertagung bis zum 1. März 50 durchzusetzen. Damit war für beide Teile viel gewonnen. Die Senatspartei behielt auch bei diesem Termin immer noch die Möglichkeit, Cäsar vor dem Konsulat zur Niederlegung des Kommandos zu verhalten; Cäsar aber hatte unterdessen endlich, worauf es ihm vor allem ankam, die Unterwerfung Galliens beendet und stand bereit, den weiteren Weg, wenn es nun einmal nicht friedlich gehen sollte, sich mit dem Schwerte zu bahnen. Das Jahr 50 gab ihm die Gewißheit, daß es so weit sei. Gallien blieb ruhig. Im Gebiete der Belger, nicht weit vom Rhein wie vom Ozean, hielt er eine glänzende Truppenschau über seine

Legionen. Dann ging er, zum ersten Male im Sommer, nach Oberitalien. Seine Reise durch die Städte der zisalpinen Provinz glich einem Triumphzuge. Jetzt wußte er, daß er sich auf das verlassen konnte, worauf sich verlassen zu können ihm Notwendigkeit war: auf seine Armee und auf Gallien.

Er traf seine Maßregeln. Die Brandschatzung der Kolonie Tergeste (Triest) durch istrische Bergstämme bot ihm den Vorwand, eine Legion dorthin zu entsenden. Die Gegner antworteten mit Gegenmaßnahmen. Zwar eine Aufforderung an seine Veteranen, sich wegen ihrer Entlassung direkt an den Senat zu wenden, blieb vollkommen wirkungslos; dagegen gelang es, Cäsar zwei Legionen zu entziehen. Angeblich gegen die Parther sollten sowohl Pompeius wie Cäsar je eine Legion abtreten; Pompeius verlangte zu diesem Zwecke eine zurück, welche er seinerzeit nach der Katastrophe von Aduatuca Cäsar geliehen, so daß letzterer tatsächlich zwei hergeben mußte. Cäsar fügte sich, die nach Tergeste detachierte und nun abgegebene Legion ersetzte er aber sofort durch eine andere. In Italien angelangt, wurden beide Legionen nicht nach dem Orient geschickt, sondern zur Verfügung des Pompeius zurückbehalten.

In dieselbe Zeit etwa fällt der Übergang des T. Labienus zur pompeianischen Partei. Gekränkter Ehrgeiz scheint Cäsars ersten General, der sich vielleicht als den eigentlichen Eroberer Galliens fühlte und es nicht über sich bringen mochte, weiterhin die zweite Geige zu spielen, zu diesem Schritt getrieben zu haben; vielleicht glaubte er auch seine Verdienste in den eben erschienenen Kommentaren Cäsars nicht genügend gewürdigt. Er hat in der Folge mit erbittertem Renegatenhaß gegen seinen alten Feldherrn gekämpft und auf die Kriegführung seiner Gegner weit mehr Einfluß genommen, als die Überlieferung auf den ersten Blick erkennen läßt. — Labienus hielt seinen Parteiwechsel zunächst geheim und vollzog den Übergang erst, als die Feindseligkeiten ausbrachen. Cäsar sandte dem heimlich Entwichenen sein Geld und Gepäck nach. —

Diese Tatsachen, sowie einzelne Äußerungen des Pompeius ließen längst keinen Zweifel mehr übrig, daß jener mit der Senatspartei einig und entschlossen war, den gemeinsamen Forderungen mit dem Schwerte Nachdruck zu geben. Der Bürgerkrieg war also unvermeidlich. Cäsar war alles daran gelegen, den Rest dieses Jahres noch der Ordnung Galliens widmen zu können;

er lavierte daher mit der ihm eigenen diplomatischen Geschicklichkeit weiter, dabei insgeheim entschlossen, die Gegner, trotz der von ihm selbst betriebenen Verzögerung, schließlich erst recht zu überraschen. Für die bevorstehenden weiteren Verhandlungen gelang es ihm, einen ganz vorzüglichen Vertreter zu gewinnen, den „genialsten Schuft seiner Zeit" C. Curio, der sich für einen sehr namhaften Betrag aus einem grimmigen Gegner in einen unbedingten Anhänger verwandelte, um schließlich in Cäsars Diensten den Heldentod auf dem Schlachtfelde zu finden.

Er war es, der, als Anfangs März 50 die vertagte Verhandlung über die gallische Statthalterschaft wieder auf die Tagesordnung kam, die große Überraschung brachte. Ohne seinen Parteiwechsel zu verraten, erwies er seinem neuen Meister den größten Dienst. Nachdem er unter dem Beifalle der Pompeianer und Catonianer gegen Cäsars ungesetzliche Stellung gewettert und auf die Gefahren hingewiesen, die in einer solchen für die Republik gelegen seien, stellte er den Antrag, daß nicht nur Cäsar sein Kommando niederlegen sollte, sondern, aus ganz denselben Gründen, auch der in gleicher Lage befindliche Pompeius. Die Verblüffung war grenzenlos, die Logik des Vorschlages jedoch so überwältigend, daß, als es nach monatelanger Verschleppung endlich zur Abstimmung kam, der Antrag Curios mit erdrückender Mehrheit zur Annahme gelangte.

Es war ein großer Erfolg Cäsars. Schon die Obstruktion, mit der die Gegner die Abstimmung lange zu verzögern suchten, hatte ihm das verschafft, worauf es ihm vor allem ankam: Zeit. Und die Annahme des Antrages gab ihm die Möglichkeit, auf gesetzlichem Boden zu verharren, während jene gezwungen waren, um ihren Willen durchzusetzen, sich gegen ebendieselbe Verfassung zu vergehen, die sie vorgaben gegen Cäsar schützen zu müssen.

Es war Ende 50. Cäsar war in Gallien fertig geworden und befand sich in Ravenna. Er war bereit; zur weiteren Verzögerung hatte er keinen Grund mehr. Nun überstürzten sich die Ereignisse. Pompeius war nach einigem Drehen und Wenden nichts übriggeblieben als dem verfassungsmäßig zum Gesetz erhobenen Antrag Curios den Gehorsam zu verweigern. Als nun gar das Gerücht nach Rom kam, Cäsar ziehe am Po seine Legionen zusammen, wurden alle Bedenken fallen gelassen; die Konsuln selbst forderten Pompeius auf, das Kommando über die beiden

von Cäsar zur Verfügung gestellten Legionen zu übernehmen und das seinerzeit beurlaubte, auf seinen Namen vereidigte italische Aufgebot unter die Waffen zu rufen. Im Dezember verließ Pompeius die Hauptstadt, um diesem Auftrage zu entsprechen.

Der Krieg war erklärt, und zwar von seiten der mit Pompeius verbündeten Republik. Bis zum letzten Augenblicke war es Cäsar gelungen, auf dem Boden der Gesetzmäßigkeit zu beharren, während die Gegner sie auf mehr als eine Weise verletzt hatten. Jetzt galt es im Rahmen der aufgedrungenen Notwehr energisch zu handeln. Die XIII. Legion wurde von Tergeste an die Grenze nach Ravenna vorgeschoben, zwei weitere erhielten Befehl, über die Alpen nachzurücken; in der zisalpinen Provinz wurden Neuaushebungen angeordnet. Das Gros der Veteranenlegionen mußte vorläufig noch im jenseitigen Gallien bleiben, das weniger durch die Möglichkeit eines neuerlichen Aufstandes, als vielmehr durch die spanische Armee des Pompeius bedroht war. Die zur Durchführung der Truppenverschiebung notwendige Frist verschaffte sich Cäsar durch einen letzten Gegenvorschlag, mit dem der nach dem Mobilisierungsbefehl des Pompeius aus Rom in Ravenna eingetroffene Curio in drei Tagen von da nach der Hauptstadt jagte. Cäsar erklärte sich bereit, von seinen zehn Legionen acht aufzulösen, das transalpine Gallien an seinen Nachfolger zu übergeben und sich mit der zisalpinen Provinz und Illyrien mit einer, oder mit ersterer allein und zwei Legionen bis nach Beendigung der Konsulwahlen zu begnügen, von der Wahl aber bis zum Amtsantritt im Privatstande zu verharren. Selbst Pompeius schwankte; mit aller Kraft suchte Cicero zu vermitteln, der endlich erkannt hatte, daß der Bürgerkrieg notwendig zum Untergange des einen Rivalen und damit zur Monarchie des andern führen müsse, während die fortdauernde Rivalität beider die beste Gewähr für den Fortbestand der Republik bilde. Doch der von der Kriegspartei terrorisierte Senat konnte nicht mehr zurück und riß auch Pompeius mit sich fort; es wurde beschlossen, daß Cäsar Amt und Kommando bis zu einem festgesetzten Termin bedingungslos niederzulegen habe, widrigenfalls er als Reichsfeind zu betrachten sei; gleichzeitig wurde das Vaterland in Gefahr erklärt und der schon von Pompeius ausgegebene Mobilisierungsbefehl nunmehr von Staatswegen bestätigt.

Es war um Neujahr 49, am Beginne des italischen Winters. An eine sofortige Feldzugseröffnung dachte niemand. Bis zum Frühjahre mußte die Mobilisierung vollendet sein; dann standen in Italien 10 Legionen unter Pompeius eigenem Befehl, in Spanien 7 Legionen unter Afranius, Petreius und Varro bereit, konzentrisch gegen den unbotmäßigen Prokonsul Galliens vorzugehen. Niemand zweifelte, daß dieser sich der sicheren Überlegenheit gegenüber defensiv verhalten werde. Man hatte Kriegsgeschichte studiert und, ohne allzuweit in die Vergangenheit zurückgreifen zu müssen, leicht das Musterbeispiel gefunden, das vorzüglich auf den gegebenen Fall zu passen schien: Sertorius. Wie dieser in Spanien, so hatte sich jetzt Cäsar in Gallien zum Herrn gemacht und unter dem Titel eines römischen Prokonsuls die Kräfte seiner Provinzen zum Kampfe gegen die Staatsgewalt aufgeboten. Man erwartete nichts anderes, als daß der neue Sertorius auch darin den alten nachahmen werde, diese Kräfte in steter Anlehnung an das Land, dem sie entstammten, zu verwenden. Und wie einst in Spanien, so sollte Pompeius jetzt in Gallien einrücken, um den im Verein mit seiner Provinz rebellierenden Prokonsul abzutun.

Die spanische Armee war schlagfertig und marschbereit, in Italien die Mobilisierung in vollem Gange. Das Land war in Bezirke geteilt, in denen die hervorragendsten Männer der Nobilität, die ausersehenen Legaten des künftigen Reichsfeldherrn, die Aushebungen leiteten. Mit Beginn des ersten Frühjahrs mußte auch hier alles fertig sein; dann sollte der konzentrische Vormarsch beider Gruppen beginnen.

Da traf am Morgen des 14. Januar in Rom die Meldung ein, daß Cäsar in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar von Ravenna her den Grenzbach Rubico überschritten und die italische Stadt Ariminum (Rimini) besetzt habe. —

VI. Der Entscheidungskampf.

Der Eindruck in Rom war niederschmetternd. Alles stockte; Kopf- und Ratlosigkeit überall, die sich ins Ungemessene steigerte, als weitere Meldungen besagten, Cäsar habe auf zwei Pässen gleichzeitig den Apennin überschritten und marschiere über Arretium und Iguvium auf Rom, während eine dritte Kolonne sich

der Küstenstraße bis Ancona bemächtigt hätte. Schon wollte man die Reiter Cäsars vor den Toren der Hauptstadt gesehen haben. Der einzige, der in diesem Wirrwarr klaren Kopf behielt, war Pompeius. Jetzt war der Krieg wirklich da, jetzt war er in seinem Element. Cäsars Plan im vorhinein auch nur zu ahnen hatte er nicht vermocht; im ersten Augenblick des Losschlagens jedoch hat er ihn erfaßt und, was mehr ist, er hat sich rücksichtslos eingestanden, daß dadurch sein eigener Plan durchkreuzt sei, und hat die Konsequenzen bis zum äußersten daraus gezogen. Er verfügte die sofortige Räumung der Hauptstadt und Konzentrierung der Armee in Unteritalien. Das Hauptquartier kam nach Luceria. Der Gedanke, die Entscheidung in Italien auszukämpfen, war damit noch nicht gänzlich aufgegeben. Umbrien war zweifellos verloren und mit ihm die dort in Bildung begriffenen Truppenkörper; nach allen andern Landschaften aber gingen die Ordonnanzen des Oberfeldherrn mit dem Befehle, die mobilisierten Aufgebote, wie sie waren, auf dem kürzesten Wege nach Luceria abgehen zu lassen. Die beiden schlagfertigen Legionen, deren Verläßlichkeit in einem Kampfe gegen ihren alten Imperator zweifelhaft schien, wurden zuerst dahin verschoben.

Cäsar hatte seinen Hauptzweck erreicht: die Initiative war sein. Vollkommen überraschend hatte er sich auf die eine, noch nicht schlagfertige der feindlichen Gruppen geworfen, damit gleichzeitig die Hauptstadt bedrohend. Nur drei Veteranenlegionen, auch diese mehrere Märsche auseinander, und die zisalpinischen Neuaushebungen in der Stärke von etwa zwei Legionen waren für diesen Feldzug bestimmt, die Hauptkraft blieb jenseits der Alpen, um das Land niederzuhalten und den Rücken gegen die spanischen Legionen zu decken. Mit der vorausstürmenden XIII. Legion allein war der fächerförmige Vorstoß auf drei Straßen ausgeführt worden, der Pompeius zur Räumung Roms veranlaßt hatte; dann wurden alle Kräfte wieder auf die Küstenstraße zusammengezogen; die Verzögerung war nur so groß gewesen, daß eine Legion aufschließen und die nächste mit den Neuaushebungen auf zirka zwei Märsche herankommen konnte.

Mit den beiden zuerst vereinigten Legionen stieß Cäsar durch die Abruzzen vor. Hier versuchte der Konsular L. Domitius Ahenobarbus, im Widerspruch mit den Absichten des Pompeius, mit etwa 30 zusammengerafften Kohorten bei Corfinium Widerstand zu leisten. Cäsar stellte ihn, schnitt ihm

den Rückzug ab, schloß ihn nach Herankommen der restlichen Truppen in Corfinium ein und zwang ihn zur Übergabe. Die gefangenen Führer wurden wider alle Erwartung frei entlassen, die Truppen traten in Cäsars Dienste, der jetzt in Italien über mehr als acht Legionen verfügte. Damit war die vorläufige Entscheidung auf diesem Kriegsschauplatze gefallen. — Schon als Pompeius die Nachricht von Cäsars Eintreffen vor Corfinium erhielt, hatte er, das Unvermeidliche vorausseh end, die Räumung Italiens beschlossen und den Rückzug aller Truppen nach Brundisium anbefohlen. Er brachte immer noch fünf Legionen daselbst zusammen, während Cäsar von Corfinium weg sofort drei Legionen nach Sizilien und Sardinien, den Kornkammern Italiens, sandte und mit sechs Legionen geradenwegs auf Brundisium weiterging, auf dem Wege noch einige pompeianische Abteilungen aufhob und am 9. März vor der Stadt eintraf. Sein Versuch, wenigstens einen Teil der feindlichen Armee abzufangen, scheiterte an dem Mangel an Schiffen; in zwei Staffeln brachte Pompeius die Truppen über das Meer nach Dyrrhachium.

Cäsar hatte das Nachsehen; aber Italien und vor allem Rom waren sein. Bei der Wichtigkeit dieser Stadt, die damals nicht die Hauptstadt, sondern die souveräne Herrin des Reiches war, wäre damit der Krieg entschieden gewesen, wenn er nur gegen die Republik geführt worden wäre; aber er galt auch dem Rivalen Pompeius, und dieser stand nun jenseits des Meeres, um den Kampf um Rom auf einem anderen Kriegsschauplatz fortzusetzen. Cäsar nahm, was er vorläufig nehmen konnte. Am 30. März kam er nach Rom. Er fand keinen Widerstand, aber auch kein Entgegenkommen; die Mehrzahl der Beamten und Senatoren war bei Pompeius, die zurückgebliebenen übten passive Resistenz. Cäsar legte, nicht ohne Gewaltanwendung, Beschlag auf den von den Gegnern gelegentlich der überhasteten Räumung der Hauptstadt vergessenen Staatsschatz und brach nach siebentägigem Aufenthalte zur Fortsetzung des Krieges auf. In Rom blieb M. Antonius als Kommandant der Hauptstadt und Italiens zurück.

Cäsar hätte keinen bessern finden können. Wie in Curio, so hatte er auch in Antonius die hohe Begabung erkannt, die unter einer selbst für damalige Begriffe liederlichen Lebensweise sich verbarg. Mit außergewöhnlicher Körperkraft und unverwüstlicher physischer Konstitution vereinigte Antonius hohen persönlichen

Mut und stürmisches Temperament, sowie den klaren Blick, den raschen Entschluß und die konsequente Energie des geborenen Führers auf dem Schlachtfelde wie auf dem Boden der Politik. Als Reiterführer hatte er sich unter Gabinius in Ägypten hervorgetan, war dann im Jahre 52 als Legat und Quästor in Cäsars Dienste getreten, hatte während der letzten Verhandlungen vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges als Volkstribun neben Curio und Cassius Cäsars Interessen vertreten, und bekleidete von da ab als Nachfolger des abtrünnigen Labienus den Posten des ersten Legaten. Gleich erprobt im Kriege wie im Frieden, hat Antonius in vollem Bewußtsein seiner eigenen hohen Fähigkeiten diese willig und ausschließlich im Dienste Cäsars verwendet, mit einer unbedingten, hingebenden Treue, die selbst in den Tagen einer vorübergehenden Trübung des persönlichen Verhältnisses nie gewankt und über den Tod seines großen Herrn und Freundes hinaus sein Leben und Wirken bis zu seinem eigenen Untergange bestimmt hat.

Die Zeitgenossen datieren den Beginn des eigentlichen Krieges vielfach erst vom Ende des italischen Feldzuges; dieser selbst war in ihren Augen nur ein „tumultus", ein „Rummel". Es war auch wirklich eine Art Krieg im Frieden gewesen. Trotz der rasenden Schnelligkeit der Vorrückung Cäsars wurde während der ganzen Zeit ununterbrochen über Krieg und Frieden verhandelt. Vertrauensmänner flogen hin und her, die maßgebenden Personen beider Parteien, an der Spitze die beiden Feldherrn, wechselten Briefe in höflichster Form, und Männer von höchstem Ansehen, vor allem Cicero, suchten nach Kräften zu vermitteln. Erst als Pompeius Italien geräumt und Cäsar Ciceros naive Friedensformel: er solle seine Friedensliebe dadurch bezeugen, daß er weder Pompeius verfolge noch seine spanische Armee angreife, abgelehnt hatte, erst von diesem Tage an galt der Krieg als erklärt. Cicero aber begab sich, während Cäsar in Spanien kämpfte, trotz des Verbotes des M. Antonius zu Pompeius.

Die Friedensverhandlungen hörten auch jetzt nicht ganz auf, nahmen vielmehr im folgenden Jahre, als sich die Gegner in Illyrien wieder gegenüberstanden, neuen Aufschwung. Erst die neueste Forschung hat sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß diese Verhandlungen — man kann geradezu von Friedensoffensiven sprechen, — von seiten Cäsars durchaus ernst gemeint

waren und keineswegs als bloße Manöver zur Rechtfertigung seines Vorgehens oder zur Erleichterung der militärischen Operationen aufzufassen sind. Es ist kein Zweifel, daß Cäsar in jedem Augenblicke die sofortige Beendigung des Krieges der Ausnützung auch der besten militärischen Chancen vorgezogen hätte, vorausgesetzt, daß für ihn eine unverletzliche politische Stellung dabei herauskam, auf deren Boden er sich immer noch des endgültigen Sieges sicherer fühlte als auf dem Schlachtfelde; ganz abgesehen von der heißersehnten Möglichkeit, mit dem großen Reformwerk, dem sein ganzer Lebenskampf galt, so früh als tunlich zu beginnen. Um so mehr trat dieser Standpunkt in sein Recht in Augenblicken, wo die militärische Lage zu seinen Ungunsten verschoben war. Alle diese Erwägungen wurden auch von den Gegnern richtig eingeschätzt, und da die Kriegslage trotz des Verlustes von Rom und Italien immer noch günstig beurteilt wurde, bestand wenig Neigung auf die Friedensangebote ernstlich einzugehen. So ging der Krieg weiter.

Cäsar hatte, die Vorteile der inneren Linie mit dem Moment der Überraschung vereinend, die eine der feindlichen Gruppen vollkommen überrannt und wenn auch nicht vernichtet, so doch auf geraume Zeit außer Gefecht gesetzt. Jetzt mußte die andere Gruppe an die Reihe kommen, um so mehr als ihm die weitere Verfolgung des Pompeius mangels einer Flotte vorderhand unmöglich war; auch wurde die Gefahr, die von Spanien her drohte, täglich ernster. Mit Beginn des Frühjahrs stand einem Vorstoß über die Pyrenäen nichts mehr im Wege, und wer konnte übersehen, welche Folgen der Einmarsch einer starken feindlichen Armee im kaum beruhigten Gallien hervorzurufen imstande war. So warf Cäsar, nach genügender Sicherung Italiens durch die neuen Legionen, die Veteranentruppen wieder nach Norden, um sie im Verein mit den in Gallien zurückgebliebenen gegen Spanien zu führen und womöglich auch dort noch der pompeianischen Offensive zuvorzukommen; er wollte, wie er sagte, erst das Heer ohne Feldherrn, und dann den Feldherrn ohne Heer abtun.

Auf seinem Wege nach Spanien schloß ihm Massilia die Tore; die seemächtige Königin des westlichen Mittelmeeres hatte allerdings einigen Grund mit Cäsar zu schmollen, der durch Eröffnung der Alpenpässe und Umwandlung ganz Galliens in eine Provinz dieses Land unmittelbar an Italien gekettet und das bisherige Handelsmonopol der griechischen Kolonie ausgeschaltet

hatte. Erst erklärte die Stadt, eine bewaffnete Neutralität wahren zu wollen; als aber L. Domitius, der vom Senate ernannte Nachfolger Cäsars im transalpinen Gallien, zur See ankam, bekannte sie offen Farbe. Cäsar ließ sich nicht aufhalten; schon hatte er Fabius mit 3 Legionen vorausgesandt, um sich der Pyrenäenpässe zu versichern; C. Trebonius mit der gleichen Anzahl und D. Brutus mit 12 Kriegsschiffen wurden mit der Belagerung Massilias betraut. Dann eilte Cäsar mit weiteren 3 Legionen und 900 gallischen Reitern seiner Vorhut nach.

Abermals war es ihm gelungen, die Initiative zu wahren. Die Pompeianer hatten eben erst die zum Einmarsch in Gallien bestimmten Truppen — 5 Veteranenlegionen unter L. Afranius und M. Petreius, dem Besieger Catilinas, — bei Ilerda (Lerida) am Sicoris (Segre) versammelt; 2 Legionen unter M. Terentius Varro blieben im südlichen Teile der Halbinsel zurück.

Fabius bemächtigte sich der Pyrenäenpässe und rückte vor Ilerda, wo er vorsichtig mit dem Gegner plänkelte; wenige Tage später traf Cäsar mit seinen Truppen bei ihm ein.

Afranius war damit jede Möglichkeit zur Offensive benommen; seine Instruktion bestimmte für diesen Fall, den Gegner so lange festzuhalten, bis Pompeius zu neuerlicher Offensive bereit war. Die Stellung bei Ilerda, bestehend aus der sehr festen Stadt und einer danebenliegenden Höhe, die steinerne Brücke über den Sicoris im Rücken, eignete sich vorzüglich für diesen Zweck. Ein Überrumplungsversuch Cäsars mißlang. Ehe er einen zweiten einleiten konnte, brachte ihn ein durch die Schneeschmelze in den Pyrenäen hervorgerufenes Hochwasser des Sicoris und seines Nebenflusses Cinga in eine äußerst gefährliche Lage. Zwischen den beiden Flüssen, deren hochgehende Wogen alle Brücken vernichtet hatten, und dem bei diesem Wetter gänzlich ungangbaren Hochgebirge eingeschlossen, von seiner Etappenlinie nach Gallien abgeschnitten, schien sein Heer auf der plötzlich entstandenen Insel dem Hungertode geweiht zu sein. Endlich, als die Not aufs höchste gestiegen war, gelang es Cäsar nach Herstellung fahrbarer Pontons eine Legion über den Fluß zu werfen und unter ihrem Schutze eine Brücke zu schlagen. Nun hatte er Luft und ging sofort zum Angriffe über. Die Drohung mit dem Flußübergange durch Herstellung einer künstlichen Furt genügte, um Afranius zur Räumung der Stellung von Ilerda zu veranlassen; er wollte auf Octogesa am Ebro zurückgehen und dort das alte Spiel fortsetzen, doch Cäsar brachte ihn mitten in dem Berglande zwischen beiden Flüssen zum Stehen und nachdem er, des Sieges sicher, die vom Gegner verzweiflungsvoll angebotene Schlacht verweigert, manövrierte er ihn in meisterhaften Schachzügen nieder und zwang ihn schließlich, im offenen Felde die Waffen zu strecken (2. August 49).

Die Führer wurden, wie in Italien, frei entlassen. Von den Truppen nahm Cäsar alle, die sich meldeten, in seine Dienste; von den übrigen wurden die Spanier sofort entlassen, die Italiker bis an den Var geführt und dort verabschiedet.

So war denn auch die zweite feindliche Armee in einem bei aller Verschiedenheit nicht minder glänzenden Feldzuge außer Gefecht gesetzt; die Legionen Varros waren, als Cäsar im Süden erschien, ohne Schwertstreich zu ihm übergegangen. Strategisch ist der italienisch-spanische Feldzug, der in diesem Sinne als einheitliche Kriegshandlung zu betrachten ist, wohl Cäsars großartigste Leistung; überhaupt das glänzendste Beispiel für die strategische Ausnützung der inneren Linie, das die Kriegsgeschichte kennt.

Dem rückkehrenden Sieger übergab sich auch Massilia. Zur See zweimal von D. Brutus geschlagen und schließlich blockiert, zu Lande mit der Erstürmung bedroht, ergab sich die Stadt an den eben rückkehrenden Cäsar, der sie mit größter Milde und Schonung behandelte. Massilia war eines der wichtigsten Bollwerke hellenischer Kultur; diese unter allen Umständen zu schonen und zu fördern, bildete einen der vornehmsten Programmpunkte in seinem Lebenswerk.

In Spanien wie in Massilia blieben angemessene Besatzungen zurück, nur die alten gallischen Veteranenlegionen wurden abermals nach Italien geworfen, um zum Entscheidungskampf gegen Pompeius bereitgestellt zu werden. Es war die dritte derartige Verschiebung innerhalb weniger als einem Jahre, und die physische Leistungsfähigkeit dieser Truppen war tatsächlich an ihrer Grenze angelangt. Eine infolgedessen auf dem Marsche in Placentia ausgebrochene Meuterei der IX. Legion unterdrückte Cäsar, indem er den Meuterern freistellte, zu Pompeius überzugehen; es könne ihm nur genehm sein, Soldaten mit solchen Begriffen von Disziplin in den Reihen seines Gegners zu wissen. Als sie reuig zum Gehorsam zurückkehrten, ließ er die Rädels-

führer, 120 an der Zahl, dezimieren. Ein Centurio hatte aus persönlicher Feindschaft einen Mann als Rädelsführer namhaft gemacht, der an der Meuterei gänzlich unbeteiligt gewesen war; Cäsar ließ statt seiner den Angeber hinrichten. —

Während Cäsar selbst auf den Hauptkriegsschauplätzen überall Sieger blieb, fielen auf anderen Orten die Würfel vielfach zu seinen Ungunsten. Zwei zur Deckung des Landweges in das nördliche Illyrien vorgeschobene Legionen gerieten zum größten Teile auf der Insel Veglia in pompeianische Gefangenschaft. Der Kampf aber, den Cäsar durch seine Legaten um die wichtigen Kornprovinzen führen ließ, brachte wohl Sardinien und Sizilien ohne Kampf in seine Hand; von letzterer Insel setzte Curio nach Afrika über, schlug den pompeianischen Statthalter Attius Varus vor der Hauptstadt Utica, wurde aber dann von dem mit den Republikanern verbündeten König Juba von Numidien am Bagradas (Oued Medjerda) vollkommen geschlagen und blieb auf dem Schlachtfelde.

Am 2. Dezember war Cäsar in Rom eingetroffen, wo M. Antonius mit Energie seine Sache vertreten hatte. Schon vorher war er durch den Stadtpräfekten M. Lepidus zum Diktator ernannt worden; er bedurfte dieser Würde, um in Abwesenheit aller Behörden die Konsulwahl für 48 leiten zu können. Es war der größte aber auch einzige Trumpf, den er im Sinne der Gesetzmäßigkeit seines Vorgehens auszuspielen hatte. Fast alle Staatsbeamten befanden sich im gegnerischen Lager; statt sie mit der Macht des Siegers abzusetzen oder unbeachtet zu lassen, zog er alle Folgerungen aus ihrer Abwesenheit und beanspruchte die Diktatur eingestandenermaßen nur zu dem Zwecke, um die Neuwahlen ihrer rechtmäßigen Nachfolger für den gesetzlichen Termin vornehmen lassen zu können. Es war dies übrigens das Jahr, in welchem ihm nach Ablauf des vorgeschriebenen zehnjährigen Zeitraums das Konsulat zustand, dasselbe Konsulat, um dessentwillen eigentlich der Krieg entbrannt war. Selbstverständlich ward er gewählt; sein Kollege ward P. Servilius Isauricus, der Sohn jenes Feldherrn, unter dem Cäsar vor 30 Jahren vor Mytilene seine ersten Kriegsdienste getan. Als Konsul ging Cäsar daran, wenigstens in den wichtigsten Dingen Ordnung zu machen. Der infolge der inneren Wirren drohenden finanziellen Krise wurde durch einschneidende Gesetze betreffend Schuldwesen und

Geldverkehr, besonders durch Maßregeln gegen die überhandnehmende Thesaurierung vorgebeugt. Wenn seine Gegner, wie manche seiner Freunde, ihm für den Fall seines Sieges Ächtungen und Gütereinziehungen nach Art eines Marius und Sulla zugemutet, so enttäuschte er die einen wie die anderen durch seine alle Erwartungen übertreffende Milde; selbst die politischen Verbannten ließ er mit wenigen Ausnahmen ohne Rücksicht auf ihre Parteistellung durch das Volk zurückrufen. Endlich trug Cäsar in diesen arbeitsreichen Tagen die schwerste Dankesschuld ab, die auf ihm lastete: die transpadane Provinz des zisalpinen Gallien erhielt als Ganze das Höchste, was Rom zu verleihen hatte: das römische Bürgerrecht[1]). Seit 20 Jahren datierten die persönlichen Beziehungen zwischen Cäsar und dieser Provinz, seit 10 Jahren hatte sie ihn mit beispielloser Aufopferung und Ausdauer unterstützt. Es war der Dank des Parteiführers wie der des Feldherrn, und er galt nicht minder der Provinz selbst wie der ihr entstammenden Armee.

Diese Armee aber marschierte unterdessen von Spanien über Massilia zum zweiten Male in diesem Jahre durch Italien bis Brundisium. Es war ein furchtbarer Marsch, furchtbarer als die Kämpfe, die ihm vorangingen. Mit äußerster Beschleunigung, einzeln, so rasch eben jede konnte, hasteten die todmüden Veteranenlegionen durch das Land. Die Marschverluste waren größer als je die einer Schlacht; zudem wütete in den Reihen die Malaria. In üblem Zustande, mit tief gesunkenen Ständen, trafen sie eine nach der anderen in Brundisium ein.

Am 22. Dezember erschien auch Cäsar in Brundisium. Die Diktatur hatte er gleich nach der Konsulwahl niedergelegt; als verfassungsmäßig gewählter Konsul konnte er mit allem Nimbus der Gesetzlichkeit die mit Ablauf des Jahres jedes Amtes und jeder Befugnis entkleideten Gegner von Staats wegen bekämpfen. Dies galt vom 1. Januar; bis dahin waren nur noch wenige Tage.

M. Antonius, sein bester Legat, ward für den Entscheidungskampf wieder zur Armee berufen; in Rom schaltete der zweite Konsul Servilius, dem C. Trebonius zugeteilt wurde.

Wenn Cäsars Gegner den italischen Feldzug als Krieg zu zählen sich nicht hatten entschließen können, so trug daran auch

[1]) Der zispadane Teil besaß dasselbe schon längere Zeit.

persönliche Empfindlichkeit die Schuld. Man wollte die Niederlage ableugnen, indem man den Krieg ableugnete; man war ihm nur klug ausgewichen, um seine Rüstungen an anderem Orte in Sicherheit vollenden zu können; Cäsar sollte zusehen, wie es ihm ergehen würde, sobald einmal der erste Feldherr seiner Zeit an der Spitze einer fertigen, selbstgeschaffenen Armee, gestützt auf die unbedingte Seeherrschaft, nach seinem unfehlbaren „themistokleischen" Plane seinerseits den richtigen Krieg gegen den militärischen Emporkömmling eröffnete.

Dieser „themistokleische" Plan des Pompeius stempelte den nun folgenden Waffengang zu einem Kampf der Seemacht gegen die Landmacht. Es war aber auch zugleich ein Kampf des Ostens gegen den Westen. Der Prokonsul Galliens war durch die Eroberung Italiens und Spaniens tatsächlich zum Herrn des Westens geworden, der Reichsfeldherr hatte den Osten gegen den verlorenen Westen mobilisiert; so standen sich die beiden Hälften der Mittelmeerwelt an ihrer Scheide gegenüber.

In seiner Gesamtkraft war Cäsar in diesem Moment ohne allen Zweifel weitaus überlegen. Mit dem Soldatenmaterial Italiens, Galliens und Spaniens konnte der Orient weder quantitativ noch qualitativ konkurrieren; tatsächlich kann man die Gesamtmacht Cäsars nach der Eroberung Spaniens auf etwa 25 Legionen mit rund 80 000 Mann schätzen, denen Pompeius bestenfalls 12 bis 15 Legionen mit rund 50 000 Mann gegenüberzustellen hatte. Aber die allgemeine Lage verkehrte dennoch das Kräfteverhältnis in das Gegenteil. Cäsar war in seinem Gebiet der Usurpator; zur Niederhaltung und Sicherung der eroberten Provinzen bedurfte es sehr starker Kräfte, so daß er schließlich nicht mehr als 12 Legionen mit nur 31 000 Mann zur Operationsarmee vereinigen konnte. Pompeius dagegen kämpfte als Reichsfeldherr gewissermaßen überall im eigenen Lande, die Provinzen des Ostens konnten jeder größeren Garnison entbehren, die gesamten Truppen zur Operationsarmee vereinigt werden, selbst die gegen die Parther bereitgestellten zwei Legionen wurden nach Abschluß eines Neutralitätsabkommens im letzten Augenblicke verfügbar; so konnte er volle 50 000 Mann am engeren Kriegsschauplatze zusammenziehen. Am schwersten aber fiel zu Pompeius Gunsten die überwältigende Überlegenheit seiner Flotte ins Gewicht; sie sicherte ihm vor allem eine Bewegungsfreiheit und eine Unabhängigkeit vom Kriegsschauplatze, mit der Cäsar

niemals wetteifern konnte. Auf sie baute er denn auch seinen Plan: in Ruhe die Rüstungen zu vollenden, dann aber mit Beginn des Frühjahres von der illyrischen Küste aus, deren wichtigste Städte er zu Etappenplätzen ausgestalten ließ, die Offensive zur See gegen Italien zu ergreifen. Eile hatte er nicht; wie immer so war auch hier die Zeit ein Verbündeter der Seeübermacht.

Der Mittelpunkt seiner Rüstungen war der Golf von Thessalonike (Saloniki). Hier versammelten sich um das in Beroea liegende Hauptquartier 9 Legionen, dazu 4000 Leichtbewaffnete und 7000 Reiter. Endlich ging Pompeius auch daran, seine militärische Stellung klarzulegen. Es gehörte auch zu den Begleiterscheinungen des „tumultus", daß diese Stellung bis dahin ziemlich ungeklärt geblieben war. So widersinnig es war, daß der große Pompeius militärisch den Zufallskonsuln des Jahres unterstellt sein sollte, während des italischen „Rummels" war dies tatsächlich wenigstens formell der Fall gewesen. Nur ein stillschweigendes und von jedem Einzelnen durchaus freiwillig geachtetes Übereinkommen hatte ihm eine praktische Oberleitung zugestanden. — Nun wurde diesen unhaltbaren Zuständen ein Ende gemacht und Pompeius auch formell als Oberbefehlshaber anerkannt. Indessen von einer solchen Machtfülle, wie sie Cäsar in seiner Armee ausübte, war hier keine Rede. Den Kriegsrat wurde Pompeius nicht los, und in diesem saßen durchaus nicht bloß seine Legaten. Die aus Rom entwichenen Senatoren konstituierten sich in Thessalonike als eigener Senat, verlängerten den Beamten des Vorjahres ihre Befugnisse und wahrten eifersüchtig ihren Einfluß auf die bei Beroea stehende „Senatsarmee". Die innerhalb dieser Partei vorhandenen Strömungen beeinflußten auch das Heer; das schlimmste aber war der unkriegerische Geist der meisten Emigranten, deren ganzes Sinnen und Trachten einzig auf möglichst baldige Rückkehr nach Rom zur Ruhe und Rache gerichtet war und die, ohne das geringste Verständnis für militärische Notwendigkeiten, den ganzen Kriegsplan nach ihren persönlichen Bedürfnissen eingeleitet und durchgeführt wissen wollten, dabei ihr Schlemmertum bis in die Zeltreihen des Lagers verpflanzten. Pompeius, selbst Soldat durch und durch, muß diese Mißstände sehr hart empfunden haben; doch nach dem italischen Mißerfolge konnte er es nicht wagen, vor einem entscheidenden Siege gegen seine Verbündeten schroff aufzutreten. Militärisch brauchbare Hilfskräfte hatte er wenig. Der bedeu-

tendste Unterführer war zweifellos Labienus, der sich seiner Wichtigkeit bewußt war und sich bald zu einer Art Generalstabschef vorzudrängen verstand, dabei durch seinen überradikalen Standpunkt dem Feldherrn manche Verlegenheit schuf. Im übrigen mußte sich Pompeius meist mit Männern begnügen, deren einziger Befähigungsnachweis in ihrer über allen Zweifel erhabenen Feindschaft gegen Cäsar bestand, wie L. Domitius, Cato und Bibulus. Letzterem wurde der Oberbefehl zur See übergeben.

Als der Winter herannahte, waren die Rüstungen vollendet: nur die beiden syrischen Legionen unter Pompeius' Schwiegervater Metellus Scipio waren noch im Anmarsche. Nun brach Pompeius auf nach der adriatischen Küste. Dort wollte er die Armee bereit stellen, um mit ihr im Frühjahre die Offensive nach Italien zu eröffnen; bis dahin sollte sie an der Küste Winterquartiere beziehen. Eine Überraschung wie im Jahre zuvor war diesmal kaum zu erwarten; das von der eigenen Flotte beherrschte, von Winterstürmen gepeitschte adriatische Meer war ein anderes Hindernis als das kleine Bächlein Rubico; und der zumal in dieser Jahreszeit die größten Schwierigkeiten bietende Landweg über Illyrien konnte vom Gegner unter keinen Umständen überraschend zurückgelegt werden.

Noch war die pompeianische Armee mehrere Tagmärsche von Dyrrhachium (Durazzo), dem in Aussicht genommenen neuen Hauptquartier, entfernt: da traf durch einen Friedensunterhändler Cäsars die unglaubliche Meldung ein, daß dieser am akrokeraunischen Vorgebirge gelandet sei.

Als Cäsar Ende Dezember in Brundisium eintraf, hatte er weder die Legionen vollzählig vorgefunden, noch viel weniger die erst in der Schaffung begriffene Flotte. Doch er wollte nicht länger warten. Unter Ausscheidung alles entbehrlichen Trains brachte er sieben Veteranenlegionen und 600 Reiter auf die vorhandenen Schiffe und lichtete mit ihnen am Abende des 4. Januar die Anker. M. Antonius sollte die übrigen Truppen so rasch als möglich nachbringen. — Am Morgen des folgenden Tages wurde an der flachen Reede von Palaeste (Paljassa) gelandet; die Schiffe wurden sofort zurückgeschickt, um den Rest der Armee nachzuholen.

Noch am selben Abend brach Cäsar in Gewaltmärschen nach Norden auf; sein kühner Plan war, die pompeianische Küsten-

stellung noch vor dem Eintreffen der feindlichen Hauptarmee vom Lande aus aufzurollen, Pompeius von seiner Seemacht abzuschneiden und damit den wichtigsten Faktor seiner Überlegenheit lahmzulegen. Durch einen mörderischen Nachtmarsch über das unwegsame akrokeraunische Vorgebirge überrascht, fiel Oricum mit seinem vorzüglichen Hafen, bald darauf auch das mächtige Apollonia in Cäsars Hand; sein Fall war das Zeichen zum Übertritt der ganzen illyrisch-epirotischen Landschaft südlich des Apsus (Semeni). Noch galt es Dyrrhachium zu nehmen, und der Plan war gelungen. Da wandte sich das Kriegsglück.

Aus dem pompeianischen Hauptflottenstützpunkt Corcyra (Corfu) war Bibulus mit 110 Schiffen vorgebrochen, hatte die leer zurücksegelnde cäsarianische Transportflotte aufgegriffen und mit Mann und Maus vernichtet. Wütend darüber, daß ihm der Haupttransport entwischt war, organisierte er trotz aller Unbilden der Jahreszeit, auf den Golf von Valona gestützt, die Blockade des in Cäsars Hand befindlichen Küstenabschnittes; so sollte Cäsar mit seiner halben Armee abgeschnitten und ohne Aussicht auf Verstärkung der erdrückenden Übermacht des Pompeius ausgeliefert werden.

Zugleich erfuhr der gemächlich heranmarschierende Pompeius durch jenen Unterhändler von Cäsars Landung, und nun begann das Wettrennen auf Dyrrhachium, in dem Pompeius nach mörderischem Gewaltmarsche Sieger blieb. Cäsars Plan war im letzten Moment durchkreuzt; am Apsus machte er Halt; Pompeius lagerte gegenüber am Nordufer.

Es war die gefährlichste Lage in Cäsars ganzer kriegerischer Laufbahn. Vor der sofortigen Zermalmung durch die dreifache Übermacht rettete ihn vorläufig die winterliche Regenzeit mit ihrer schweren Inundation, die alle größeren Operationen abseits der Straße verbot; aber die feindliche Seeherrschaft und mit ihr die Blockade blieb aufrecht; wenn das Frühjahr kam und die Operationen wieder ermöglichte, ohne daß es vorher gelang, den Rest der Armee nachzuziehen, so war das Schlimmste zu erwarten. Die Blockade behinderte auch aufs Schwerste die Verpflegung in dem armen, auf überseeische Einfuhr angewiesenen Lande; mit Mühe konnte Cäsar das Notwendigste für die Handvoll Truppen, die er beisammen hatte, sicherstellen. Seine Hauptaufgabe sah er in der Bekämpfung der Blockade durch Aussperrung der feindlichen Flotte vom Lande. Das schwere Winter-

wetter begünstigte ihn, und den furchtbaren Strapazen fiel der kränkliche Bibulus zum Opfer. Nach seinem Tode lockerte sich etwas die Sperre; bald war wenigstens ein Kurierdienst mit kleineren Schnellseglern von Apollonia nach Brundisium möglich.

Mit den ersten Zeichen des Frühjahres stieg die Spannung und mit ihr die Nervosität aufs Höchste; beide Feldherren hielten sich fast ständig an der Küste auf, um mit allen Kräften die Überfahrt zu fördern beziehungsweise zu verhindern; verzweifelt versuchte Cäsar selbst auf einem Kurierboot nach Brundisium zu kommen, um den Transport persönlich zu leiten; der Versuch scheiterte. Endlich gelang es Antonius, mit vier Legionen und 800 Reitern in See zu gehen; er sollte nach Apollonia; doch durch Südwind nach Norden verschlagen, landete er im Hafen vom Nymphaeum (S. Giovanni di Medua) im Rücken der feindlichen Armee. Wenige Tage später erfolgte trotz der Gegenmaßnahmen des Pompeius am mittleren Skumbi die Vereinigung mit Cäsar. Unglaubliche Kühnheit hatte in unglaublichem Glück ihren Lohn gefunden.

Die Lage hatte wieder vollkommen umgeschlagen. Cäsar stand mit der vereinigten Armee auf der Landverbindung des Pompeius mit dem Orient; wenn es jetzt gelang, ihn auch noch von der Flotte abzuschneiden, so war der Krieg so gut wie entschieden, denn ohne Verbindung mit den Nachbarländern konnte eine Armee von der Stärke der pompeianischen sich in Illyrien auf die Dauer nicht halten. Aber auch für Cäsar galt dasselbe; auch ihm war es nicht möglich, die Armee vereinigt zu belassen. So gingen starke Detachements, insgesamt 3½ Legionen, nach Mazedonien und Griechenland, um sich dort im Rahmen kleiner Aufgaben selbst zu versorgen; mit dem Rest stieß Cäsar neuerdings gegen Dyrrhachium vor. Beim Austritt des Skumbi in die Küstenebene sperrte ihm Pompeius den Weg; da umging Cäsar in einem großartigen Gewaltmarsch über das Gebirge seine Stellung und warf sich zwischen ihn und die Stadt. Pompeius aber setzte sich südlich davon fest, hielt zur See die Verbindung mit Dyrrhachium aufrecht und verhinderte so abermals im letzten Augenblick dessen Übergabe.

Da faßte Cäsar einen verwegenen Plan: Mit einer 25 km langen, von Meer zu Meer reichenden Schanzenlinie schloß er den doppelt überlegenen Gegner von der Landseite ab. Pompeius stellte eine 22 km lange Front entgegen. — So verzweifelt

Cäsars Gedanke war, so viel versprach er im Falle des Gelingens. Pompeius besaß am Festlande nicht mehr als den Boden, auf dem er stand, und die Stadt Dyrrhachium; wenn es gelang, ihn so einzuengen, daß die mühsame Seeverbindung mit der Stadt nicht ausreichte, die Versorgung der starken Armee zu gewährleisten, so war er gezwungen, entweder das Festland gänzlich zu räumen, oder aber das zu wagen, was im Altertum als das schwerste galt: die Durchbruchsschlacht. Und es kam so weit. Mannschaftsverpflegung konnte Pompeius wohl zur See ausreichend heranziehen, während es in Cäsars Linien an Getreide mangelte und seine Soldaten wilde Wurzeln kauten; aber das Pferdefutter wurde knapp, und der drohende Zusammenbruch seiner stolzen Kavallerie und des ganzen Trains zwang Pompeius zum äußersten; er beschloß den Durchbruch.

Der erste Versuch mißlang. Auf 30 km Front hatte eine Riesenschlacht, in einzelne Aktionen aufgelöst, den ganzen Tag gewütet; an der heldenmütigen Haltung einer Kohorte der VI. Legion Cäsars war am entscheidenden Punkte der Angriff zerschellt. Pompeius schien verloren; noch einmal setzte er alles auf eine Karte und warf sich einige Tage später in kombiniertem Angriffe zu Wasser und zu Lande auf das Südende der cäsarianischen Linien. Diesmal gelang der glänzend vorbereitete Durchbruch; und als Cäsar mit zusammengerafften Reserven zum Gegenangriffe herbeieilte, verloren seine Kolonnen in dem unübersichtlichen Auengelände die Fühlung, stießen überraschend auf feindliche Übermacht und wurden vollständig geworfen. Die Schlacht war für Cäsar verloren.

Seine Lage war jetzt sehr schlimm. Fast schien es, als sollte die Meinung Recht behalten, daß auch der Besieger Galliens an der Feldherrnkunst des Pompeius Schiffbruch leiden müßte. Die Stellung war durchbrochen, der ganze Plan durchkreuzt, die Truppen erschüttert und kaum imstande, einem sofort erfolgenden neuen Angriff zu begegnen; der bisherige Kriegsschauplatz war auf keinen Fall zu halten, der Rückzug nach dem Westen abgeschnitten. Es war eine jener Lagen, in der gewöhnliche Sterbliche vergebens nach einem Ausweg aus dem Verderben blicken und ein Cäsar dazu gehört, ihn zu finden. — In einem meisterhaften Rückzug entzog er sich zunächst der Fühlung mit dem Feinde und marschierte nach Apollonia, wo er die Kampfunfähigen nebst einer Besatzung zurückließ. Auch Oricum und

Lissus blieben besetzt; dann aber ging er in südöstlicher Richtung nach Thessalien, mitten in das Ergänzungsgebiet des Gegners, um sich zunächst mit seinen Detachements zu vereinigen und dann, durch die Vorräte der reichen Gegend retabliert, aufs neue die Entscheidung zu suchen.

Unter allen Gegnern Cäsars war der einzige, der seine Feldherrnbegabung richtig einzuschätzen wußte, Pompeius. Er hatte die Genialität der italischen Feldzugseröffnung voll erfaßt und sich durch keine Trugschlüsse darüber hinweggetäuscht; sein ganzes Verhalten am Apsus und bei Dyrrhachium zeigt deutlich, daß er sich bewußt war einen ebenbürtigen Gegner vor sich zu haben. Und daran änderte auch der jüngste Sieg nichts. Während die große Mehrheit seines bunten Hauptquartiers den Feldzug bereits für so gut wie gewonnen hielt und leidenschaftlich dafür eintrat vom geschlagenen Feinde abzulassen und auf Rom zu marschieren, — eine Ansicht, der sich bezeichnenderweise die Mehrzahl der modernen Zivilstrategen angeschlossen hat, — war Pompeius anderer Meinung. Den erfahrenen alten Soldaten hatte der glänzende Rückzug Cäsars, in dem seine Umgebung nur eine schleunige Flucht erblickte, mehr als alle früheren Operationen belehrt, mit welchem Führer und mit welchen Truppen er es zu tun hatte; einen solchen Gegner unbehelligt im Rücken zu lassen, hätte bedeutet, alle Früchte des Sieges aufs Spiel setzen. Pompeius entschloß sich also, dem Gegner nach Thessalien zu folgen. Er wählte die nördliche Straße, auf der unterdessen Cäsars Legat Cn. Domitius sich mit dem aus Asien heranmarschierenden Scipio herumschlug, in der Hoffnung, ersteren in seiner Vereinsamung erdrücken zu können. In Dyrrhachium blieb Cato mit 15 Kohorten zurück.

Der Anschlag gegen Domitius mißlang; dieser hatte im letzten Augenblick die Nachricht vom Anrücken des Gegners erhalten und sich durch raschen Abmarsch nach Süden der drohenden Umklammerung entzogen; bei Aginium an der thessalischen Grenze stieß er auf Cäsar, während Pompeius sich mit Scipio vereinigte. Beide Feldherren rückten nun in Thessalien ein. Bei Pharsalus am Westausgang der Enipeus-Engpässe traten sie sich abermals Auge in Auge gegenüber.

Cäsar war zur Schlacht bereit. Doch Pompeius zeigte keine Lust zum Schlagen, zum größten Ärger seiner Parteigänger, die jeden Tag bejammerten, um den der sichere Sieg und damit

die Rückkehr nach Rom und Italien hinausgeschoben ward. Schon war Cäsar entschlossen, durch einen Umgehungsmarsch die Verbindung des Gegners mit Larissa zu bedrohen, als Pompeius plötzlich dem Drängen seiner Umgebung nachgab.

Ob er, wie er sich im letzten Kriegsrate den Anschein gab, die tolle Siegeszuversicht seiner Umgebung teilte, mag billig bezweifelt werden. Eher ist anzunehmen, daß dem alten Feldherrn die disziplinlose Wirtschaft in seinem Hauptquartier, gegen die er machtlos war, nachgerade unerträglich wurde und ihn bestimmte, gegen seinen ursprünglichen Plan die Schlacht zu wagen, die auf alle Fälle diesen widerwärtigen Zuständen ein Ende machen mußte; als endgültiger Sieger durfte er schließlich sich erlauben auch mit dem ehrwürdigsten Konsular in anderem Tone zu reden. So setzte er denn alles auf eine Karte; nicht nur zwischen Pompeius und Cäsar, sondern auch zwischen Pompeius und dem widernatürlich mit ihm verbundenen Senat sollte die Schlacht entscheiden, zu der er am Morgen des 9. August 48 aufmarschieren ließ.

Beide Heere entwickelten sich in der Ebene des Enipeus, Pompeius mit dem rechten, Cäsar mit dem linken Flügel an den Fluß gelehnt; auf den entgegengesetzten Flügeln stand beiderseits die Reiterei. Cäsars Armee zählte 22 000 Mann und 1000 Reiter, die Pompeius' 45 000 Mann und 7000 Reiter. Des letzteren Plan war, mit seiner überlegenen Kavallerie die des Gegners zu werfen, seinen rechten Flügel zu umgehen und von da die Schlachtlinie aufzurollen. — Cäsar durchschaute diese Absicht. Er gab der Kavallerie die Weisung, vor der feindlichen Übermacht rechtzeitig und in Ordnung geradeaus zurückzugehen; hinter sie stellte er schräg eine aus 6 Kohorten des dritten Treffens gebildete Reserve; den Rest dieses Treffens behielt er als eigentliche Hauptreserve zu seiner Verfügung. Dann eröffnete er den Angriff.

Die beiden ersten Treffen Cäsars warfen sich mit Ungestüm auf die feindliche Linie, die den Anprall stehenden Fußes aushielt. Dann aber brach die pompeianische Kavalleriemasse unter Labienus' Führung los. Die cäsarianischen Reiter wichen befehlsgemäß nach rückwärts aus; sofort ließ Labienus von ihnen ab und begann sich nach rechts in breiter Front zur Umfassung der Legionen zu entwickeln.

In diesem Augenblick stieß der überraschende Gegenangriff der sechs Kohorten in die eben im Aufmarsch begriffene Reiter-

masse hinein. Sie wurde augenblicklich überrannt; der Einbruch der rasch gewendeten cäsarianischen Kavallerie vollendete ihre Niederlage. In kurzem war die Ebene von der pompeianischen Reiterei gesäubert, die hinter ihr stehenden leichten Truppen niedergemacht, und nun setzten die siegreichen Kohorten im Verein mit der Reiterei ihrerseits zur Umfassung der feindlichen Legionen an.

Der Wendepunkt der Schlacht war da.

Cäsar wartete, bis sich die Umgehung fühlbar zu machen begann; dann warf er seine Hauptreserve, das dritte Treffen, auf der ganzen Linie gleichzeitig in die Front. Unter dem kombinierten Drucke brach der Widerstand des Gegners zusammen. Der linke Flügel, von vorn und rückwärts gepackt, wandte sich zur Flucht; nun blieb auch dem Zentrum und dem rechten Flügel nunmehr nur der schleunige Rückzug in das Lager übrig.

Cäsar war entschlossen ein volles Ende zu machen. Vom Schlachtfelde setzte er zum Sturme auf das Lager an. Rasch war auch hier der Widerstand gebrochen, und die geschlagenen Legionen zogen sich über die Höhen zurück, um die Straße nach Larissa zu gewinnen.

Hier wurden sie vom Sieger gefaßt. Er kam ihnen mit der halben Armee auf bequemeren Wegen zuvor, schnitt sie vom Wasser ab und zwang sie zur Übergabe, die am folgenden Morgen vollzogen wurde. Außer einigen höheren Offizieren und Reitern war kein Mann der geschlagenen Armee vom Schlachtfelde entkommen. —

Gegen seine bessere Überzeugung, böser Ahnungen voll, hatte Pompeius die Schlacht gewagt; in dem Augenblicke, da er die große Kavallerieattacke zerschellen sah, hatte er sie verloren gegeben. Nicht einmal den Rückzug hatte er mehr geleitet. Vollkommen gebrochen war er ins Lager zurückgeritten. Was mag in dieser schweren Stunde in der Seele des unglücklichen Feldherrn vorgegangen sein! Er sah, daß alles verloren war, Schlacht und Krieg, alle Hoffnungen auf die Zukunft, und was am schmerzlichsten war, aller Ruhm einer glorreichen Vergangenheit. Der große Pompeius, der gefeierte erste Feldherr seines Jahrhunderts, bis zur Vernichtung geschlagen in offener Feldschlacht trotz erdrückender Übermacht, — was blieb da noch übrig von dem Glanze seiner Siege in drei Weltteilen, dem Unterpfande seiner stolzen Zukunftspläne? Welch grenzenlose Erbitterung mag ihn in diesem Augenblicke erfüllt haben, welcher Haß gegen jene, die ihn durch ihr Ränkespiel mit Cäsar entzweit und in diesen unglücklichen Krieg getrieben, die den Besieger des halben Erdkreises zum bestellten Kondottiere einer Partei erniedrigt und dann zu dieser verhängnisvollen Schlacht gedrängt! — Von solchen Gedanken gequält saß der Feldherr in seinem Zelte, während unten in der Ebene noch die Schlacht tobte, „ohne Hoffnung auf Sieg, und dennoch gespannt auf den Ausgang“[1]).

Aus seinem Brüten schreckte ihn der Waffenlärm an den Lagertoren. Schon drangen die Cäsarianer ein. Da riß er die Abzeichen der Feldherrnwürde von sich, bestieg sein Pferd und jagte beim Hintertore hinaus geradenwegs bis Larissa, ritt noch in der Nacht weiter bis an die Peneusmündung und bestieg dort am folgenden Morgen mit wenigen Getreuen ein Kornschiff, das ihn nach Amphipolis brachte.

Hier suchte er zuerst Halt zu gewinnen, Rekruten und Geld auszuheben; doch schon scheuchte ihn Cäsars Anmarsch fort. An der Spitze seiner Reiterei hatte dieser in unglaublich kurzer Zeit die Strecke durchjagt, während eine Legion, die VI., so rasch es ging, folgte; ihm lag alles daran, der Person des feindlichen Feldherrn habhaft zu werden, des einzigen, der imstande schien ein neues Heer auf die Beine zu bringen. Von Amphipolis floh Pompeius zu Schiff nach Mytilene, wo seine Familie weilte; dann über Cilicien nach Ägypten, dessen junger König Ptolemaeus durch die Freundschaft seines Vaters, den Pompeius durch Gabinius hatte in sein Reich einsetzen lassen, ihm verpflichtet war, und wo aus jener Zeit auch noch eine römische Besatzung lag.

Cäsar hatte die Veteranenlegionen bis auf die VI. unter M. Antonius nach Italien zurückgeschickt, wo sie in Ruhe auf den wohlverdienten Triumph warten sollten; kleine Abteilungen operierten in der Folge noch in Griechenland, Illyrien und Kleinasien. Der Feldherr selbst, der noch immer keine Schiffe hatte, folgte dem Pompeius zu Lande so gut und so rasch es ging. Als er über den Hellespont auf kleinen Barken übersetzte, ergab sich ihm ein eben vorbeisegelndes pompeianisches Geschwader. Jetzt hatte er wenigstens Schiffe; bald stellten sich auch

[1]) Caes. bell. civ. III 94.

die nach Pharsalus von Pompeius abgefallenen Flotten der Rhodier und anderer kleinasiatischer Staaten zur Verfügung. Er nützte sie, um eine Legion aus Griechenland nach Kleinasien an sich zu ziehen und ging dann mit seinen zwei Legionen, 800 Reitern und 35 Kriegsschiffen nach Ägypten in See, wo er Pompeius zu erreichen hoffte.

Er fand einen Toten. — Die Ratgeber des dreizehnjährigen Königs, der eben mit seiner um drei Jahre älteren Schwester Kleopatra im Kriege lag, hatten geglaubt, die unerwünschte Einmischung des Siegers von Pharsalus am sichersten dadurch abzuwenden, daß sie seinen Rivalen aus dem Wege räumten und ihm dadurch jeden Vorwand nahmen, sich in Ägypten aufzuhalten. Bei der Landung unweit Pelusium wurde Pompeius von dem römischen Kriegstribun Septimius, der im Seeräuberkriege als Centurio unter ihm gedient hatte, und dem ägyptischen Feldherrn Achillas am 28. September 48, seinem 58. Geburtstage, meuchlings erdolcht. Als Cäsar fünf Tage später auf der Reede von Alexandria landete, brachte man ihm Haupt und Siegelring des Pompeius entgegen.

Mit Tränen in den Augen nahm Cäsar den Ring seines großen Gegners als Angedenken zu sich; das Haupt aber ließ er mit dem Lorbeerkranz schmücken, mit kostbaren Spezereien verbrennen und die Asche in einem Tempel der Nemesis beisetzen.

Und die furchtbare Gottheit, der die Asche des toten Helden geweiht worden, hat ihrer nicht spotten lassen. —

Mit begreiflicher Spannung waren seit Cäsars Überfahrt über die Adria die Augen der Welt und vor allem Roms auf den Kriegsschauplatz gerichtet gewesen, auf dem die große Entscheidung fallen sollte; der stockende Verlauf der ersten Operationsperiode war nur geeignet, diese Spannung bis zur Überreizung zu steigern. Dazu kam, daß nicht allein auf dem Hauptkriegsschauplatze gekämpft wurde, sondern auch an vielen andern Punkten, die zum Teile dem Herzen des Reiches näher lagen. Die Unternehmungen der überlegenen pompeianischen Seemacht unter Octavius, Laelius und Cassius ruhten niemals ganz und führten besonders in Illyrien zu fortgesetzten Kämpfen.

Auch in Rom ging es ohne Schwierigkeiten nicht ab. Die ultraradikalen Elemente, mit Cäsars gemäßigten Schuldgesetzen unzufrieden, trieben unter Führung des Prätors M. Caelius

geradenwegs auf die catilinarische Anarchie hin. Um seinen Bestrebungen Nachdruck zu geben, berief Caelius den verbannten und von Cäsar mit gutem Grunde von der Begnadigung ausgeschlossenen Milo nach Rom. Es kam zu Krawallen und Plünderungen wie in den Tagen clodianischer Straßenherrschaft. Schließlich behauptete die Regierung das Feld; Caelius und Milo wurden gezwungen, ihre Propaganda auf das flache Land zu tragen, und fanden zuletzt bei dem Versuch, die Landbevölkerung und die cäsarianischen Garnisonen für ihre Sache zu gewinnen, beide den Tod.

Während dieser Unruhen trafen die oft sich widersprechenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein und beeinflußten sie in vielfacher Weise. Die Kunde von Dyrrhachium erschien einen Augenblick lang als die Entscheidung; man erwartete zuversichtlich den Einmarsch des siegreichen Heeres in Italien, und einzig die wohlberechtigten schlimmen Ahnungen, die sich an einen Triumph der Senatspartei knüpften, ermöglichten es einstweilen den Bevollmächtigten Cäsars, mit ihren beschränkten Mitteln die Ruhe aufrechtzuerhalten. Bange Wochen vergingen; da schlug die Nachricht von Pharsalus durch das dunkle Gewölk. Sofort änderte sich die Lage. Die republikanischen Flotten verschwanden von den italischen Küsten und vereinigten sich in Corcyra mit der Abteilung Catos aus Dyrrhachium. Dieser hatte auf die durch Labienus vom Schlachtfelde gebrachte Unglücksnachricht das Festland schleunigst geräumt und war nach einem vergeblichen Versuch, in Griechenland festen Fuß zu fassen, und auf die Kunde vom Tode des Pompeius nach Afrika gegangen, um bei Juba Schutz und Hilfe zu finden. Nur Octavius blieb mit seinem Geschwader vorläufig in den illyrischen Gewässern.

Endlich traf M. Antonius mit den Veteranenlegionen in Italien ein und übernahm sofort mit bewährter Tatkraft Kommando und Regentschaft. Cäsar wurde vom zweiten Konsul Isauricus zum Diktator ernannt, Antonius zum magister equitum, wodurch die Vollmacht zur Stellvertretung gesetzlich festgelegt war. Die erste Verordnung des neuen Kommandierenden verbot den flüchtigen Pompeianern bis zur Entscheidung Cäsars die Rückkehr nach Italien, sah jedoch auch hier Ausnahmen vor, darunter Cicero, der in Paträ nach einem heftigen Auftritt mit dem älteren Sohne des Pompeius die Partei der Besiegten verlassen und sich nach Brundisium begeben hatte, um daselbst die

Ankunft des Siegers zu erwarten. Da saß er nun, gedrückt von unsäglichem Katzenjammer. Geldschwierigkeiten plagten ihn, da kein Mensch dem noch nicht Begnadigten borgen wollte und die Gläubiger drängten; dazu kam das Zerwürfnis mit seinem Bruder, der ihm Vorwürfe machte, ihn mit Cäsar entzweit zu haben, unlautere Geldgeschäfte seiner Frau Terentia, der persönlich den Kopf zu waschen er nicht den Mut fand, schließlich die unglückliche Ehe seiner Tochter Tullia mit dem Wüstling Dolabella. Am meisten jedoch quälte ihn die Ungewißheit, ob Cäsar ihn in Gnaden aufnehmen werde. Grenzenlose Niedergeschlagenheit spricht aus den Briefen an seinen Vertrauten Atticus, ein beinahe komischer Kleinmut im Unglück, sehr bezeichnend für den Mann, der es selbst jetzt nicht verwinden konnte, nicht als der Erste im Staate anerkannt und gefeiert zu sein.

Indessen galt Cäsars Ankunft als unmittelbar bevorstehend, zumal die Kunde vom Tode des Pompeius durch seinen von Cäsar nach Rom gesandten Siegelring bestätigt wurde. Schon stürzte man die Statuen des Pompeius und Sulla; bei den Wahlen für das kommende Jahr beschränkte man sich auf die Volkstribunen und behielt alle übrigen der persönlichen Einflußnahme des Diktators vor.

Der erwartete Herrscher aber kam nicht. Erst andeutungsweise, dann immer bestimmter trat das Gerücht auf, Cäsar sei in Ägypten in einen gefährlichen Kampf verwickelt worden. Das Ausbleiben zuverlässiger Nachrichten erschwerte die Lage. Monate vergingen. Schon sahen sich die Offiziösen veranlaßt, Briefe Cäsars zu erfinden, um die wachsende Unruhe einzudämmen. Wieder begann die Lage überall schwierig zu werden. In Illyrien war ein Korps unter Gabinius, von Cäsar auf dem Landwege dahin geschickt, von den Delmaten aufgerieben worden. Octavius, der dort freie Hand hatte, brachte die Cäsarianer in arge Bedrängnis, bis er von Vatinius bei der Insel Tauris geschlagen und gezwungen wurde, die illyrischen Gewässer zu räumen und Anschluß an die republikanische Hauptmacht in Afrika zu suchen. Hier aber verstärkten sich die Reste der Republikaner im Verein mit Juba ungestört zu neuer, sehr ansehnlicher Macht. Die Absicht Cäsars, durch den Statthalter des südlichen Spanien C. Cassius im Vereine mit den mauretanischen Königen Bogud und Bocchus diesen neuen Herd des Widerstandes ersticken zu lassen, scheiterte an einer Meuterei der spanischen Legionen. Immer klarer wurde es, daß es ohne einen neuen großen Feldzug in Afrika nicht abgehen würde. Das verstimmte aber wieder die in Campanien einquartierten Veteranenlegionen, die gleich ihrem Feldherrn den Krieg für beendet gehalten hatten und jetzt statt dem Triumphe und den versprochenen Belohnungen einem neuerlichen Feldzug von unabsehbarer Dauer entgegensahen. Antonius wurde durch neue Schuldnerunruhen, die diesmal durch Ciceros Schwiegersohn Dolabella angezettelt waren, abgelenkt. Als er endlich mit Waffengewalt den Putsch unterdrückt hatte, war die Stimmung der Legionen bereits vollkommen verdorben. Zum Unglück traf eben in diesem Augenblicke der Legat M. Gellius ein, um sie auf Cäsars Befehl nach Sizilien zu führen. Das schlug dem Faß den Boden aus. Die alten Grasteufel, denen außer Cäsar längst kein Mensch mehr imponierte, empfingen den Legaten mit Steinwürfen. Selbst Antonius ward von ihnen zurückgewiesen; sie erklärten nur mit Cäsar selbst verhandeln zu wollen.

Und Cäsar kam. Allerdings dreiviertel Jahre später als er hatte kommen wollen. Ursache war der ebenso unvorhergesehene als unerwünschte Zwang gewesen, zwischen dem entscheidenden Siege und der Rückkehr in die Hauptstadt erst noch zwei Kriege abzutun.

Nur die Verfolgung des Pompeius hatte Cäsar von Pharsalus nach Kleinasien und Ägypten geführt, und mit dem Tode des flüchtigen Feldherrn war diese Aufgabe erledigt. Der Sieger fand jedoch in den Ländern des Ostens Verhältnisse vor, unter welchen es ihm widerstrebte, dort gewesen zu sein, ohne Ordnung gemacht zu haben. Am tollsten ging es in Kleinasien her, wo des Mithridates Sohn Pharnaces die Entblößung des Landes von Truppen dazu benützt hatte, sich auf Kosten römischer Schutzstaaten eine neue Herrschaft zu gründen. Dort sollte jetzt Cn. Domitius Calvinus mit drei aus pompeianischen Soldaten gebildeten Legionen Ordnung schaffen. In Ägypten schien es weiter nichts zu tun zu geben, als die Schlichtung eines Thronfolgestreites, die ohnehin nach dem Wortlaute des Testamentes des verstorbenen Königs dem römischen Volke zukam; dies wollte Cäsar, da er bereits an Ort und Stelle war, noch rasch selbst durchführen und dann sofort nach Rom zurückkehren. So hätte er immerhin im Spätherbst 48 in der Hauptstadt sein können.

Indes den tatsächlichen Machthabern Ägyptens, dem Eunuchen Pothinus, dem Rechtsgelehrten Theodotos und dem Feldherrn Achillas war eine Ordnung der Dinge durch römische Gewalt entschieden unbequem. Um sie abzuwehren, hatten sie Pompeius ermordet, und es lag durchaus nicht an ihrem guten Willen, wenn Cäsar demselben Schicksal entging. Schon als es ihm wirklich gelang, die feindlichen Königskinder zu versöhnen, wurde beim Festgelage ein Versuch gemacht, ihn zu vergiften. Zugleich wurde der Stadtpöbel aufgehetzt. Mordanschläge auf die Legionare waren an der Tagesordnung. Schließlich brach Achillas mit der 20 000 Mann starken ägyptischen Armee von Pelusium nach Alexandria auf. Cäsar schwebte in höchster Gefahr, mit seiner Handvoll Leute — er verfügte bloß über 3200 Mann und 800 Reiter — erdrückt zu werden; nur äußerste Entschlossenheit konnte ihn retten. Er verschanzte sich in der Königsburg und dem angrenzenden Stadtteil und schlug dort alle Angriffe der Ägypter ab; während der Kampf in den Gassen tobte, ließ er die im Haupthafen liegende ägyptische Flotte in Brand stecken und bemächtigte sich gleichzeitig des befestigten Leuchtturmes Pharos auf der gleichnamigen Insel. Damit hatte er sich wenigstens zur See freie Hand und die Möglichkeit gesichert, auf diesem Wege Verstärkungen an sich zu ziehen; sofort ging auch der Befehl an Domitius, ihm schleunigst alle entbehrlichen Truppen zuzusenden.

Die Ägypter, noch immer im Besitze des größten Teiles der Stadt mit dem Westhafen, der Insel Pharos (ohne den Leuchtturm) und des sie mit dem Festland verbindenden Dammes „Heptastadion", gingen nun daran, Cäsar in seiner improvisierten Festung zu belagern. Doch statt sich auf die Verteidigung zu beschränken, ging dieser von seiner zentralen Stellung seinerseits überall zum Angriffe vor und drängte die Gegner von Haus zu Haus gegen den Rand der Stadt. Mit höchstem Aufwand aller Mittel der damaligen Festungskriegskunst wütete dieser eigene Kampf innerhalb des Weichbildes der Großstadt. — Inzwischen begann die Nemesis, in deren Tempel die Asche des Pompeius ruhte, ihre Opfer zu fordern. Pothinus, der sich nebst den beiden Königskindern in Cäsars Gewalt befand, wurde des Einverständnisses mit dem Feinde überführt und hingerichtet; bald darauf fiel Achillas auf Betreiben der unternehmenden Prinzessin Arsinoë, die an seine Stelle ihren Günstling Ganymedes setzte. Dieser pumpte Meerwasser in die Wasserleitung der inneren

Stadt, so daß Cäsar sich plötzlich ohne genießbares Trinkwasser sah; er ließ jedoch am Strande Brunnen graben und gewann hier, was er brauchte. — Unterdessen kam eine von Domitius gesandte Legion zur See an und wurde von Cäsar nach einem glücklichen Gefecht gegen die rasch wiederhergestellte feindliche Flotte in den Hafen gebracht; kurz darauf wurde letztere am Eingang des Westhafens nochmals geschlagen. Nun glaubte Cäsar den Augenblick gekommen, den entscheidenden Schlag führen zu können. Ein kombinierter Angriff sollte ihn in Besitz der ganzen Insel Pharos, des Heptastadions und des Westhafens, somit der ganzen Strandseite der Stadt setzen. Indes die beabsichtigte Überrumpelung gelang nur teilweise; der Kampf zog sich zwei Tage hin und endete schließlich mit dem Verluste des bereits erkämpften Heptastadions. Über 400 Legionäre fanden auf demselben und in den Wellen den Tod; Cäsar selbst konnte sich nur durch Schwimmen retten.

Es kam zu Verhandlungen. Cäsar lieferte den Ägyptern ihren König aus, doch dieser setzte sich sofort an die Spitze des Heeres, und der Kampf ging fort. Eine zweite von Domitius gesandte Legion ward von den Ägyptern zur Umkehr genötigt. Indessen kam auf dem Landwege ein neues Hilfskorps, das Mithridates von Pergamon, angeblich ein natürlicher Sohn des großen Mithridates, aus Aufgeboten der verschiedensten asiatischen Völker bei Askolon zusammengezogen hatte. Er erstürmte Pelusium, schlug ein ägyptisches Heer bei Castra Judaeorum, überschritt bei Memphis den Nil und marschierte nun westlich des Deltas auf Alexandria. Um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, ging Ptolemaeus ihm entgegen, mit der Absicht, ihn vor der Vereinigung mit Cäsar zu schlagen. Sofort brach auch dieser auf, umging in Gewaltmärschen den See Mareotis und vereinigte sich mit Mithridates. Am canobischen Nilarm kam es zur Schlacht. Die Ägypter wurden in den Strom geworfen, in dessen Fluten die meisten den Tod fanden, darunter der König.

An der Spitze seiner Reiterei hielt Cäsar den Einzug in die Königsburg von Alexandria, die durch fast 6 Monate sein Feldlager gewesen. Wehrlos unterwarf sich die Stadt. Ihre große Bedeutung als Hochburg der hellenischen Kultur im Osten verschaffte ihr, wie einst im Westen Massilia, die übel verdiente Verzeihung. Ägypten blieb frei unter Kleopatras Herrschaft; zu

ihrem Schutze wie zur Wahrung der römischen Interessen blieben zwei Legionen im Lande zurück.

Durch Jahrzehnte haben wir nunmehr das Leben und Wirken des großen Staatsmannes und Feldherrn verfolgt, und eine ununterbrochene Reihe geschichtlicher Taten hat das rein Menschliche seines Wesens fast bis zur Unkenntlichkeit in den Hintergrund gedrängt. Jetzt bricht es zum ersten Male mit nicht mehr zu dämmender Kraft hervor. Wir können dem Schicksal dankbar sein, daß die Überlieferung für einen Augenblick den Vorhang geschichtlicher Ereignisse von den persönlichen Erlebnissen des Helden weggezogen, und uns in der zur historischen Figur erstarrten Gestalt, deren bloßer Name schon zum unpersönlichen Symbol geworden, den Menschen von Fleisch und Blut erkennen läßt. Erst dadurch, daß der Schöpfer übermenschlicher Werke eben doch nicht mehr als ein M e n s c h ist, wächst sein Schaffen ins Bewunderungswürdige.

Fast ein halbes Jahr hatte der Krieg in Alexandria gedauert, und wir haben gesehen, welch verhängnisvolle Folgen diese Verzögerung mit sich gebracht hat. Und jetzt, wo der Kampf zu Ende war, blieb Cäsar erst recht noch dritthalb Monate in der ägyptischen Hauptstadt. Zweifellos galt diese Frist auch der Ordnung der ägyptischen Angelegenheiten; allein Cäsar pflegte dergleichen Dinge sonst schneller abzutun. Der wahre Grund des verlängerten Aufenthaltes war eben doch — Kleopatra. Es war die erste Erholungspause nach einem zehnjährigen fast ununterbrochenen Feldlagerleben, die der 52 jährige Mann sich gönnte, freilich in einem Augenblicke, der zu nichts weniger als zur Erholung geeignet schien. Cäsar hat sich darüber hinweggesetzt, und der unerbittliche Kritiker hat es leicht, ihn darob zu verurteilen; er übersieht, daß Cäsar alles, was er versäumt, wieder gutgemacht hat, und daß Alexandria für ihn kein Capua geworden ist. Das berechtigte Vertrauen in sich selbst und in sein Glück mag dem Sieger von Alesia und Pharsalus aus dem Innersten seines Gewissens heraus diesen Verstoß wider die geschichtliche Moral gestattet haben.

Während der Diktator in Ägypten weilte, war es seinem Legaten Cn. Domitius in Kleinasien übel ergangen. Die eigenmächtigen Gebietserweiterungen des Pharnaces waren hauptsächlich auf Kosten des Galaterkönigs Dejotarus erfolgt, dessen Reich Pompeius nach dem mithridatischen Kriege bedeutend vergrößert hatte und der darum auch bei Pharsalus trotz seines hohen Alters an der Spitze seiner Reiterei im Lager seines Wohltäters zu finden war. Als er heimkehrte, fand er seine schönsten Provinzen von Pharnaces besetzt und wandte sich nun an den Statthalter Cäsars um Hilfe. Domitius hatte damals schon zwei von seinen drei Legionen an Cäsar nach Alexandria abgeben müssen; mit der letzten vereinigte er eine neu ausgehobene Legion und zwei des Dejotarus und marschierte gegen Pharnaces, wurde aber bei Nikopolis geschlagen und mußte mit den Trümmern seines Heeres in die Provinz Asia zurückgehen, ohne hindern zu können, daß der Sieger den größten Teil Kleinasiens besetzte und die unterworfenen Gebiete das volle Maß seiner Despotenlaunen fühlen ließ.

Da griff endlich Cäsar ein. Ende Juni 47 hatte er Alexandria verlassen; nun, da die Stadt in seinem Rücken lag, ging wieder alles mit der gewohnten blitzartigen Schnelligkeit. Im Fluge ordnete er die Angelegenheiten Syriens; am besten schnitten die Juden ab, die, bis Pharsalus treue Pompeianer, nach der Schlacht im alexandrinischen Kriege den Sieger kräftigst unterstützt hatten. Am 9. Juli ging er bei Tarsus ans Land. Er hatte eine einzige Legion bei sich, die bis unter 1000 Mann zusammengeschmolzene VI.; hierzu führte Domitius zwei und schließlich Dejotarus auch noch eine Legion herbei. Cäsar hatte eine Armee beisammen, die nicht stärker war als die bei Nikopolis geschlagene; ja mehr als die Hälfte seiner Truppen hatte jene Niederlage mitgemacht. Dennoch ergriff er unverzüglich die Offensive. Pharnaces, der wußte, wie dringend Cäsar im Westen erwartet wurde, suchte durch Verhandlungen Zeit zu gewinnen; Cäsar jedoch ließ sich seiner Gewohnheit nach durch dieselben nicht aufhalten und stand nach wenigen starken Märschen dem Gegner bei Z e l a gegenüber. Es war ein Schlachtfeld des alten Mithridates, der hier das Korps des Triarius vernichtet hatte; sein Siegeszeichen schmückte noch den Platz. Hier wollte der Sohn es wagen, gegen Cäsar in die Schranken zu treten. Die Schlacht dauerte vier Stunden und war hart und wechselvoll; Cäsar blieb Sieger. Pharnaces rettete sich mit wenigen Reitern in sein bosporanisches Reich, wo er bald darauf umkam.

„Veni, vidi, vici" soll Cäsar nach diesem Siege nach Rom berichtet haben; die Worte galten wohl mehr dem Feldzuge

als der Schlacht, die ihn beendigte. Immerhin war er jetzt endlich im Osten fertig. In fliegender Eile ordnete er Kleinasien. Dejotarus ward auf sein galatisches Erbreich beschränkt, den größten Teil der ihm von Pompeius zugesprochenen Provinzen erhielt nebst dem ganzen Erbe des Pharnaces der treue Mithridates von Pergamon. Dann schiffte sich Cäsar in Bithynien ein und gelangte nach kurzem Aufenthalte in Athen, das trotz seines Anschlusses an Pompeius „um seiner großen Toten willen" volle Verzeihung erhielt, Ende September nach Tarent, von wo er sich zu Lande nach Brundisium begab. Auf dem Wege kam ihm Cicero entgegen und wurde in Gnaden aufgenommen. Dann reiste Cäsar weiter nach Rom.

Wir haben die Verhältnisse bereits geschildert, die er antraf. Ein guter Teil der Siegesfrüchte von Pharsalus war verloren oder in Frage gestellt; überall Schwierigkeiten, die einzig er selbst überwinden zu können schien. Das Schlimmste war die Meuterei der Legionen. Jetzt, wo die republikanische Macht in Afrika neu erstarkt war, konnte Cäsar seine alten Veteranen nicht leicht entbehren; er hatte ihnen allerdings vor Pharsalus feierlich versprochen, daß dies ihr letzter Kampf, das Ende aller Mühen und Strapazen sein würde und durfte sich nicht wundern, wenn sie nunmehr keine Lust zeigten sich neuerdings vertrösten zu lassen. Dabei war ihre gesetzliche Dienstzeit längst abgelaufen. Allein er wußte ebensogut, daß diese alten Haudegen zu etwas anderem als zum Kriegshandwerk überhaupt nicht mehr taugten und schließlich froh sein würden einen Weg zu finden, um mit guter Art, statt den Pflug zu führen, ihrem alten Feldherrn zu neuen Siegen folgen zu können. — Cäsar ließ sie durch Sallustius auffordern, ihre Forderungen zu präzisieren. Sie antworteten mit einem tumultuosen Aufbruch nach der Hauptstadt, wo sie vor den Mauern am Marsfeld ein Lager schlugen. Rom zitterte. Cäsar ließ die Stadttore durch andere Truppen besetzen und begab sich persönlich mit geringem Gefolge in das Lager der Meuterer.

Fast ein Jahr war verstrichen, seit die Veteranen ihren Feldherrn nicht mehr von Angesicht zu Angesicht gesehen. Auf dem Schlachtfelde von Pharsalus war es zum letzten Male gewesen. Das Wiedersehen mochte sie mit unwiderstehlicher Gewalt an diesen glorreichsten Tag ihrer gemeinsamen Kriegerlaufbahn erinnern, und weiterhin an all die anderen Siege und Triumphe, an die Ariovist- und Nervierschlacht, an Alesia, die Rheinbrücke und all die kühnen Seefahrten. Kein Wunder, wenn das Gefühl der Zusammengehörigkeit jäh wieder aufflammte in der rauhen Soldatenbrust. Die eben noch die Legaten mit Steinwürfen empfangen, leisteten vor dem Feldherrn in strammer Haltung die vorgeschriebene Ehrenbezeugung. Cäsar fragte, was sie wollten. Sie forderten wie verabredet die Entlassung, in der Hoffnung, er würde ihre Dienste mit neuerlichen Versprechungen erkaufen. Statt dessen gewährte er ihre Forderung augenblicklich; er fügte hinzu, daß sie nun zwar, als entlassen, am Triumphe nicht teilnehmen könnten; doch sollten sie sich wegen der versprochenen Belohnungen bei ihm melden, sobald er mit seinen neuen Truppen nach Beendigung des afrikanischen Feldzuges triumphiert hätte. — Das war es also, was sie erreicht hatten: die Sieger in zahllosen Schlachten, die ersten Soldaten der Welt, sollten in bürgerlichem Gewande zusehen, wenn ihr Feldherr die jungen Grünschnäbel, die ihnen nicht das Wasser reichten, zum Triumphe führte; sollten, während jene im Schmucke der Waffen dem Triumphwagen folgten, sich bescheiden und unbeachtet mit der ertrotzten Abzahlung von dannen stehlen, um den Rest ihrer Tage als friedliche Bauern hinter dem Pfluge zu verbringen! Und als der Feldherr gar statt der gewohnten militärischen Anrede „Kameraden" das in bürgerlichen Versammlungen gebräuchliche Wort „Quiriten" — heute würde es „Meine Herren" heißen — fallen ließ, da brach ihr Trotz zusammen. Stürmisch verlangten sie, weiterdienen zu dürfen. Die X. Legion trug selbst auf Dezimierung an. Cäsar schlug zuerst alles ab; da legten sich einige Offiziere ins Mittel, und zögernd ließ der Feldherr sich erweichen. Von einer Bestrafung sah er vorläufig ab; vier Legionen erhielten sofort den Marschbefehl nach Afrika, während der Rest in Italien verblieb.

Seine alten Truppen hatte Cäsar dank seiner meisterhaften Art mit Menschen umzugehen wieder gewonnen; dagegen verlor er fast gleichzeitig seinen besten General.

Cäsar hatte nach allen seinen Siegen eine für Freund und Feind gleich überraschende, für damalige Anschauungen ganz unverständliche Milde geübt. Auch nach Pharsalus war jeder seiner Gegner, der darum bat, in Gnaden aufgenommen worden, nur die Verstocktesten mußten Italien meiden, und ihre Güter

kamen gleich denen der Gefallenen unter den Hammer oder wurden um bestimmte Summen an Cäsars Anhänger abgegeben. Von der Bezahlung wollte Cäsar schon aus dem Grunde nicht absehen, weil er das Geld für die weitere Kriegführung und Entlohnung der Veteranen dringend brauchte. Unter den zur Verteilung gelangenden Gütern befanden sich auch die ausgedehnten Besitztümer des Pompeius, da seine beiden Söhne noch immer die Waffen gegen Cäsar trugen; und der Sieger überließ sie seinem verdientesten Legaten M. Antonius, freilich ohne auch ihm gegenüber von der sehr niedrig bemessenen Zahlung abzusehen. Indes das Zahlen war nie des Antonius Sache gewesen. Er forderte für sich eine Ausnahme, worauf Cäsar aus Gründen der Disziplin und um dem unverbesserlichen Verschwender eine heilsame Lehre zu geben, nicht einging. Antonius schmollte, klagte über Undank, und zog sich von jeder politischen und militärischen Tätigkeit auf die unbezahlten Güter des Pompeius zurück. Cäsar behandelte ihn wie die meuternden Legionen; er nahm seine Resignation gleichgültig hin und ging ohne ihn nach Afrika, in sicherer Voraussicht, daß dieser leichte Verzicht auf seine Dienste den trotzenden General wenn auch nicht so schnell, so doch ebenso sicher wie jene auf seinen alten Platz zurückführen werde.

Cäsar hatte ursprünglich vorgehabt, von Kleinasien über Griechenland und Sizilien direkt nach Afrika zu gehen; nur die Meuterei der Legionen hatte ihn gezwungen Italien und Rom zu betreten. Nun mußte er wohl oder übel mit den ungeheuren Erwartungen und Befürchtungen rechnen, die an seine Rückkehr von allen Seiten geknüpft waren. Seine Stellung war vielfach unklar. Seine Anhängerschaft setzte sich aus ganz verschiedenen Elementen zusammen, die an seinen Sieg auch durchaus verschiedene Hoffnungen knüpften. Die alte populare Partei, als deren Führer er in den Kampf gezogen, träumte von der Verwirklichung ihrer politischen Ideale, während die eigentlichen Cäsarianer, seine Generale und politischen Adjutanten, darauf rechneten, einfach an Stelle der bisherigen republikanischen eine cäsarianische Oligarchie zu setzen. In dem Augenblick, wo der Sieger an die Erfüllung schritt, konnte es ohne Enttäuschungen nicht abgehen; hatte doch schon seine Milde gegen die besiegten Gegner in den Reihen seiner Anhänger vielfach Befremden, bei den Begnadigten selbst größtenteils nur Mißtrauen hervorgerufen. Was würde jetzt folgen? Hätte Cäsar gleich nach Pharsalus in der Hauptstadt erscheinen können, wäre dies alles unendlich leichter gewesen; damals lag ihm Rom widerstandslos, aber auch gedankenlos zu Füßen; er hätte bloß zu befehlen brauchen und sein Befehl war selbstverständliches Gesetz. Jetzt lagen die Dinge anders. Seine lange Abwesenheit hatte den Leuten erlaubt zu denken und zu hoffen. Man erwartete nicht mehr Gnaden, sondern Erfüllungen. — Tatsächlich hat Cäsar in den knappen zwei Monaten, die er im Herbst 47 in Rom weilte, auf innerpolitischem Gebiet mit gutem Bedacht nur das dringendste erledigt; ohnehin genug für die kurze Zeitspanne, und vielfach lassen sich — wenigstens für uns Nachgeborene — bereits die Grundlagen des späteren Riesenwerkes erkennen. Vor allem galt seine Fürsorge der durch den Krieg schwer erschütterten wirtschaftlichen Lage; sie knüpfte an die Ende 49 getroffenen Maßregeln an und umfaßte weitgehenden Mieterschutz sowie Erleichterung der Schuldenzahlung durch Abzug der schon gezahlten Zinsen vom Kapital, — lauter Ausnahmsgesetze und als solche ausdrücklich bezeichnet, aber durch die außergewöhnliche Lage gerechtfertigt. Die von Dolabella und seinen Anhängern geforderte gänzliche Schuldentilgung lehnte er mit der feinen Begründung ab, er würde bei seinen großen Schulden dabei selbst der größte Gewinner sein. — Sehr im Gegensatz zu diesen für den Augenblick bestimmten Ausnahmsgesetzen stehen die politisch-organisatorischen Maßnahmen: die Ergänzung des Senates durch verdiente Männer aus der Provinz und selbst durch Unteroffiziere seines Heeres, die gesetzliche Festlegung seines persönlichen Vorschlagsrechtes für die Beamtenwahlen, und vor allem die Übertragung des ersten wirklichen monarchischen Rechtes, der Entscheidung über Krieg und Frieden, auf seine Person; sie können nur im späteren Zusammenhange gewürdigt werden. Dagegen unterblieben gänzlich die befürchteten und erhofften Strafgerichte, Proskriptionen und Massenkonfiskationen; mit offensichtlichem Nachdrucke wurde den bisherigen Gegnern die Hand zur Versöhnung geboten. Dies alles war, wie erwähnt, mit mancher Enttäuschung verbunden; und es unterliegt keinem Zweifel, daß die ersten Anfänge jener Bewegung, die an den Iden des März 44 zur Katastrophe geführt hat, in diese Zeit zurückreichen.

Auf die Ehrungen, mit denen die Kriecherei des Volkes und noch mehr des Senates den Sieger überhäufte, ist nicht nötig

im einzelnen einzugehen; sie wiederholen sich bei jeder Gelegenheit in steigendem Maße, und ihre Bedeutung liegt nicht in den Einzelheiten, sondern in ihrer Allgemeinheit. Auch hat Cäsar nicht immer alles gleich angenommen; so schlug er diesmal das angebotene fünfjährige Konsulat aus und ließ sich nur für das kommende Jahr in dieses Amt wählen.

Mit etwa 10 000 Mann war Cato im Herbste 48 an der Küste von Cyrene gelandet. Nach einem schwierigen Wüstenmarsche gelangte er nach Leptis major an der kleinen Syrte, wo er überwinterte. Im Frühjahr 47 vollzog er die Vereinigung mit den in der Provinz Afrika und in Numidien stehenden republikanischen Streitkräften. Alle noch lebenden namhaften Führer der republikanisch-pompeianischen Partei hatten sich dort zusammengefunden: außer Cato und Labienus noch Scipio, Afranius und Petreius, die beiden Söhne des Pompeius Gnaeus und Sextus, schließlich Attius Varus und Considius, die schon in Afrika gestanden. Cäsars Isolierung in Ägypten ermöglichte umfassende Rüstungen; bis zum Herbst 47 hatte man 10 Legionen nebst großen Aufgeboten an Reiterei und leichten Truppen aufgestellt, wozu noch die 4 Legionen, die leichten Truppen, Reiter und Elefanten Jubas kamen; eine Macht, die der Zahl nach jener ebenbürtig war, die Pompeius zum Entscheidungskampfe geführt, qualitativ allerdings viel zu wünschen übrig ließ. Die Flotte war diesmal schwächer. Die meisten Geschwader der stolzen pompeianischen Armada waren nach Pharsalus zum Gegner übergegangen; der Rest, mit dem Cato nach Afrika gekommen war, ging durch Winterstürme größtenteils zugrunde. In Afrika fand man eine kleine Flotte vor, und endlich kam auch Octavius aus Illyrien. Eine ernste Schwierigkeit ergab sich bei der Regelung der Kommandoverhältnisse. Juba beanspruchte als der Retter Afrikas den Oberbefehl für sich; mit ihm konkurrierten Scipio als ranghöchster Konsular und Varus als Provinzialstatthalter. Cato, als allgemein anerkannter Parteiführer, entschied schließlich nach der Rangliste zugunsten Scipios, dem Labienus als verantwortlicher Generalstabschef an die Seite gestellt ward; tatsächlich hat letzterer den Feldzug geleitet. — Die Hauptkraft des Heeres wurde bei Utica vereinigt; zwei Legionen unter Considius lagen in Hadrumetum; Varus und Octavius führten das Kommando der in Utica eingewinterten Flotte.

Juba hatte sich verstimmt nach Numidien zurückgezogen; er wollte seine Bundesgenossen erst wieder in die Enge treiben lassen, um dann, wie zwei Jahre vorher, als rettender deus ex machina auf dem Schauplatze zu erscheinen und die Ehren des Sieges zu pflücken.

Cäsar hatte unterdessen in größter Eile die Versammlung der Operationsarmee in Lilybäum auf Sizilien betrieben. Im ganzen waren 10 Legionen für den Feldzug bestimmt, vier der alten Veteranenarmee, 6 aus den Provinzen. Die Flotte war jetzt der feindlichen überlegen. Zur Mitwirkung wurden auch die mauretanischen Könige Bogud und Bocchus aufgefordert; ihnen schloß sich P. Sittius an, ein alter Catilinarier, der jetzt als erfolgreicher Bandenführer im Dienste afrikanischer Despoten sein Brot verdiente.

Noch waren die für den Feldzug bestimmten vier Veteranenlegionen aus Italien nicht in Lilybäum eingetroffen, als Cäsar mit den sechs übrigen und 2000 Reitern in See stach. Seine Absicht war, während er von der feindlichen Hauptkraft bei Utica erwartet wurde, Hadrumetum (Sousse) zu überrumpeln und von da die Gegner im Rücken anzugreifen. Indes widrige Stürme zerstreuten den Transport; mit einem kleinen Bruchteile landete Cäsar bei Hadrumetum, viel zu schwach, um den Handstreich gegen die starke Seefestung wagen zu können. Er mußte sich begnügen, sich auf einer unweit gelegenen, landwärts durch fortlaufenden Steilabfall abgeschlossenen Halbinsel nächst der Stadt Ruspina festzusetzen und dazu den nahen kleinen Hafen von Leptis minor in seine Gewalt zu bekommen. Tage vergingen, bis endlich die versprengten Schiffe sich einfanden. Unterdessen war die Meldung von Cäsars überraschender Landung ins feindliche Hauptquartier gelangt. Augenblicklich brach Labienus auf; er selbst stürmte mit der ganzen Reiterei und den leichten Truppen in wahrhaft cäsarianischen Eilmärschen voraus, Scipio folgte mit den Legionen. In Utica blieb Cato mit einer kleinen Besatzung, sowie die eingewinterte Flotte zurück.

Am selben Tage, an dessen Morgen Cäsar endlich seinen ersten Transport vereinigt hatte, traf Labienus vollkommen überraschend auf der landwärts von Ruspina gelegenen Ebene ein, wo Cäsar eben an der Spitze von 30 Kohorten requirierte, und alle Chancen der Zahl und des Geländes waren auf seiner Seite. Bis in die Nacht wogte einer der interessantesten Waffen-

gänge des Altertums. Das Schlachtfeld konnte Cäsar nicht behaupten, aber durch ein unglaublich kühnes Manöver hat er sich der drohenden Vernichtung entzogen. Labienus war verwundet vom Platze getragen worden.

Dann kam der Feldzug vor der bis zur Sturmfreiheit ausgebauten Stellung von Ruspina zum Stehen; als aber zwei Veteranenlegionen aus Sizilien eintrafen, brach Cäsar vor und setzte sich in der feindlichen Flanke gegenüber der Stadt Uzita fest. Jetzt war er der Angreifer; aber alle seine Bemühungen gegen Uzita scheiterten an der glänzenden, aus freier Vorfeldstellung geführten Verteidigung des Labienus. Inzwischen zogen beide Teile weitere Kräfte heran; bei Cäsar trafen noch zwei Veteranenlegionen ein, während auf republikanischer Seite sich endlich Juba einfand, obwohl sein Reich von den mauretanischen Königen und Sittius schwer bedrängt und ein beträchtlicher Teil seiner Heeresmacht dort gebunden war. — Als der Angriff auf Uzita nicht vorwärts ging und die Verpflegslage schwierig wurde, brach Cäsar kurzerhand auf und marschierte südlich in die fruchtbare Ebene von Aggar ab, von wo aus er durch Vorstöße gegen verschiedene Stützpunkte des Gegners eine Entscheidungsschlacht herbeizuführen trachtete. Hartnäckig wich ihr Labienus aus und wußte auch den unvermeidlichen Verlust manches festen Platzes durch geschickte Unternehmungen und Überfälle wettzumachen.

Cäsar aber hatte keine Zeit, sich endlos in Afrika herumzuschlagen; er mußte die Entscheidung erzwingen und erproben, ob wirklich der beste General seiner Schule ihm über den Kopf gewachsen war. Er wandte sich gegen die Seestadt Thapsus, die auf einem schmalen rechtwinklig gebogenen Isthmus zwischen dem Meere und einem Brackwassersee lag; sofort folgte der Feind und sperrte zuerst mit der halben Kraft den südlichen Zugang, um sich dann mit der anderen Hälfte dem nördlichen zuzuwenden; gelang auch hier die Sperre, so war Cäsar in der Falle. Die Entscheidung stand auf des Messers Schneide. Da fiel Cäsar im Morgengrauen des 6. April 46, nach Zurücklassung schwacher Kräfte gegenüber der feindlichen Südgruppe, mit der Hauptkraft blitzschnell über die nördliche her, zerschmetterte ihren rechten Flügel und zwang sie zu eiligstem Rückzug; nur geringe Kräfte zur Verfolgung nachsendend, stieß er mit dem Gros sofort in entgegengesetzter Richtung vor und sprengte auch die Südgruppe auseinander, ehe die Reste der anderen Anschluß

gefunden hatten; als sie am Spätnachmittag eintrafen, wurden sie zwischen zwei Fronten genommen und vernichtet.

Seit diesem Tage wußte Labienus und die Welt, wer der Meister war.

Cäsar entsandte einen Teil der Legionen, um die noch vom Feinde besetzten Plätze zur Übergabe zu zwingen; mit vier Legionen und der ganzen Reiterei marschierte er selbst auf Utica.

Als die Kunde von der Schlacht und von Cäsars Anmarsch dahin kam, mußte auch Cato erkennen, daß es mit der Republik vorbei war. Ihr hatte er sein Leben geweiht; jetzt, da sie zusammengebrochen, hatte es keinen Wert mehr. Er starb kurz vor Cäsars Eintreffen durch eigene Hand, nachdem er seiner Umgebung empfohlen hatte, ihren Frieden mit dem Sieger zu machen. Mit ihm sank eine der bizarrsten Gestalten jener Zeit ins Grab, ein vollwertiger Vertreter einer einst glorreichen, nunmehr überlebten und dem Untergange geweihten Epoche.

Von den Führern der Republikaner war keiner auf dem Schlachtfelde geblieben; dennoch erreichte die meisten in kürzester Zeit ihr Schicksal. Juba, von den Bewohnern seiner Hauptstadt Zama nicht eingelassen, suchte gemeinsam mit Petreius in freiwilligem Zweikampf den Tod. Scipio fiel der Flotte, Afranius den Landtruppen des Sittius in die Hände; ersterer starb durch eigene Hand, während der letztere, an Cäsar ausgeliefert, von dessen Soldaten erschlagen ward. Considius endlich wurde auf der Flucht von seinen eingeborenen Begleitern ermordet. Nur Labienus, Attius Varus und Sextus Pompeius retteten sich nach Spanien, wohin des letzteren älterer Bruder Gnaeus bereits vor längerer Zeit vorausgeeilt war, um dortselbst den letzten Widerstand gegen Cäsar zu organisieren.

Nur kurze Zeit verweilte der Sieger in Afrika. Numidien wurde zum größten Teile römische Provinz, einen Teil erhielten Bogud und Bocchus für ihre treuen Dienste; auch Sittius bekam ein selbständiges Fürstentum. Die Städte der alten Provinz, die sich für die Republikaner erklärt hatten, mußten Geldbußen entrichten. Dann verließ Cäsar Afrika und gelangte nach längerem durch Stürme verursachten Aufenthalt in Sardinien im Sommer 46 wieder nach Rom.

* * *

Der Kampf Cäsars gegen die Republik war zu Ende. Dreieinhalb Jahre hatte er rings um das Mittelmeer getobt, in einer Ausdehnung, wie kein anderer Krieg des Altertums. Seinen Abschluß bezeichneten nunmehr die Triumphe, die der Sieger an vier aufeinanderfolgenden Tagen über Gallien, Ägypten, Pharnaces und Juba — über Mitbürger ward nach altem Herkommen nicht triumphiert — in vorher nie gesehener Pracht abhielt. Dann erhielten die Veteranen den Abschied und die so oft versprochenen Belohnungen, jeder Soldat 5000 Denare, jeder Centurio 10 000, jeder Tribun 20 000; im ganzen 60 000 Talente (rund 300 Millionen Goldmark); dazu gelangten 2822 goldene Kronen und unzählige andere Auszeichnungen zur Verteilung. Auch die ganze Auszahlung erfolgte in Gold, wodurch das Jahr des Triumphes Cäsars zu dem der reichsten Goldprägung im ganzen Altertum geworden ist. Die Verabschiedeten erhielten Ländereien angewiesen, teils in Italien, teils im narbonnensischen Gallien. Die Armee von Alesia und Pharsalus hatte offiziell aufgehört zu existieren.

Auch das brave Volk Roms erhielt den Lohn, den es begehrte: panem et circenses. Geld- und Getreidespenden, große Schmausereien — an 22 000 Tischen saß der Pöbel Roms als Cäsars Gast —, Theatervorstellungen und Kampfspiele aller Art, prunkvolle Opfer und feierliche Einweihung großartiger Bauten dienten in reicher Fülle zur Ergötzung der römischen Bürgerschaft. Rauschende Festlichkeiten und brausender Jubel bezeichneten den Augenblick, da Gaius Julius Cäsar als Herr des römischen Weltreiches das Schwert aus der Hand legte, um das Szepter zu ergreifen.

VII. Die Monarchie.

Spät, in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre, aber dafür in einem Ausmaße wie kein zweiter Sterblicher, hat Cäsar den großen Augenblick der Erfüllung auskosten dürfen: den Besitz der Macht, die Welt nach seinem Willen einzurichten. Man hat viel darüber gestritten, ob ihm sein Ziel vom Beginn seiner Laufbahn an in voller Klarheit vorgeschwebt hat oder ob er schrittweise durch die Ereignisse zu ihm geführt wurde. Wer in seine Gedankengänge und seine Arbeitsweise einzudringen vermochte, wird sich darüber im Klaren sein: Cäsar *hat* ein Ziel von Anbeginn an vor Augen gehabt, aber nicht das fertige Werk in allen seinen Einzelheiten, sondern die *Macht*, es zu schaffen. Um diese Macht hat er gekämpft, in der Gewißheit, daß er von ihr auch den rechten Gebrauch werde zu machen wissen. Sicher haben ihn all die Probleme, deren Lösung er jetzt in Angriff nahm, seit langem beschäftigt, manches mag seit Jahren in voller Klarheit vor seinen Augen gestanden haben, aber durchaus unverbindlich; jetzt fügte es sich von selbst, dank der Harmonie, die sein Wesen war, zu einem organischen Ganzen zusammen. So ist seine Schöpfung eine durchaus einheitliche geworden: all die zahllosen Einzelheiten des Werkes, fast jede für sich eine Schöpfungstat von unvergänglicher Bedeutung, lassen sich auf eine gemeinsame Formel zurückführen und sind nur aus dieser voll zu verstehen: *die Umwandlung des Stadtstaates in das Weltreich, bei Einbeziehung der ganzen bekannten Kulturwelt in seinen Rahmen.*

Mit der alten Idee der Gracchen, von der es ausgegangen, hat Cäsars Werk fast gar nichts mehr gemein; nicht um eine breitere Grundlage für das nach wie vor herrschende Römertum ging es jetzt, sondern um die Gleichberechtigung des ganzen Reiches, das sich — und darin liegt das Wesen der Sache — mit der ganzen damaligen Kulturwelt ohne Unterschied der Nation decken sollte. Ein Einziger vor ihm hatte denselben Plan gefaßt, der einzige ihm kongeniale Geist der Geschichte: *Alexander der Große*. Er hat ihn nicht verwirklicht, und auch Cäsar ist durch die Dolche der Mörder verhindert worden seinem Gebäude den Schlußstein einzufügen und den Kulturkreis des äußersten Ostens dem Reiche einzuverleiben. Aber in der Gestalt, in der er sein Werk hinterlassen, hat es — im Gegensatz zu dem Alexanders — Dauer gehabt und ist zur Grundlage aller späteren Kultur geworden.

Die ungeheure Schwierigkeit des Werkes lag vor allem in der Tatsache, daß der Gedanke der Gleichberechtigung fremder Nationen der römischen Mentalität durchaus fremd war. Weder Gaius Gracchus, noch Saturninus oder Livius Drusus waren über die Gleichberechtigung der stammesverwandten Italiker hinausgegangen, und selbst dieses Unterfangen hatten sie mit dem Leben gebüßt. Auch für Cäsar war die Frage, wollte er nicht den letzten Rest von Rückhalt in der römischen Nation aufs Spiel setzen, nicht radikal zu lösen. Aber er ist sehr weit gegangen

und hat die Sache in der kurzen Zeit seiner Regierung immerhin so weit gefördert, daß die fernere Entwicklung mit zwingender Notwendigkeit vorgezeichnet war. Der Leitgedanke der Durchführung war die Vermischung von Römern und Nichtrömern, die Methode: Römer in die Provinzen, Nichtrömer nach Rom. — Die Durchsetzung Roms mit Nichtrömern setzte hauptsächlich an jenen Stellen ein, die für die weitere Entwicklung die maßgebendsten waren: Senat, geistige Arbeiter und Armee. Der Senat wurde allmählich bis auf 900 Mitglieder vermehrt, darunter eine große Zahl hervorragender Provinzialen, Offiziere und selbst verdiente Unteroffiziere des Heeres. Gewiß verfolgte Cäsar damit auch den Zweck, das Niveau dieser vornehmsten Vertretung der ihm feindlichen Staatsform herabzudrücken und zugleich die alten Gegner in ihren Reihen zu majorisieren; aber ebenso wichtig war es ihm, daß durch die neue Zusammensetzung die erste Körperschaft des Reiches selbst zum Symbol und in der Folge auch zum Sprachrohr seiner Reichsidee wurde. — Im Geistesleben führte er den nationalen Ausgleich durch, indem er den Vertretern der Wissenschaften und Künste in Rom, zum Teile auch hervorragenden Männern in den Provinzen, das römische Bürgerrecht verlieh und damit den Grundsatz zur Geltung brachte, daß nicht Abstammung, sondern kulturelle Leistung die Gleichberechtigung bedinge. — Die Armee endlich, für die schon damals in vielem Sinne das Wort Geltung hatte, daß in ihrem Lager der Staat sei, wurde weitgehend internationalisiert, Söhne der verschiedensten Volksstämme des Reiches fanden in ihren Reihen Aufnahme, zugleich mit der Aussicht durch den Kriegsdienst das römische Bürgerrecht zu erwerben. So wurde das Heer zum augenfälligsten Symbol des planmäßigen Aufgehens aller Nationen im Staate.

Diese Aufsaugung gerade der besten Kräfte der Nationen durch das Römertum fand seine Ergänzung in der noch intensiveren Ausstrahlung des letzteren in die Provinzen. Sie erfolgte einerseits durch Verleihung des römischen oder doch seiner Vorstufe, des latinischen Rechts an zahllose Gemeinwesen in allen Reichsteilen, andererseits, und hier liegt der Schwerpunkt der ganzen staatsmännischen Tätigkeit Cäsars, in einer über alle Maßen großzügigen Kolonisation. Den Grundstock bildeten natürlich die Veteranen; aber an sie schlossen sich große Massen des römischen Proletariats, das, in Rom längst politisch unfruchtbar und sozial eine Staatsgefahr, nunmehr als Ferment römischen Wesens in den Provinzen zu neuem produktiven Leben erwachte. Als drittes Element und von Cäsar selbst weislich vom freigeborenen Proletariat geschieden, kamen die Freigelassenen und ihr Nachwuchs in eigenen Kolonien hinzu. Die Gesamtzahl der Kolonisten, die in den zwei Jahren von 46 bis 44 auf Cäsars Wink sich über die Mittelmeerländer ergossen, ging in die Hunderttausende, für antike Verhältnisse eine Volksbewegung allergrößten Stiles, die notwendig die ganze nationale und soziale Struktur des Reiches aufs Tiefste beeinflussen mußte. Sie erstreckte sich diesmal — zum erstenmal — über das ganze Reich, und es ist denkwürdig, daß durch diese Schöpfung Cäsars auch zwei Städte von unvergänglicher Bedeutung neu erstanden, die beide vor fast genau hundert Jahren durch Rom ihren Untergang gefunden hatten: Korinth und Karthago.

Seine Krönung fand das Kolonisationswerk in einem Gesetz, das den mit dem Kolonialrecht ausgestatteten Gemeinden nach einheitlichen Grundsätzen eine weitgehende Autonomie verlieh, die den bedeutenden politischen Rechten auch wichtige Pflichten, darunter die allgemeine Wehrpflicht, gegenüberstellte.

Dieses in seinen Grundlagen ganz neu geschaffene Reich stellte Cäsar unter den Schutz eines ebenso neuen Verwaltungsapparates. Er knüpfte im wesentlichen an die in seinem ersten Konsulat getroffenen Maßregeln an, d. h. die Provinzen hörten endgültig auf, Ausbeutungsdomänen Roms zu sein und wurden zu ebenbürtigen Reichsteilen. Die Statthalter wurden nicht mehr vom Senat bestimmt, ihre Posten nicht ausgelost, sondern sie wurden von Cäsar persönlich ernannt und eisern kontrolliert; so wurden sie recht eigentlich zu Beamten des Monarchen und diesem in weit höherem Grade verantwortlich als früher der Republik. In ihrer gesetzlichen Machtfülle blieben sie uneingeschränkt und wuchsen somit, als die eigentlichen Staatsbeamten des neuen Reiches, weit hinaus über die früher führenden städtischen Magistrate, die neben ihnen zu Gemeindebeamten der Hauptstadt herabsanken.

Denn die allerwesentlichste Folge der neuen Reichsordnung war die vollkommene Umwandlung des Verhältnisses zwischen Rom und den Provinzen; in wenigen Jahren hat sich hier eine

Entwicklung vollzogen ähnlich jener, die das britische Weltreich in den letzten Jahrzehnten durch die Umwandlung der Kolonien in Dominions durchgemacht hat. Rom, bisher die Herrscherin, war von nun an nur mehr die Haupt- und Residenzstadt eines in sich homogenen Reiches, die erste in der großen Zahl gleichberechtigter Gemeinden. Damit entfiel aber der verhängnisvolle Gegensatz, der bisher das ganze politische und Kulturleben der Mittelmeerwelt vergiftet hatte. Kaum je in der Geschichte war eine Stadt und ein Volk im weitesten Umkreis so verhaßt gewesen wie Rom und die Römer, und wir haben gesehen, mit welchem Recht. Jetzt hatte Rom keine Macht mehr, aber es war zugleich gegen Rache geschützt; denn mit der Macht ging auch der Name des Römertums auf das Gesamtreich über, Herrscher und Beherrschte gingen ineinander auf. Ein machtvoller Arm aber waltete über beiden, einte sie auf der Grundlage der Gleichberechtigung und führte sie gemeinsam einer neuen, glücklichen Zukunft entgegen.

Daß diese politische Neuordnung auch auf sozialem Gebiet eine großartige Reform bedeutete, liegt auf der Hand; in erster Linie ist die Ableitung eines großen Teiles des unproduktiven Proletariats und seine Überführung in produktives Bürger- und Bauerntum in diesem Sinne zu werten. Gleichem Zwecke diente die Umwandlung der bisher rein demagogischen Einrichtung der Getreidespenden durch Beschränkung auf eine fest bestimmte Kopfzahl wirklich Bedürftiger in eine regelmäßige Armenversorgung. — Mit der Verminderung des Proletariats ging die Hebung des werktätigen Bürgertums Hand in Hand, — auch die Bürgerrechtsverleihungen an verdiente Ausländer wirkten in diesem Sinne —, wie denn Cäsar immer offenkundiger die kulturell leistungsfähigen Schichten zu Stützen seines Regierungssystems erhob und der bloß zahlenmäßig wirkenden Masse gegenüber begünstigte. Den schärfsten Hieb aber gegen die unfruchtbare Demagogie der Vergangenheit führte er durch die Auflösung all der offenen und geheimen Klubs und Gewerkschaften, in die das ganze Proletariat, zum großen Teil unter ostsemitischer Führung, fest organisiert war, und mit deren Hilfe Hetzgenies vom Schlage eines Clodius und Milo die Straße beherrscht und die Hauptstadt terrorisiert hatten. Mit unnachsichtlicher Strenge trat er auch vereinzelten kommunistischen Umtrieben in der Armee entgegen, einige Rädelsführer büßten mit

ihren Köpfen. Eine Reihe von Verordnungen schützte die freie gegen die Sklavenarbeit, das Kleingewerbe gegen die Großindustrie; die Latifundienbesitzer wurden verhalten, zu einem Drittel freie Arbeiter in ihre Betriebe einzustellen; endlich wurde, gleichfalls anknüpfend an die Schöpfungen des Jahres 59, die Bevorzugung kinderreicher Familien zum Grundsatz erhoben. — Wenig Glück hatte Cäsar dagegen mit seinen Luxusgesetzen, die sich auf Kleider und Schmuck, Dienerschaft, Bauten und Grabmäler, ja bis auf den Speisezettel der Mahlzeiten erstreckten; die zahlreichen „Staatsmänner" kleinen und kleinsten Kalibers, die sich bis in die neueste Zeit mit Luxusgesetzen blamiert haben, dürfen sich damit trösten, daß der große Cäsar ihr Schicksalsgenosse ist.

Eng verknüpft mit den sozialen erscheinen die wirtschaftlichen Reformen. Der durch die Bürgerkriege schwer erschütterte Geldverkehr wurde erfolgreich gefestigt, der wahnwitzige Vorschlag Sallusts, der wahllos Schieber und Hochstapler mit wagemutigen Unternehmern in einen Topf warf und vom Regenten verlangte, die sittliche Heilung des Staates in der gänzlichen Ausschaltung des Geldwertes überhaupt zu suchen, verdientermaßen ignoriert. — Dem wirtschaftlichen Aufschwung zu dienen waren Entwürfe von noch nicht dagewesener Großartigkeit bestimmt: Durchstich des Isthmus von Korinth, Entsumpfung und Kanalisierung der Campagna, Regulierung des Tiberstromes im Anschluß an einen zu schaffenden Kunsthafen in Ostia. Diese Entwürfe allerdings sind mit Cäsar ins Grab gesunken; wir dürfen nicht zweifeln, daß der Mann, der „abtat was er angriff", bei längerer Lebensdauer die Einlösung auch dieser staunenswerten Versprechungen nicht schuldig geblieben wäre. — Schließlich wurde die Reichswirtschaft durch Ausgestaltung des statistischen Apparates, sowie durch das Riesenwerk einer allgemeinen Reichsvermessung gefördert.

In finanzieller Hinsicht wurde der Übergang zur Goldwährung angebahnt, das Steuerwesen, bisher das Eldorado der Korruption, geregelt und die Aufhebung beziehungsweise Ablösung der verhängnisvollen Steuerpachten eingeleitet, zum großen Teil auch durchgeführt. Durch die Einhebung von Zwischenzöllen in den italischen Häfen wurden die Staatseinnahmen gehoben und dem übermäßigen Zusammenströmen der Waren nach der Hauptstadt gesteuert. — Die Mustergültigkeit von Cäsars Finanz-

gebarung erhellt am besten daraus, daß trotz der ungeheuren Kriege, die während seiner zweiten Lebenshälfte das Reich fast ununterbrochen in Atem hielten, bei seinem Tode die Staatskasse nicht weniger als 700 Millionen Sesterzen barg; er erweist sich auch hierin als Vorgänger Napoleons, der bekanntlich trotz seiner Kriegspolitik bei seinem Sturze Frankreich in finanzieller Blüte zurückließ, während die gegen ihn verbündeten europäischen Staaten nach ihrem Siege am Rande des Bankerotts standen.

Als oberster Gerichtsherr hat Cäsar mit der unglaublichen Korruption aufgeräumt, die bisher auf diesem Gebiete geherrscht hatte. Die Rechtsprechung wurde dem Parteigetriebe entrückt, vom Terror der Straße befreit, und dabei — sehr bezeichnend für Cäsar — den unteren Schichten entzogen und den beiden oberen Ständen, Senat und Ritterschaft, also der Intelligenz vorbehalten; Mißbräuchen wehrte die scharfe Kontrolle des Monarchen, der nicht verschmähte, von seinem oberrichterlichen Rechte Gebrauch zu machen und nicht nur in großen politischen Prozessen, sondern auch in Bagatellsachen und selbst in der Provinz zu Gericht zu sitzen. Im Einzelnen wurde das Rechtsleben durch ein liberales Konkursrecht und andere wohltätige Gesetze gehoben, durch Verschärfung der Bestimmungen für den Strafvollzug bei schweren Verbrechen die bisher zumal den Reichen offen gestandenen Hintertüren verschlossen. — Ganz besonders bedeutsam aber ist Cäsars Absicht, die zu einem unübersehbaren und zum Teil längst unverständlichen Wust angehäuften Gesetze und Edikte sichten und nach Ausscheidung alles Veralteten kodifizieren zu lassen; sein Tod hat die Ausführung der Idee verhindert, und erst Jahrhunderte später wurde sie, leider nicht annähernd in dem radikal praktischen Sinne Cäsars, ausgeführt, um trotzdem das Rechtsleben aller Folgezeit tiefgreifend zu beeinflussen.

Auf militärischem Gebiete schuf Cäsar durch die bleibende Zentralgewalt die Grundbedingung für das stehende Heer, obwohl dieses unter seiner kurzen Regierung vorerst nur praktisch, nicht der Form nach zur Aufstellung gelangte. Immerhin zeigte die Einrichtung stehender, fast als Kolonien organisierter Garnisonen, die Hochhaltung der Traditionen der Truppenkörper, deren Ergänzung im Rahmen der historisch gewordenen Verbände und die Verleihung von bleibenden Beinamen unverkennbare Ansätze in dieser Richtung. Durch Cäsar wurde das parteipolitisch orientierte Söldnerheer zum Staatsheer, die der unpersönlichen republikanischen Staatsgewalt vollkommen aus der Hand gekommene Armee ward als kaiserliche Einrichtung unter dem persönlichen Befehl des obersten Kriegsherrn dem Reiche zurückgegeben.

So richtete der große Baumeister das Gebäude auf, in dem sie wohnen sollte, für die er dies alles geschaffen: die hellenisch-italische Kultur. Das ganze neugefügte römische Weltreich war ihr Tempel geworden. Ihr Einzug in denselben ließ sich allerdings nicht im Verordnungswege anbefehlen; hier hat Cäsar in ganz anderer Art vorgearbeitet. Es ist das Große auch an seinen Kriegstaten, was sie sittlich hoch über das bloße Eroberertum emporhebt: daß sie ausschließlich kulturellen Zielen dienten. Auf seinen Schlachtfeldern hat er nicht Öde und Verwüstung hinterlassen. Gallien, das er als Barbarenland betreten, verließ er in mächtig aufstrebender Entwicklung; sein Verhalten gegen Massilia, Athen und Alexandria zeigt klar, wie unbedingt er selbst militärische und politische Interessen den kulturellen untergeordnet hat. — Aber auch Rom sollte als Kulturstätte hinter den anderen Städten des Reiches nicht zurückstehen. Eine gründliche Neuordnung des Unterrichts ward angebahnt, und als Krönung des Werkes sollte in der Hauptstadt eine Zentralbibliothek entstehen gleich jener, die in Alexandria während Cäsars dortiger Kämpfe durch einen unglücklichen Zufall ein Raub der Flammen geworden war. Der erste Gelehrte und Dichter Roms M. Terentius Varro wurde ungeachtet seiner politischen Gegnerschaft mit der Oberleitung betraut. Kunst und Wissenschaft erfuhren jede denkbare Förderung, und der kriegsharte Feldherr und rastlos tätige Staatsmann fand noch Zeit, auf beiden Gebieten selbst durch sein Beispiel zu wirken. Seinem Geiste entsprang auch das großartige Werk der unter Ausscheidung alles auguralen Humbugs auf streng wissenschaftlicher Basis aufgebauten Kalenderreform, die in ihren Grundlagen bis heute maßgebend geblieben ist, und welche durch eine umfassende astronomische Publikation persönlich einzubegleiten der Monarch nicht verschmäht hat.

Bei all seinen Reformen hatte Cäsar immer und überall das Reich im Auge; aber er vergaß auch nicht auf die alte Be-

herrscherin, die wohl diese Stellung eingebüßt hatte, aber mit vollen Händen erhielt, was ihr als Reichshauptstadt gebührte. Er regulierte ihr verworrenes Straßennetz, schmückte sie mit herrlichen Bauten und nahm auch eine bedeutende Erweiterung durch Verlegung des „Pomoerium" (Bauverbotsrayon an der Stadtmauer) und Verbauung des Marsfeldes in Aussicht; auch die schon erwähnten Pläne der Tiberregulierung und des Hafens von Ostia mußten natürlich vor allem Rom zugute kommen. — Im Innern aber gab er der Stadt Ruhe und Ordnung. Die Aufhebung der demagogischen Organisationen machte sie zur friedlichen Großstadt, die hundertjährige Krawallzeit war endgültig vorbei. Allerdings war auch das politische Leben tot oder fristete nur ein Scheindasein. Nur als Monarch hatte Cäsar Ordnung machen können, nur die starke Hand konnte das korrupte Parteiwesen zu Paaren treiben, nur unter persönlichem Regiment erblühte die in großartigsten Entwürfen sich betätigende Schöpferkraft. Senat und Volk durften seine Verordnungen bestätigen, zu entscheiden hatten sie nicht mehr. Sie waren nicht einmal mehr ausführende Regierungsorgane; an diese Stelle war ein regelrechtes Kabinettsministerium getreten, bestehend aus jenen wenigen Vertrauten des Monarchen, die seinem Gedankenflug halbwegs zu folgen vermochten und die nach seinen Weisungen die ganze Regierungsmaschine handhabten. — Mit der Ausschaltung der souveränen Körperschaften war auch das einst so mächtige Parteileben gedrosselt. Vordem hatte es in Rom ausschließlich Parteiherrschaft gegeben, selbst die jeweiligen Machthaber mit monarchischer Gewalt wie C. Gracchus, Marius und Cinna, Sulla und Pompeius hatten sich stets als Vertreter einer Partei gefühlt und mit ihr und für sie gegen die andere regiert; es kann nicht genug betont werden, daß Cäsar in bewußtem Gegensatz zu diesen Vorgängern grundsätzlich und unbedingt über den Parteien stand und so unter ihm zum ersten Male das Staatsinteresse als über jedem Parteiinteresse stehend zur Geltung kam. Die gewollte Ausschaltung des Parteiwesens betonte Cäsar vor allem dadurch, daß er ohne jede Rücksicht auf die Vergangenheit seine Beamten ebensogut unter seinen Anhängern wie unter den Gegnern wählte und schrittweise allen noch lebenden Widersachern die Amnestie erteilte, einzelnen förmlich aufzwang, sogar mit der teilweisen Rückvergütung der konfiszierten Vermögen wenigstens an die Witwen und Waisen der Betroffenen den Anfang machte, auch das Andenken der Heroen der Gegenpartei, des Sulla und Pompeius, selbst wiederherstellte, dadurch gleichzeitig die ekle Sitte der politischen Bilderstürmerei brandmarkend. So betonte der neue Monarch bei jedem Schritte, daß er über den Parteien stand und sie dadurch annullierte.

Cäsar ging noch weiter. Die Nobilität, der durch seine Korruption am Niedergange des Staates hauptschuldige Amtsadel, sollte durch Rückverwandlung in den alten Feudaladel des Patriziats geläutert werden, dessen Traditionen bei aller Exklusivität doch die unbedingte Hochhaltung des Staatsgedankens in sich geschlossen hatten. Zu diesem Zwecke ließ er sich das Recht übertragen, Patrizier zu ernennen, und während früher dem einflußreichen Tribunat zuliebe viele Übertritte patrizischer Streber zum Plebejerstande vorgekommen waren, ergriff jetzt mancher Senatorssohn plebejischer Abstammung mit Freuden die Gelegenheit zum Eintritt in die monarchische Feudalaristokratie. — Im selben Sinne ist auch die Schaffung von Titularchargen aufzufassen, sowie das Bestreben, den Geburtsadel mehr als bisher zum Militärdienst heranzuziehen.

Alles begriffen die Zeitgenossen Cäsars leichter als die in allen diesen Maßnahmen zur Geltung kommende *Milde gegen seine Feinde*; bis zum Schlusse blieb sie das große Rätsel seiner Persönlichkeit. Die Tatsache, daß man bis zu seinem Tode sein Vorgehen mit Mißtrauen betrachtet und einen plötzlichen Umschwung erwartet hat, zeigt am besten, daß sie der Mentalität der Zeit durchaus zuwiderlief. Und wirklich: Je gründlicher man in die Geschichte jener Epoche und des Altertums überhaupt eindringt, desto klarer wird es, daß man jene Milde Cäsars nicht einfach auf persönliche Gefühlsmomente zurückführen kann. Cäsar konnte, wo er es für angemessen hielt, auch hart, ja nach unseren Begriffen grausam sein; er hat seinen größten und edelsten Gegner dem Henker überantwortet, hat die Bewohner ganzer Städte und Gaue in die Sklaverei verkauft oder schwer an Leib und Leben gestraft; derselbe Cäsar aber hat Massilia, Athen und Alexandria trotz schwerster Feindseligkeit weitestgehende Schonung angedeihen lassen, unter ausdrücklicher Berufung auf ihre kulturelle Bedeutung. Hier liegt der Schlüssel: mag man immerhin seine Milde auch der allen wahrhaft großen Naturen angeborenen Großmut zuschreiben: der tiefste Grund lag doch in der planmäßigen Verfolgung ganz bestimmter Absichten, und

gerade sie waren es, bei denen er auf das Verständnis der Mitwelt vielleicht weniger rechnen durfte als bei irgendeinem anderen seiner hochfliegenden Gedanken.

Das Altertum kannte keine Schonung des Feindes; in seiner Vernichtung sah es ausnahmslos und selbstverständlich den Endzweck jedes Kampfes; je bedeutender der Feind, desto dringender erschien dieses Ziel. Die Folge war, daß fast kein Kampf ausgetragen wurde, ohne daß überragende Edelnaturen dabei zugrunde und damit für die Veredelung der Menschheit verloren gingen. Auf allen Gebieten, dem politischen, militärischen und sozialen, hatte der Kampf ums Dasein diese Form angenommen und diese Erfolge gezeitigt. Das Ergebnis war eine erschreckende Verödung der Menschheit an starken Persönlichkeiten, die soweit ging, daß sie den Fortbestand der antiken Kulturwelt in Frage gestellt und schließlich ihren Untergang mit herbeigeführt hat.[1]

Es scheint, daß Cäsar der erste und nahezu der einzige Staatsmann des Altertums war, der dies erkannt und beherzigt hat. Dieser Erkenntnis dürfen wir wohl in erster Linie seine vielbestaunte Milde zuschreiben, die im Grunde nichts anderes war, als das Bestreben, die besten und brauchbarsten Elemente dem Reich und der Welt zu erhalten. Die Zeitgenossen haben ihn nicht verstanden, die Denkschriften Sallusts zeigen dies am deutlichsten, und auch unter seinen Nachfolgern, den römischen Kaisern, die doch im allgemeinen bewunderungswert in seine Absichten eingedrungen waren, haben nur die allerbesten — Augustus ist n i c h t unter ihnen — diesen Gedanken aufgenommen, viel zu wenige, um das Unheil noch aufhalten zu können. Mit keinem anderen seiner Gedanken ist Cäsar so hoch über seinen Zeitgenossen und der ganzen Antike gestanden, keiner spricht in gleicher Eindringlichkeit für seine überragende einsame Größe, wie dieser eine, der zum Unheil der Menschheit auch von den Vollstreckern seines Willens nicht verstanden worden ist. —

* * *

Ungeheures hatte Cäsar in der kurzen Spanne seiner beiden letzten Lebensjahre, die dadurch zum großartigsten Schöpfungs-

[1] Dieser Gedanke ist m. W. zum ersten Male und in der vorzüglichsten Weise dargelegt von O. S e e c k, „Der Untergang der antiken Welt" I, 2. Buch, 3. Kapitel.

akt der Geschichte geworden sind, kraft der in seiner Hand vereinigten Machtfülle geschaffen, und noch immer fehlte die gesetzliche Formel für diese Macht. Seine Herrschaft war ein Ausnahmezustand wie einst die Diktatur Sullas, und allgemein erwartete man, er würde sie wie jener nach Vollendung seines Werkes niederlegen. Cäsar aber hatte Sulla darob einen Narren genannt, und bei ihm standen die Dinge obendrein anders. Sulla war als Wiederhersteller der vorübergehend gestürzten Verfassung zur Allmacht gelangt, und insofern war sein Verhalten logisch; Cäsar war als ihr erklärter Feind Monarch geworden, und es war folgerichtig, wenn er an ihre Stelle seine Monarchie setzte. „Die Republik ist ein Nichts, ein leerer Name ohne Körper und Gestalt" hatte er geäußert, und ein Phantom wiederherzustellen fiel ihm nicht ein. Auch hier hieß es also an Stelle des Zerstörten aufbauen, statt der zertrümmerten Verfassung eine neue schaffen, und das war das Schwerste; von der Machtstellung, die er innehatte, bis zu der Staatsform, die ihm vorschwebte, war noch ein weiter Weg.

Daß die Monarchie Cäsars nicht die demokratische Monarchie in Sinne des C. Gracchus sein konnte, ist klar. Diese hatte sich auf das „Volk" Roms stützen wollen; den Versuch haben Gracchus, Saturninus, Drusus und Sulpicius mit dem Leben bezahlt. Das römische Volk war längst proletarisiert, damit für jedes wahre Vaterlandsgefühl und jeden Staatsgedanken verloren, und vor allem war ihm die T r e u e fremd; auf ein solches Proletariat aber läßt sich weder eine Monarchie, noch eine demokratische Regierungsform aufbauen. Es kennt nur Klasseninteressen; was Cäsar unter „Demos" verstand, war die Gesamtheit, nicht eine Klasse oder Partei, seine Demokratie die Gleichberechtigung aller, nicht die Diktatur der unteren Schichten. In diesem Sinne war die Monarchie Cäsars viel demokratischer als die des Gracchus; durch die Gleichberechtigung der Provinzen hat er tausendmal mehr Freiheit gespendet, als er durch die Einschränkung der längst entarteten Freiheit Roms vernichtet hat; das mögen jene nicht vergessen, die immer noch dahin neigen, in ihm den „Tyrannen" zu sehen. Der Dolch des Brutus hat in Wahrheit den Befreier der Kulturwelt von der Tyrannis der römischen Republik getroffen.

Daß ein Staatsmann, der unter Demokratie die Gleichberechtigung Aller versteht, sich die Sympathien des klassenbewußten

Proletariats verscherzt und niemals auf dessen Gefolgschaft rechnen kann, ist selbstverständlich; und so war es folgerichtig, wenn Cäsar die „Souveränität" dieses sogenannten Volkes tunlichst auszuschalten bemüht war. Dies geschah schon dadurch, daß ein sehr bedeutender Teil durch die Kolonisation über das ganze Reich bis an dessen äußerste Grenzen zersplittert wurde und damit der gesetzlichen Abstimmungsmaschine verloren ging; die von den zurückgebliebenen Bruchteilen weiter in Rom vorgenommenen Abstimmungen sanken damit zu bloßen Formalitäten herab. — Wie das Volk durch Zersplitterung, so ward das andere Element der republikanischen Souveränität, der Senat, durch Herabdrücken seines Niveaus und Majorisierung der unabhängig denkenden Elemente ausgeschaltet. Hier saß der eigentliche Todfeind; nur die Oligarchie ist der wahre Widerpart der Monarchie, zumal der demokratischen, nur durch sie ist in Wahrheit jede solche gestürzt worden; wo dies scheinbar durch breite Massen geschah, waren diese nur das unbewußte Werkzeug oligarchischer Drahtzieher, die früher oder später die Früchte geerntet haben. —

War also Cäsars Monarchie durchaus demokratisch im Sinne allgemeiner und hier ganz besonders nationaler Gleichberechtigung, so ergibt sich unter Berücksichtigung der für die Antike geltenden Verhältnisse, daß sie zugleich nur absolut sein konnte; denn eine konstitutionelle Vertretung des ganzen Reiches war noch viel weniger denkbar als es kurz vorher die des reinen Römertums gewesen war. Es blieb nichts übrig, als die Übertragung der alten „Tyrannis" der griechischen Stadtstaaten auf die gigantischen Verhältnisse des Weltreiches: der Monarch als absoluter Vertrauensmann des Gesamtvolkes mit der vornehmsten Aufgabe, es gegen jede oligarchische Bestrebung zu schützen. — Das Prinzipat, wie es vor Cäsar Pompeius begründet und nach ihm Augustus wieder aufgenommen hat, konnte konstitutionell sein; denn der Prinzeps war nicht Vertrauensmann des Volkes, am wenigsten des Reiches, sondern der aristokratischen Oligarchie, die im römischen Senat ihre vollwertige Vertretung anerkannte; hier war also eine Teilung der Regierungsgewalt denkbar und beabsichtigt. Daß sie trotzdem praktisch nie zustande kam, vielmehr das Kaisertum sehr rasch wieder zur Vertrauensvertretung des Gesamtreiches geworden ist, zeigt am besten, wer in dieser Sache richtiger geurteilt.

Die gesetzliche Grundlage der Macht Cäsars beruhte neben der wiederholt, zuletzt auf Lebenszeit übertragenen Diktatur auf dem mit neuem Inhalt erfüllten Titel „Imperator". Er umfaßte den Begriff des Obersten Kriegs-, Gerichts- und Finanzherren; dazu kam die Zuerkennung der Gesetzeskraft für alle seine Verordnungen, sowie das Recht über Krieg und Frieden. Also tatsächlich die volle absolute Herrschergewalt. Nur eines fehlte noch: die Legitimität. Alle die erteilten Gewalten waren an die Person Cäsars gebunden und damit als Ausnahmszustand gekennzeichnet; mit seinem Tode mußten sie automatisch erlöschen. Cäsar aber sah in der Monarchie nicht nur das Mittel für sich, seine Reformen durchführen zu können, sondern die einzig mögliche Regierungsform für das von ihm geschaffene Weltreich, das als Nationalitätenstaat des gemeinsamen Bandes der Dynastie ebenso bedurfte wie etwa das alte Österreich-Ungarn; die erreichte persönliche Stellung, mochte sie noch so allmächtig sein, konnte ihm ebenso wenig genügen wie dem ersten Napoleon das lebenslängliche Konsulat; er mußte sie zur legitimen Einrichtung erheben. Für dieses Ziel hat Cäsar gekämpft, und in diesem Kampfe ist er gefallen; seit Cicero im Dithyrambus der Marcellusrede Atem in Atem mit der begeisterten Verherrlichung seiner Herrscherkraft zugleich das Ideal des alten Stadtstaates wieder aufrollte, mußte Cäsar allerdings wissen, daß eine gütliche Verständigung ausgeschlossen war. Legitimität bedeutet aber mehr als einfache verfassungsmäßige Festlegung; sie bedeutet Verankerung im Bewußtsein der Nation. Legitim in diesem Sinne konnte in Rom wie in der ganzen antiken Welt einzig das Königtum sein. So blieb Cäsar nichts übrig als seinen in mehr als einer Beziehung ganz neue Welten umfassenden Herrscherbegriff in den alten Namen zu pressen, der gerade in Rom mit dem schwersten, unversöhnlichsten Fluche belastet war. Wie jede, so hatte es auch die römische Republik und diese ganz besonders sich angelegen sein lassen, die Monarchie bei den breiten Schichten gründlich zu diskreditieren, und längst hatten jene vergessen, daß gerade das Königtum es gewesen war, welches sie einst gegen die Willkür der Adelsklasse geschützt und dafür mit dem Untergang gebüßt hatte. Auch Cäsars Monarchie trug denselben Beruf in sich, den Schutz der Allgemeinheit gegen eine herrschende Klasse, freilich nicht mehr auf nationaler, sondern auf internationaler Grundlage; es war das „unnationale

Imperium" Chamberlains, das Cäsar anstrebte, und seine Tragik war, daß er auch für dieses trotz aller Verschiedenheit des Wesens kein anderes Gefäß finden konnte und durfte als das Königtum. Darüber ist Cäsar gefallen; die Geschichte aber hat ihm die Genugtuung gewährt, seine gewaltigste Schöpfung, für die er selbst keinen neuen Namen hatte finden können, mit seinem eigenen zu bezeichnen. —

Mit dem Ersatz des Absolutismus durch eine Scheinkonstitution und mit dem Verzicht auf Legitimität hat später Augustus die Neugründung und dauernde Festigung seiner Monarchie erkauft und sie zugleich im Gegensatz zur Monarchie Cäsars gestellt; diese war absolut, aber legitim gedacht, jene konstitutionell, aber illegitim ausgeführt; auch die Internationalisierung des Reichsbegriffes war zum guten Teil aufgegeben worden. Die neue Geschichtsschreibung hat vielfach in diesen Konzessionen weises Maßhalten erblickt und in der Tatsache, daß auch die augusteische Monarchie schließlich in vieler Hinsicht zu den cäsarianischen Zielen geführt hat, eine wohltätige natürliche Entwicklung im Gegensatz zu ihrer widernatürlich-brutalen Vorwegnahme durch Cäsar. Diese Auffassung irrt in der gänzlich verfehlten Gleichsetzung der spätrömischen absoluten Militärmonarchie mit der von Cäsar gewollten Staatsform. Vor allem ist eine Monarchie mit starker und schlagfertiger Heeresmacht darum noch lange keine Militärmonarchie; nicht durch das vorbildlich gefügte stehende Heer, sondern erst durch die Prätorianer ist Rom zur Militärmonarchie geworden, Cäsar aber hat erst kurz vor seinem Tode durch Auflösung seiner militärischen Leibwache und andere Maßregeln unzweideutig dargetan, daß ihm nichts ferner lag als eine solche Stütze seiner Macht schaffen zu wollen. Der wieder zur Geltung gebrachte römische Nationalismus hatte keine andere Bedeutung als die eines Versuches, die ganze Neuschöpfung statt auf gesunde und entwicklungsfähige, auf marastisch degenerierende Elemente aufzubauen; soweit er überhaupt praktisch zur Geltung gelangt ist, hat er darum auch die Entwicklung des Reiches eher gehemmt als gefördert. Der Mangel der Legitimität endlich ist vollends zum Fluche des römischen Kaisertums geworden, indem er nach jedem Ableben eines Kaisers einen Zustand der Unsicherheit schuf, der destruktiven Elementen freie Bahn gab und allen jenen Thronstreitigkeiten Tür und Tor öffnete, die das Reich immer und immer wieder in Blut badeten

und in erster Linie die Schuld trugen, daß Cäsars große Idee von der Schonung und Auslese der Besten nach wie vor ins Gegenteil verkehrt blieb; und überaus lehrreich ist die verhängnisvolle Rolle, die die mangelnde Legitimität der Erbfolge auch über den Untergang des römischen Kaisertums hinaus in dem ihm nachgebildeten deutschen Kaisertum gespielt hat. — Bleibt einzig noch die Konstitutionalität, aber gerade sie ist von Anfang an nur Farce gewesen und schließlich ganz verloren gegangen, während es im Gegenteil sehr glaublich scheint, daß sie in der cäsarianischen Monarchie auf den durchaus demokratischen, die kulturelle Entwicklung der breiten Schichten fördernden Grundlagen mit Naturnotwendigkeit erblüht wäre.

Konnte und mußte also die patriarchalische Bauernherrschaft des altrömischen Königtums den *Namen* für die Weltmonarchie Cäsars hergeben: die *Form* genügte ihm natürlich bei weitem nicht. Hier griff er ganz naturgemäß auf die Weltmonarchie Alexanders, die einzige der seinen geistig verwandte Schöpfung, in manchen wohl auch auf deren Taschenausgaben, die Diadochenkönigreiche, zurück. Aber auch dem *Wesen* seiner Schöpfung lag diese Staatsform besonders nahe; hier war wirklich etwas von dem „freien Volke unter einem freien König" verkörpert, wie es einer der genialsten Männer der Neuzeit gefordert hat, um dafür als Utopist verlacht zu werden. Allerdings, *die Lösung*, die damals möglich war, ist es heute nicht mehr. Sie bestand darin, dem Herrscher nicht als Menschen zu gehorchen, sondern ihn als Gott zu verehren; der unendlich dehnbare vorchristliche Gottesbegriff machte das durchaus leicht. Hier lag auch der wesentliche Unterschied zwischen dem orientalischen Königtum und dieser Gottesmonarchie, die von jenem nur die Göttlichkeit des Herrschers, nicht das Untertanentum der Beherrschten übernommen hatte. Auf dieser Basis konnte auch das freie Römertum sich vielleicht schließlich mit der Monarchie versöhnen. — So hatte sich Cäsar schon im Jahre 48 in Asien als Gottkönig feiern und, nach Rom zurückgekehrt, eine lange Reihe göttlicher Ehren auf sein Haupt häufen lassen; es schien ein gutes Zeichen, daß die Römer, die bis zuletzt vom Königstitel nichts wissen wollten, gegen die göttlichen Ehren keinen ernstlichen Einspruch erhoben. Nun aber kam das heikelste, jedoch wichtigste Problem daran: *die Erblichkeit* der Stellung. Hier erwiesen sich die Römer schon viel zurückhaltender: sie begannen

den König zu wittern. Der passive Widerstand wurde ihnen erleichtert durch die betrübliche Tatsache, daß der kinderlose Diktator einen gesetzlichen Erben vorläufig gar nicht besaß. So konnte Cäsar über die Zuerkennung einiger belangloser Ehren und, als einziger wirklicher Machtbefugnis, des Oberpontifikats an seinen allfälligen Nachfolger — von einer dauernden Erblichkeit war gar nicht die Rede — vorderhand nicht hinauskommen. Gewaltsam konnte er da nicht vorgehen; denn je ernster es ihm um die Legitimität zu tun war, um so strenger mußte er berücksichtigen, daß dieselbe auch nur auf legitimem Wege zu erreichen, nicht durch Ausübung einer Ausnahmsgewalt zu erzwingen war.

Es handelte sich also darum, den Erben leibhaftig beizustellen. Cäsars Gattin Calpurnia war unfruchtbar; daß die Schuld nicht am Gatten lag, hatte er, wie jedermann in Rom wußte, des öfteren in Gallien und zuletzt mit Cleopatra bewiesen. Hier knüpfte er denn auch an. Cleopatra war als Königin des einzigen noch bestehenden Diadochenstaates gewissermaßen die letzte Erbin Alexanders, und sie hatte ihm einen Sohn geboren; durch nachträgliche Legitimierung im Wege gesetzlicher Ehe konnte er hier nicht nur alles erreichen was er brauchte, sondern auch die Vermählung römischer Überlieferung mit jener Alexanders vor aller Welt vollziehen. Er ließ also Cleopatra samt Sohn nach Rom kommen; aber seine schuldlose Gemahlin der Ausländerin zu opfern widerstrebte ihm, und hätte auch die Sache in den Augen der Römer ganz und gar unmöglich gemacht. Darum sollte, gleichfalls nach dem Vorbilde der Diadochendynastien, ihm das Recht zuerkannt werden, zum Zwecke der Zeugung eines Nachfolgers mehrere Frauen besitzen zu dürfen; das betreffende Gesetz sollte aus naheliegenden Gründen nicht in seiner Gegenwart, sondern während seiner Abwesenheit im geplanten Partherkrieg beschlossen werden. Um ganz sicher zu gehen, adoptierte er in seinem Testament für den Fall eines kinderlosen Todes seinen Großneffen C. Octavius, dessen hervorragende Begabung seinem Scharfblick nicht verborgen geblieben war, und versäumte auch nicht, trotzdem die Adoption nicht öffentlich vollzogen war, ihn ostentativ als Kronprinzen zu behandeln; seine ganze Ausbildung wurde auf diese Richtung eingestellt, und im Partherkrieg sollte er trotz seiner 18 Jahre und ohne bisher praktischen Kriegsdienst geleistet zu haben, als magister equitum fungieren, also als höchster General nach dem Monarchen.

Gleichzeitig mit der Festlegung der Erblichkeit sollte auch die Entscheidung über den Namen fallen. Die Agitation für das Königtum war in Rom einer zähen, hauptsächlich von Cicero mit allen Mitteln seines Einflusses und seiner Verbindungen genährten Gegenagitation begegnet und konnte vorläufig als mißlungen gelten. Da entschloß sich Cäsar, Rom und Italien auch hier kurzweg auszuschalten. Ein willfähriger Satz der sibyllinischen Bücher bot den Vorwand, seine Ausrufung zum König außerhalb Italiens zu beantragen. Im Osten, wo die großen Traditionen Alexanders und der Diadochen noch lebendig waren und durch den Haß gegen das republikanische Rom neue Nahrung gefunden hatten, war begeisterte Anerkennung gewiß, ebenso in Gallien, das ohnehin in Cäsar seinen Fürsten sah und dessen breite Schichten seit Jahren die Freiheit vom Königtum zu erwarten gewohnt waren. So war vorauszusehen, daß Rom schließlich mit seinem Widerstand in eine Isolierung geriet, die eine böse Zwangslage nach sich ziehen konnte. Überhaupt wurde durch die Anknüpfung an Alexander, die den ganzen orientalischen Kulturkreis in die neue Weltmonarchie einbezog und damit den Schwerpunkt des Reiches gegen Osten verschob, die Bedeutung Roms selbst als Hauptstadt in Frage gestellt, und die Gerüchte, Cäsar plane die Verlegung der Residenz nach Ilion oder Alexandria, waren vielleicht nicht nur zu dem Zwecke lanciert worden, um einen Druck auf Rom in der Königsfrage auszuüben; hat doch die Entwicklung des Reiches schließlich wirklich zu einer ähnlichen Lösung geführt.

Mit solchen Plänen trat Cäsar an seinen letzten großen Entwurf heran, der sein Lebenswerk in doppelter Hinsicht zu krönen bestimmt war. Der Partherkrieg sollte die Idee Alexanders vollenden, den orientalischen Kulturkreis mit dem abendländischen vereinigen und das Weltkulturreich zur Tatsache machen; er sollte aber auch die Handhabe bieten, die monarchische Stellung Cäsars legitim festzulegen. Drei Jahre waren für seine Durchführung in Aussicht genommen. — Die alten Schriftsteller haben diesen letzten Kriegsplan Cäsars, ohne seine welthistorische Bedeutung auch nur zu ahnen, mit dem Glanze grenzenloser Großartigkeit umgeben; er wollte, so heißt es, erst die Geten und Daker, dann die Parther niederwerfen, schließlich über den Kaukasus und um das Schwarze Meer herum nach Skythien

einrücken und, alles vor sich niederwerfend, über Germanien und Gallien zurückkehren, um auf diese Art das römische Reich überall bis an den Ozean zu erweitern. Es ist begreiflich, daß den Zeitgenossen unter dem Eindrucke der früheren Taten Cäsars der fabelhafteste Kriegsentwurf selbstverständlich schien; aber wenn jene die selbstgesteckten Grenzen übersahen, so ist die neue Geschichtsschreibung in dem Bestreben, auf die Wirklichkeit zurückzukommen, vielfach zu weit gegangen. Sie hat vergessen, daß Cäsar es unter allen Umständen vermeiden mußte, Berge kreisen und dann eine Maus gebären zu lassen; was er, zumal jetzt, wo er über die Kräfte des ganzen Reiches verfügte, unternahm, mußte der Vorstellung entsprechen, die von ihm als Feldherrn und Staatsmann sich zu machen er seine Mitbürger gewöhnt hatte. An eine bloße Grenzregulierung an der Donau und am Euphrat war daher ebensowenig zu denken wie an die Unterwerfung der außerhalb jeder Kultursphäre liegenden Skythen und Germanen. — In Wahrheit handelte es sich vor allem um den Partherkrieg, der der Öffentlichkeit als Rache für Carrhae plausibel gemacht wurde und unter diesem Titel der größten Volkstümlichkeit gewiß war. So tief war auch das damalige Rom noch nicht gesunken, daß man von Rache für angetane Schmach nicht einmal hätte sprechen dürfen; ein „Niewieder-Krieg!"-Geschrei hat man dort auch im tiefsten Verfalle nicht gehört. — Daß es Cäsar um mehr zu tun war, haben wir gesehen. Je mehr man in sein Denken und Schaffen zumal der letzten Jahre eindringt, um so mehr kommt man zur Erkenntnis, daß ihm nichts ersehnter gewesen wäre denn als Friedensfürst zu regieren; aber die große Auseinandersetzung mit dem Osten war nicht zu umgehen, sie bedeutete den grandiosen Schlußstein im Fundament seines Lebenswerkes, und nicht abzusehen sind die Folgen, die aus der Verwirklichung dieser Idee, an der die beiden einzigen dazu befähigten Männer der Geschichte durch einen unerwartet frühen Tod verhindert worden sind, für die gesamte Menschheit erwachsen wären.

Bevor es aber zur Ausführung dieses Planes kam, sah der Imperator sich gezwungen, sein Schwert auf einem anderen Kriegsschauplatze nochmals gegen seine alten Gegner zu ziehen.

Spanien war ein Land, in dem sich pompeianische und cäsarianische Sympathien in eigentümlicher Weise kreuzten. Pompeius

hatte ihm nach schweren Kämpfen Frieden und Ruhe gegeben; aber auch Cäsar hatte dort ruhmvoll und segensreich gewirkt, und er galt als politischer Erbe des Sertorius, dessen Andenken der Glanz nationalen Heldentums umgab. So hatte Spanien im Kampfe der Machthaber beständig zwischen beiden hin und her geschwankt. Es hatte sich mit voller Hingebung Pompeius zur Verfügung gestellt, ihm seine beste Armee geliefert; allein die ersten Erfolge Cäsars genügten, um das ganze Land in sein Lager zu treiben. Als jedoch nach Cäsars Abgang sein Statthalter C. Cassius durch Habgier sich verhaßt machte, schwenkten die Sympathien wieder zu Pompeius hinüber. Es kam zu einem Militäraufstand, der mühevoll unterdrückt wurde. Cassius' Nachfolger Trebonius hielt das Land eine Zeitlang in Gehorsam; da landete, während Cäsar in Afrika kämpfte, des großen Pompeius ältester Sohn Gnaeus auf den Pityusen und rief von da die Provinz zu den Fahnen seines toten Vaters. Er war ein harter, wilder Charakter, voll glühender Leidenschaftlichkeit, wie geschaffen für ein Werk der Rache. Im Sturme flogen ihm die Sympathien der Spanier zu, die einheimischen Legionen schlossen sich an, fluchtartig mußte Trebonius das Land verlassen. So entbrannte, während die Republik endgültig zusammenbrach, zwei Jahre nach dem Tode des Pompeius in Spanien die pompeianische Revolution gegen Cäsar.

Dieser maß der Bewegung anfangs keine große Bedeutung bei und wollte sie durch seine Legaten unterdrücken lassen. Allein die gegnerische Macht, der sich auch die letzten überlebenden Kämpfer aus Afrika, Sextus Pompeius, Attius Varus und Labienus, angeschlossen hatten, wuchs derart an, daß die Cäsarianer trotz eines Seesieges bei Carteia zu Lande bald völlig in die Defensive gedrängt waren. Da ging Cäsar selbst zur Armee.

Seine erste Tat war der Entsatz der von Pompeius belagerten Stadt Ulia; die Spanier sollten sehen, daß er Treue zu schützen wisse. Nach einem vergeblichen Anschlag auf Corduba wandte er sich gegen die pompeianisch gesinnte Bergstadt Attegua, die nach verzweifelter mehrmonatlicher Gegenwehr fiel. Pompeius mußte nach Südwesten zurückweichen; schon begannen die Spanier von ihm abzufallen; er versuchte, gestützt auf die festen Städte Ursao und Munda zum Stehen zu kommen und das Vertrauen seiner Anhänger aufzurichten, indem er in unangreifbar scheinenden Stellungen die Schlacht anbot, in der Erwartung,

der Feind werde nicht wagen sie anzunehmen; Cäsar aber machte ernst, griff ihn gegen alles Erwarten bei M u n d a an (17. März 45) und errang nach sehr schwerem und wechselvollem Kampfe den Sieg. Unter den Gefallenen befand sich auch Labienus; Cäsar ließ seinen alten Waffengefährten und späteren grimmigsten Gegner mit militärischen Ehren bestatten.

Während nun rasch die spanischen Städte in Cäsars Hand fielen, entfloh Cn. Pompeius, in der Schlacht zweimal verwundet und auf der Flucht noch mehrfach verletzt, nach dem Süden, fand aber schließlich, von allen verlassen, nach tapferer Gegenwehr den Tod. Sein Bruder Sextus entkam.

In dreimonatlichem Aufenthalt ordnete Cäsar die Provinz und kehrte dann nach Rom zurück, wo er seinen fünften Triumph hielt. Diesmal gaben nicht mehr fremde Länder und Fürsten den Titel für die über Römer erfochtenen Siege ab; Rom sollte sich gewöhnen, die Feinde des Monarchen ohne Unterschied als Reichsfeinde zu betrachten.

Während der Heimreise aus Spanien war auch endlich die Versöhnung mit M. Antonius erfolgt. Schon als Cäsar aus Afrika zurückkehrte, hatte er einen neuerlichen Versuch gemacht, jenen zur Zahlung der rückständigen Gelder zu veranlassen. Antonius hatte daraufhin eine Auktion veranstaltet, jedoch nur wertlosen Hausrat ausgeboten, so daß nichts einkam, und Cäsar war auf die Komödie nicht eingegangen. Als Antonius auch von der Teilnahme am spanischen Kriege wieder ausgeschaltet wurde, hielt es der brave Haudegen nicht mehr aus; er reiste Cäsar nach. In Narbo jedoch kam der alte Trotz über ihn; er kehrte um und kam nach Rom zurück. Dann tat es ihm doch wieder leid, und er überlegte sich die Sache noch einmal. Wieder kam er bis Narbo, traf aber daselbst bereits den rückkehrenden Imperator. Hier kam es zur Aussprache und Versöhnung. Antonius hatte durch die erlittene Zurücksetzung genug gebüßt; Cäsar nahm ihn in Gnaden auf, und von dem Gelde war nicht mehr die Rede. Die Treue des trotz seiner Fehler kreuzbraven, dabei hochbegabten und verwendbaren Mannes wog die paar Millionen auf.

Nach Cäsars Rückkehr in die Hauptstadt prasselten neue Ehren auf ihn nieder, neben den angestrebten göttlichen Attributen auch eine Reihe lächerlichster Äußerlichkeiten, unter denen ihm der

silberne Lorbeerkranz, mit dem er seine bitter empfundene Glatze verdecken konnte, zweifellos die wertvollste war. Die Kriecherei vergalt er mit der verdienten Verachtung. Den Senat, der ihm in feierlichem Aufzuge die Ehrenbeschlüsse überbrachte, fertigte er sitzend ab; die Väter ärgerten sich, aber sie krochen weiter und schwuren feierlich, mit dem eigenen Leben für das des Diktators einzustehen. Cäsar mochte schmerzlich erkennen, daß die Machtfülle, die er von Jugend auf erstrebt und endlich erreicht, auch ihre dunkle Seite hatte. Er wandelte tatsächlich wie ein Gott unter den Menschen; mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl vertrauter Freunde brachte es keiner mehr fertig, zu ihm in ein rein persönliches Verhältnis zu treten. Wider seinen Willen hatte sich um seine Person ein Hofstaat gebildet, der seine Fühlung mit den führenden Männern wie mit der Masse immer mehr erschwerte. Wenn das alte Sprichwort recht hat, der Bauer sehe seinesgleichen täglich, der König selten, Gott nie, — so war Cäsar in seiner Vereinsamung wirklich ein Gott auf Erden, mit allen glanzvollen und allen für den Sterblichen grauenvollen Attributen der Gottheit. —

Zum Charakter seiner Stellung gehörte auch der gänzliche Mangel einer gesunden Opposition. Da seine Gegner von jeder politischen Betätigung ausgeschlossen waren, so beschränkte sich ihre Opposition auf das persönliche Gebiet und vorläufig wenigstens auf die Literatur; das Ergebnis war eine umfangreiche polemische Publizistik, in deren Mittelpunkt der grimmigste Feind Cäsars und letzte Republikaner C a t o stand. Sie auch noch mundtot zu machen lag nicht in Cäsars Art; so konnte es Cicero wagen, sich zum Wortführer der literarischen Catopartei aufzuschwingen, und Cäsar nahm selbst die Polemik auf. Trotzdem lebte Cicero aber noch immer in der Angst, der Diktator werde plötzlich die Maske abwerfen und mit einem Schreckensregiment hervortreten; und es scheint, daß M. Antonius, der den ängstlichen und ihm herzlich unsympathischen Vater des Vaterlandes durchschaute, sich den Spaß gemacht hat, ihn durch geheimnisvolle Anspielungen und noch geheimnisvolleres Schweigen in seinen bösen Ahnungen zu bestärken. Cicero bedachte ihn dafür mit einem Hasse, der jenem nichts nachgab, den er ehedem gegen Clodius gehegt.

Indessen hatte aber die persönliche Gegnerschaft bereits bedenklich auch in das cäsarianische Lager übergegriffen. Weniger

kommt hier das Volk Roms in Betracht. Allerdings gehörte es nicht zu jener Art von Volk, auf dessen Treue sich ein Monarch verlassen kann; auch hatte die Gottähnlichkeit und die gelockerte persönliche Fühlung den alten Volksführer seiner ehemaligen Gefolgschaft wesentlich entfremdet, die es ihm auch schwer verzeihen mochte, sie durch die zu reinen Förmlichkeiten herabgedrückten Wahlen um ihre Haupteinnahmsquelle, die Wahlbestechungsgelder, gebracht zu haben. Indes der äußere Glanz der Monarchie blendete vorläufig den Pöbel und schmeichelte ihm zugleich; von dieser Seite war, solange es sich unter dem neuen Herrn gut leben ließ, nicht offene Feindschaft zu erwarten. — Anders sah es unter den führenden Persönlichkeiten der cäsarianischen Partei, den Generalen und Vertrauten Cäsars, aus. Auch ihnen war der Gott entfremdet, und ein großer Teil fühlte sich bitter enttäuscht. Schon das Ausbleiben der erhofften Proskriptionen war hier mit verhaltenem Mißvergnügen aufgenommen worden; als Cäsar gar anfing, seine ehemaligen Gegner jenen gleichzustellen, die in den Tagen der Gefahr Seite an Seite mit ihm gestanden, da begann man über die eigenen kleinen Verdienste um den Imperator das große Verdienst, das dieser sich um alle erworben, zu vergessen. Man darf auch nicht übersehen, daß „Cäsarianer" durchaus nicht gleichbedeutend war mit „Monarchist"; politische Gegner vernichten und mit ihren Gütern seine Anhänger bereichern, das hatte auch Sulla, der Wiederhersteller der Republik getroffen, und mehr wollte man auch von Cäsar nicht; jetzt, wo er enttäuscht hatte, bot die plötzlich entdeckte republikanische Loyalität den willkommenen Vorwand zur Beruhigung des Gewissens. Schon in die kurze Frist, die Cäsar nach der Rückkehr aus dem Orient in der Hauptstadt geweilt hatte, fallen die Anfänge des geheimen Abfalls; als sich nach Thapsus die Richtung der neuen Monarchie endgültig aussprach, ward der Abfall zur Verschwörung. Ebenso sicher ist, daß sie von den Cäsarianern und nicht von den Republikanern ausging; allem Anscheine nach war C. Trebonius der eigentliche Urheber, und D. Brutus, Cäsars bewährter Admiral und vertrautester Freund, dessen eifrigster Helfer. Ihnen schlossen sich noch mehrere untergeordnete Cäsarianer an, wie Minucius Basilus, Tillius Cimber, die beiden Casca und andere.

Naturgemäß suchten diese Unzufriedenen Anschluß an die Überlebenden der alten Gegenpartei. In erster Linie wäre hier

Cicero in Betracht gekommen, und tatsächlich hat er, immer noch als der erste Politiker Roms anerkannt, der anticäsarianischen Bewegung in mündlicher und schriftlicher Propaganda sehr wesentlich die Wege geebnet; aber andererseits eignete sich der Mann, der alles eher konnte denn schweigen, wenig zur aktiven Teilnahme an einer geheimen Verschwörung und wurde deshalb aus dem Spiel gelassen. Dagegen war es vor allem C. Cassius Longinus, der das Banner der Verschwörung leidenschaftlich ergriff. Cassius hatte als Quästor des Crassus nach Carrhae die Trümmer des Heeres nach Syrien gerettet und zwei Jahre später den Einfall der Parther, vor dem Rom zitterte, erfolgreich zurückgeschlagen. Glühender militärischer Ehrgeiz beseelte ihn. Er suchte ihn zuerst im Lager des Pompeius zu befriedigen, ging aber nach Pharsalus zu Cäsar über. Der Sieger hätte diesen ehrgeizigen und fähigen Offizier vielleicht dauernd an sich fesseln können, wenn er ihm durch ein selbständiges und dankbares Kommando Gelegenheit zur Befriedigung dieses Ehrgeizes geboten hätte; indes er mißtraute dem ihm unsympathischen, verschlossenen Menschen und ließ ihn nicht nach Wunsch aufkommen. Noch zu Zeiten der spanischen Revolution war Cassius ehrlich dem Diktator ergeben; dann aber hat er sich rückhaltlos der Verschwörung angeschlossen. Ihm folgten mehrere ehemalige Pompeianer, wie P. Ligarius, den Cäsar kurz vorher begnadigt hatte, und endlich M. Junius Brutus.

Brutus galt als natürlicher Sohn Cäsars, der nachweislich vor Jahren mit seiner Mutter Servilia ein Verhältnis gehabt hatte und seine ehemalige Geliebte wie deren Söhne auch jetzt noch mit Beweisen aufrichtiger Zuneigung bedachte. Er war ein schwärmerischer, weltfremder, überstudierter junger Mann, ohne eigene Überzeugung und fremden Einflüssen in hohem Grade zugänglich. Er glaubte es seinem Namen schuldig zu sein, als überzeugter Republikaner zu gelten; was auch ihn nicht hinderte, nach Pharsalus seinen Frieden mit Cäsar zu machen und willig alle Bevorzugungen anzunehmen, die dieser ihm zugedacht.

Brutus war von den Verschworenen gewissermaßen zum Renommier-Republikaner des Unternehmens ausersehen; sein Name sollte diesem den Anstrich einer idealen Freiheitstat verleihen und die egoistischen Motive, die ihm in Wahrheit zugrundelagen, verdecken; durch ihn erhielt es eine „eigentümliche Farbe, so etwa wie das Leben der Banditen in Italien durch die An-

rufung der Heiligen und den Rosenkranz“[1]). Da man ihn zunächst nicht so weit traute, um ihn unvermittelt einzuweihen, so wurde dem Träumer durch eine beinahe gespensterhafte Komödie die Berufung zum Tyrannenmörder förmlich suggeriert, so daß er sich schließlich mit heiliger Begeisterung den Verschwörern in die Arme warf. Selbstverständlich mußte man ihm schon seines Namens halber eine Art formeller Führung überlassen, nicht ganz zum Vorteile der Sache. — So vereinigte die Verschwörung mit einziger Ausnahme Ciceros so ziemlich alle Elemente in sich, die mit Cäsars Herrschaft persönlich nicht zufrieden waren. Im ganzen wird die Zahl der Teilnehmer auf 60 bis 80, durchwegs Senatoren, angegeben.

Bei dieser großen Zahl von Mitwissern war es immerhin unvermeidlich, daß einzelnes über den Bund und seine Absichten in die Öffentlichkeit durchsickerte. Doch Cäsars Isolierung sowie seine Menschenverachtung waren bereits so hoch gestiegen, daß das Unternehmen dadurch nicht in Frage gestellt ward. Der Imperator antwortete auf wohlgemeinte Warnungen mit der Entlassung seiner spanischen Leibgarde und mit der Versicherung ohnehin lange genug gelebt zu haben, schließlich mit äußerster Schroffheit gegenüber jeder Angeberei. Trotzdem lebten die Verschworenen in steigender Angst und Unruhe, und nicht viel hätte gefehlt, daß die Verschwörung sich auflöste, wenn nicht ein entscheidendes Ereignis zur Eile gemahnt hätte. Cäsar erklärte seine Absicht, am 18. März zum Heere abzugehen, das er in mehreren Gruppen in Mazedonien und Syrien für den Partherkrieg bereitgestellt hatte; am 15. März sollte die letzte Senatssitzung in der Kurie des Pompeius stattfinden. War Cäsar einmal unter seinen Legionen, dann war es mit der Verschwörung auf Jahre hinaus vorbei. So wurde denn die letzte Sitzung zur Ausführung der Tat bestimmt.

Da die ganze Bande redliche Angst vor den Athletenfäusten des zweiten Konsuls M. Antonius hatte, so wurde ausgemacht, daß dessen alter Kriegskamerad Trebonius ihn außerhalb der Kurie im Gespräch festhalten sollte, bis die Tat drinnen vollbracht war. Da schien im letzten Augenblick der ganze Plan scheitern zu wollen: zu höchster Bestürzung der bereits in der Kurie versammelten Verschwörer ließ Cäsar plötzlich die Sitzung

[1]) Drumann-Groebe, III² S. 650.

wegen Unpäßlichkeit absagen. Die Übeltäter glaubten sich verraten und zitterten. Endlich entschloß sich D. Brutus, zu Cäsar zu gehen, um nach dem wahren Grund zu forschen und, wenn möglich, ihn doch noch in die Kurie zu bringen. Er erfuhr, daß Cäsars Gattin Calpurnia, angeblich wegen böser Träume, den tatsächlich unpäßlichen Diktator zur Absage bewogen hatte; zweifellos hatten die Warner, denen jeder andere Weg verschlossen war, diesen eingeschlagen. D. Brutus gelang es leicht, ihn umzustimmen; sein goldener Sessel, der auf die Absage hin bereits aus der Kurie entfernt worden war, wurde eiligst zurückgebracht, und Cäsar erschien. Noch durchlebten die Verschworenen bange Augenblicke; harmlose Äußerungen Unbeteiligter erschienen ihnen als Zeichen erfolgten Verrates, das Zögern des Diktators, der sich vor dem Tore des Sitzungssaales mit mehreren Personen in längere Gespräche einließ, stellte sie auf glühende Kohlen.

Endlich saß er. Ein Bittgesuch des Tillius Cimber um Begnadigung seines verbannten Bruders gab den Vorwand, sich wie zur Fürbitte um den Imperator zu drängen; als dieser sich erhob, um die Zudringlichen abzuwehren, riß ihm Cimber die Toga von der Schulter. Es war das verabredete Zeichen. P. Casca führte von rückwärts den ersten Stoß, verletzte aber in der Aufregung sein Opfer nur leicht. Jetzt wußte Cäsar, woran er war. Mit der einzigen Waffe, die er zur Hand hatte, seinem Schreibgriffel, durchbohrte er den Arm des Mörders; nun aber hagelte es Stoß auf Stoß, während die unbeteiligten Senatoren in jähem Schrecken zur Kurie hinausstürzten. Da sah Cäsar, daß er verloren war. Er verhüllte das Haupt und sank, von dreiundzwanzig Dolchstichen durchbohrt, vor der Statue des Pompeius zusammen.

Die Nemesis von Alexandria hatte ihr letztes Opfer gefordert.—

VIII. Divus Iulius.

Es war, als ob der Dolch der Verschworenen nicht Cäsar, sondern Rom ins Herz getroffen hätte. Wie unter eisigem Todesschauer erzitterte die Stadt. Von lähmendem Schrecken erfaßt, stürzte das Volk in die Häuser, schloß Türen und Gewölbe, als erwarte es etwas ungeahnt, unaussprechlich Schreckliches. Der Blutkreislauf der Weltstadt stockte. Es entsprach nur der Stim-

mung des Augenblicks, wenn selbst das Licht der Sonne an diesem Tage gespenstisch fahl erschien.

Den Mördern selbst entsank angesichts der vollbrachten Tat der letzte Rest von Mut. Sie hatten beschlossen gehabt, die Leiche des Tyrannen in den Tiber zu werfen und das Volk zur Freiheit, zur Republik aufzurufen; wiewohl niemand ihnen wehrte, ließen sie ihr Opfer liegen und flohen nach einem schwächlichen Versuch, sich auf dem Forum Gehör zu verschaffen, auf das Kapitol, woselbst sie sich verbarrikadierten. Niemandem fiel es ein, sie anzugreifen; aber ganz Rom sagte sich von ihnen los, nur eines der verworfensten Mitglieder der cäsarianischen Partei, Dolabella, ging im ersten Schrecken zu ihnen über, ohne Nachahmer zu finden. Als der Abend graute, gaben die Mörder sich und ihre Sache verloren.

In der allgemeinen Panik war der einzige, der einigermaßen klaren Kopf behielt, oder doch der erste, der ihn wieder fand, M. Antonius. Die Mordtat hatte er vor der Kurie erfahren, als es für Rettung zu spät war; den Mut der Verschworenen wie ihre Macht überschätzend und aus naheliegenden Gründen überzeugt, das nächste Opfer zu sein, hatte er sich in sein Haus begeben und sich zur Verteidigung eingerichtet. Da kein Angriff erfolgte, begann er noch am Nachmittage zu handeln. Er knüpfte Verbindung mit Lepidus an, der, zum Statthalter von Spanien designiert, mit Truppen vor der Stadt stand, desgleichen mit den Veteranen Cäsars, die in bedeutender Anzahl sich in Rom eingefunden hatten, um ihrem alten Feldherrn beim Aufbruche zum Partherkriege das Ehrengeleite zu geben. Am Abend sandten die Verschworenen eine Gesandtschaft zu ihm, um zu unterhandeln; er verschob die Antwort auf den folgenden Tag.

Nach Einbruch der Nacht begab er sich in die Wohnung Cäsars, wohin drei Sklaven die Leiche gebracht hatten. Einen furchtbaren Racheschwur mag er dem großen Toten damals geleistet haben; er hat ihn gehalten, so treu und so stark, wie je ein Eid gehalten worden ist. — Auch die Waffen zur Rache holte er sich hier. Die Witwe Cäsars übergab ihm das ganze private Archiv des Imperators; desgleichen verschaffte er sich noch in derselben Nacht dessen Testament, das die Vestalinnen in Verwahrung gehabt hatten.

Am folgenden Morgen hatte Lepidus mit den Truppen das Forum besetzt. Antonius erschien öffentlich als Konsul, jedoch

in Waffen. Die Veteranen wurden konsigniert. Indes einige gemäßigte Cäsarianer, unter ihnen Hirtius, bestimmten den Konsul, vorläufig friedlich vorzugehen. Am 17. März berief er den Senat. Nach längerer Debatte ward einerseits beschlossen, Cäsars Verordnungen in jeder Hinsicht unangetastet zu lassen, andererseits aber den Mördern Amnestie zu gewähren. Antonius ließ diese von Cicero befürworteten Beschlüsse trotz ihres inneren Widerspruches zu; er hatte die Waffe in der Hand, die seine Gegner zerschmettern sollte.

In einer zwei Tage später abgehaltenen Senatssitzung setzte Antonius es durch, daß Cäsars Testament eröffnet und bekannt gemacht, sowie daß ihm ein feierliches Leichenbegängnis zuteil werde. Die noch am selben Tage in der Wohnung des Toten erfolgte Testamentseröffnung ergab ein alle Erwartungen übertreffendes Ergebnis. Cäsar hatte sein Vermögen von 100 Millionen Sesterzen zu drei Vierteln seinem Großneffen C. Octavius, der zugleich adoptiert wurde, zu einem Viertel zwei weiteren Neffen vermacht; dem Volke jedoch je 300 Sesterzen auf den Kopf, und seine prachtvollen Gartenanlagen vor der Stadt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem Testament, und hoch auf flammte die Begeisterung des Volkes für den Ermordeten. Alles, was in letzter Zeit gegen ihn geltend gemacht worden, war vergessen; schwere Verwünschungen gegen die Mörder wurden allenthalben laut. Die Stimmung für die Leichenfeier war gegeben.

Am 20. März drängten sich die Massen der Bürger und Veteranen vor dem Trauerhause. Auf elfenbeinernem Prunkbett, angetan mit allen Insignien seiner Würden, zu Häupten die blutbefleckte Toga, in der er ermordet worden: so wurde der tote Imperator auf das Forum getragen; hier sollte die Leichenrede gehalten, dann die Leiche auf das Marsfeld gebracht und dort verbrannt werden.

Zu Füßen der „Rostra", der altehrwürdigen Rednertribüne der Republik, wurde die Bahre niedergestellt, und neben ihr erschien der nunmehr erste Mann im Staate, der Konsul M. Antonius. Er hielt keine langatmige Rede; angesichts der von Dolchen zerfleischten Leiche verlas ein Herold die Eidesformel, mit der alle Senatoren sich verpflichtet hatten, für den unverletzlichen Imperator einzustehen mit dem eigenen Leben. Der Konsul selbst fügte nur einige Worte bei und trat zurück.

Der Ausbruch der Massen war furchtbar. Von einem Zuge auf das Marsfeld war keine Rede mehr. Die Menge demolierte, was in der Nähe an brennbaren Stoffen zu erreichen war; im Nu stand ein Scheiterhaufen mitten auf dem Forum, darauf die Bahre. Als die Flammen emporschlugen, prasselte auch die Orgie in wildestem Taumel auf. Die Bürger rissen sich die Kleider vom Leibe und schleuderten sie in die Flammen, die Veteranen ihre Waffen, die Damen ihren Schmuck, während die Tausende, die nicht imstande waren bis zum Scheiterhaufen zu gelangen, auf die Dächer der umstehenden Tempel, auf die Spitzen der Denkmäler kletterten, um von da in sinnloser Raserei in das furchtbare Fanal zu starren .... Mitten in diesem Trubel stand der Konsul, umgeben von einer kleinen Militärabteilung, und begnügte sich, durch gelegentliches Eingreifen die gefährdeten Monumentalbauten vor Schaden zu bewahren.

Noch war der Höhepunkt nicht erreicht. Ein neuer Gedanke durchfuhr das Hirn des entfesselten tausendköpfigen Ungeheuers. Man riß die Brände vom Scheiterhaufen und stürmte damit nach den Häusern der Mörder, um diese in Brand zu stecken. Die Bedrohten hatten, solches ahnend, sich verbarrikadiert oder in Sicherheit gebracht. Der Dichter Cinna, der der Verschwörung fernestand und nur den Namen eines der Verschworenen führte, ward von der rasenden Menge auf der Straße in Stücke gerissen. Indessen brannte die ungeheure Todesfackel auf dem Forum den Tag und die ganze folgende Nacht. Erst am Morgen wurden die Überreste der Leiche aus der Asche gesammelt und im uralten Familiengrabe der Julier beigesetzt. Indessen tobte das Werk der Rache längst durch die Straßen der Stadt; der Geist des toten Cäsar beherrschte die Massen wie nie im Leben ....

Und das ist die Signatur der ganzen Folgezeit. — Die Mörder hatten davon geträumt, nach Hinwegräumung des Monarchen die Republik wieder herstellen zu können; sie hatten nur eine gähnende Leere geschaffen, die sie selbst verschlang, und über das Chaos hin schwebte siegreich der Geist des Ermordeten. An die Republik dachten wenige mehr, und diese starrten machtlos und planlos in das Unheil; M. Antonius aber arbeitete machtvoll und planvoll an seinem Rachewerk. Die Verschworenen und ihre Anhänger hatten fast alle die Stadt verlassen, zum Teil, um sich auf die Posten zu begeben, die ihnen noch von Cäsar angewiesen

und kraft des Senatsbeschlusses vom 17. März geblieben waren: M. Brutus nach Mazedonien, D. Brutus nach Gallia cisalpina, Cassius nach Syrien. — Sein erstes Augenmerk richtete Antonius auf den Zusammenschluß der nach dem Mordtage gänzlich zersprengten cäsarianischen Partei. Bald waren alle Anhänger Cäsars wieder unter seiner Führung vereinigt. Nun ging er an den entscheidenden Schritt. Als Schüler Cäsars wußte er die Bedeutung Galliens, insbesondere des cisalpinen, für die Beherrschung Roms zu schätzen; dort aber stand nun, gemäß Cäsars eigener Verordnung, dessen Mörder D. Brutus. Diesem die Provinz zu entreißen und sie selbst in die Hand zu nehmen, war des Antonius nächstes Ziel; dazu sollten die 6 Legionen, die Cäsar für den Partherkrieg nach Mazedonien vorgeschoben hatte, zu seiner Verfügung zurückberufen werden. Alles schien nach Wunsch zu gehen. Da entstand ihm ein unerwarteter Gegner im eigenen Lager: Cäsars Großneffe und Erbe, C. Octavius.

Damit tritt dieser seltsame Mann in den Lauf der Geschichte, dessen welthistorische Bedeutung über jeden Zweifel erhaben ist, dessen persönliche Wertung jedoch eines der rätselhaftesten Probleme bietet. Von einem der größten Menschenkenner aller Zeiten zum Erben und Vollender einer gigantischen Schöpfung erkoren, hat er diese Aufgabe zum guten Teile wenigstens den Absichten des Erblassers entsprechend gelöst; andererseits aber erscheint sein Charakter gerade im Gegensatz zu dem klar-harmonischen Bilde seines Vorgängers aus unlösbaren Widersprüchen zusammengefügt, von kleinlichen, oft abstoßenden Zügen durchsetzt, ein fast dämonisches Kompromiß von Gut und Böse; und Kompromiß wie sein ganzes Wesen ist auch sein Werk. — In seiner ersten Zeit, die uns hier allein zu beschäftigen hat, hat sein hervorragendstes Können darin bestanden, über zahllose Unzulänglichkeiten seiner Begabung mit verblüffender Skrupellosigkeit und vor allem mit einem erschreckenden Mindestmaß von Treue hinwegzukommen, wie denn auch vom ersten Augenblick seiner Laufbahn an die Pietät gegen seinen Adoptivvater ihm nie mehr gewesen ist als ein Mittel zur Erreichung seiner Ziele. M. Antonius hat das Erbe Cäsars usurpiert, um den großen Freund zu rächen; C. Octavius hat die Rache für Cäsar auf seinen Schild geschrieben, um dessen Erbe zu gewinnen.

Als Cäsar ermordet ward, weilte der achtzehnjährige Octavius, mit Studien beschäftigt, in Apollonia, um daselbst die Ankunft

seines Großoheims zu erwarten. Die Nachricht von seiner Adoption erhielt er gleichzeitig mit der vom Tode des Adoptivvaters. Unverzüglich begab er sich nach Italien, um das Erbe anzutreten. Antonius kam der junge Prätendent ungelegen, doch nahm er ihn nicht sonderlich ernst; er behandelte ihn als unmündiges Kind und wies seine Ansprüche kurzweg ab. Nun aber begann der Zurückgewiesene mit dem allmächtigen Konsul in der Maske des Rächers zu rivalisieren. Die Idee der Rache für Cäsar und seine Vergötterung hatte damals eine fast abergläubische Volkstümlichkeit erlangt, die die seltsamsten Auswüchse zeitigte. Nun griff sie Octavius auf. Ein Komet, der sieben Nächte hindurch über Rom erstrahlte, ward für Cäsars Seele erklärt; im Tempel der julischen Stammutter Venus ward dem Verewigten eine Statue mit einem goldenen Kometen im Diadem errichtet und zu seinen Ehren Gottesdienst abgehalten. Von diesem Tage an datiert die Bezeichnung „Divus Iulius", die der offizielle Name des ersten Imperators während der ganzen späteren Kaiserzeit geblieben ist; ebenso blieb der Komet dauernd sein Symbol.

So begann ein verstecktes aber hartnäckiges Ringen zwischen den beiden Rächern; die noch nicht durchgeführten Verfügungen Cäsars sowie sein Testament bildeten die Basis, auf der der Wettlauf um die Gunst des Volkes sowie der Legionen ausgetragen wurde. Zunächst blieb der Konsul im Vorteil; schon hatte er im Senate die Änderung der Provinzialeinteilung durchgesetzt, die ihm an Stelle des D. Brutus das cisalpine Gallien übertrug; der nächste Schritt, den aufzuhalten niemand die Macht zu haben schien, mußte die Aufhebung der den Verschworenen gewährten Amnestie sein. Schon marschierten die von ihm herbeigerufenen mazedonischen Legionen durch Italien, und es war kein Geheimnis mehr, daß er, bevor er nach Gallien abging, mit dem lästigen Prätendenten endgültig abzurechnen entschlossen sei. Da raffte sich dieser zu einer Handlung auf, deren Cäsar wohl auch in den Tagen seiner gefahrvollsten Anfänge nicht fähig gewesen wäre: er verführte auf der einen Seite unter ungeheuerlichen Geldversprechungen und gleichzeitiger Beteuerung, den ermordeten Imperator wirksamer als Antonius rächen zu wollen, einen Teil des mazedonischen Heeres zum Abfall, und reichte im selben Atem der Senatspartei und damit den Mördern Cäsars die Hand zum Bunde. Antonius aber wandte sich mit den treugebliebenen

Truppen nach Gallien, um sich dort nach Vertreibung des D. Brutus gleich seinem großen Vorbilde eine Basis zur Wiedereroberung Roms zu schaffen.

Mit seinem Abzuge war in der Hauptstadt die nun mit Octavius verbündete Senatspartei wieder ans Ruder gelangt. Man überhäufte den jungen Renegaten mit Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen, duldete auch, um es mit den Legionen nicht zu verderben, den Cäsarkultus und stellte sich im allgemeinen auf die Basis der Beschlüsse von 17. März; man kämpfte nicht gegen das Andenken Cäsars, aber doch im Bunde mit dessen Mördern, und der Feind war Antonius. In dieser Wendung glaubte endlich auch Cicero nach langen verlorenen Jahren wieder die ersehnte Gelegenheit zu einer führenden Rolle gefunden zu haben. Nach Cäsars Tode hatte er nicht übel Lust gezeigt, seiner Freude über den Mord schrankenlos Luft zu machen; indes die rasch wachsende Macht des Antonius hatte seine Begeisterung bald abgekühlt und ihn veranlaßt, sich einer wohltätigen Zurückhaltung zu befleißigen. Jetzt, da der Schreckliche fort war, brach er los. In einem Schwall von Reden, den sogenannten „philippischen", gab er seinen ganzen seit Jahren mühsam zurückgehaltenen Haß gegen Cäsar und noch mehr gegen Antonius in einer Form von sich, die von Unflätigkeit stellenweise nicht mehr weit entfernt ist; und es ist bezeichnend, daß der Stil dieser Reden in einem unverkennbaren Verhältnisse steht zu den jeweiligen Entfernung des Antonius von der Hauptstadt. Der Erfolg blieb nicht aus; selbst gemäßigte Cäsarianer, wie die designierten Konsuln Hirtius und Pansa, schlossen sich an, und alle Provinzialstatthalter und Kommandanten, darunter die Cäsarianer Lepidus, Plancus, Asinius Pollio und andere, erklärten dem Senate ihren Gehorsam. Antonius schien plötzlich ganz allein zu stehen. Dennoch wollte man vermeiden, ihn zum Äußersten zu treiben. Den ganzen Winter über wurde verhandelt, wie denn auch Antonius gegen D. Brutus vorläufig nicht recht Ernst machte. Erst im Frühjahr begannen die Feindseligkeiten.

Antonius hatte den D. Brutus in Mutina (Modena) eingeschlossen; gegen ihn marschierten getrennt ein Heer unter dem mit proprätorischem Range bekleideten Octavius, sowie zwei konsularische Heere unter Hirtius und Pansa. Antonius benützte die Trennung, fiel mit einem Teile seiner Kraft plötzlich über Pansa her und schlug ihn bei Forum Gallorum vollständig; auf

dem Rückmarsche in seine Linien wurde er jedoch von Hirtius ebenso überraschend angegriffen und erlitt empfindliche Verluste. Nichtsdestoweniger vereinigte er die Truppen vor Mutina, und hier kam es am 21. April 43 zur Schlacht, in der es den vereinigten Heeren des Senats trotz ihrer Übermacht nicht gelang, Antonius aus seinen Linien zu werfen. Trotzdem marschierte er zur Überraschung des Gegners noch in der Nacht ab. Es war ein Rückzug, der den Schüler Cäsars erkennen läßt. Sein Ziel war das transalpine Gallien, wo Lepidus, vorläufig noch dem Senate gehorsam, mit starker Heeresmacht stand. Doch nicht über die damals schon recht bequemen Alpenpässe marschierte er, sondern über den unwirtlichsten Teil des ligurischen Apennins an die Küste, wo er sich mit einem Hilfskorps unter Ventidius vereinigte, und von da in die transalpine Provinz, während D. Brutus, der allein die Verfolgung aufgenommen hatte, nach einem mißglückten Versuch Ventidius abzufangen, langsam gegen den kleinen St. Bernhard zog, um sich im Tale der Isère mit dem dort stehenden Plancus zu vereinigen.

Das senatorische Heer stand, da Pansa bei Forum Gallorum tödlich verwundet worden und Hirtius vor Mutina gefallen war, nunmehr unter dem Kommando des neunzehnjährigen Octavius. Man erwartete in Rom, daß er sich an der Verfolgung des Antonius beteiligen werde; er blieb jedoch untätig bei Bononia (Bologna) stehen. Indessen standen sich die Heere des Antonius und Lepidus jenseits der Alpen an dem kleinen Flüßchen Argenteus (Argens) eine Zeitlang gegenüber, und das Ende, das schließlich vorauszusehen gewesen, war ihre Vereinigung.

In seinem Schrecken rief der Senat die Armeen, die unterdessen M. Brutus und Cassius im Orient gebildet, sowie die afrikanischen Legionen nach Italien, schloß mit Sextus Pompeius, der sich seit Munda als Piratenführer fortbrachte, ein Bündnis, und erteilte Octavius den kategorischen Befehl gegen Antonius vorzugehen. Sei es, daß dieser sich nicht zutraute, auf seine eigenen Fähigkeiten angewiesen, gegen Cäsars glänzendsten Schüler zu reussieren, sei es, daß der auch unter seinen Truppen überhandnehmende Cäsarkult es ihm nicht rätlich erscheinen ließ, gegen den ersten Legaten und die Veteranen des Vergötterten zu marschieren: kurz, er beantwortete den Befehl des Senats mit einer Reihe höchst ungelegener Forderungen, und als diese nicht erfüllt wurden, marschierte er auf Rom, zog die gegen ihn

aufgebotenen afrikanischen Legionen an sich, rückte in die Hauptstadt ein und erzwang nicht nur seine Wahl zum Konsul, sondern auch die Aufhebung der den Mördern Cäsars gewährten Amnestie und deren Ächtung. Dann brach er abermals nach Norden auf.

Hier hatte auf die Kunde von Octavius' neuerlichem Frontwechsel Plancus sich von D. Brutus getrennt und mit Antonius und Lepidus vereinigt; Brutus, nun von erdrückender Übermacht bedroht, suchte auf dem Landwege nach dem Orient zu gelangen, wurde jedoch auch von seinen Truppen verlassen, auf der Flucht von einem keltischen Häuptling gefangen und auf Antonius' Befehl hingerichtet. Da unterdessen auch Asinius Pollio wieder zu den Cäsarianern übergegangen war, so standen nunmehr die gesamten Truppen des Westens, 43 Legionen, im Zeichen Cäsars.

Weniger einig als die Truppen waren vorläufig noch die Führer; allein die Anforderungen der Lage wie die Stimmung der Legionen mußten mit zwingender Notwendigkeit auch hier zum Ausgleich führen. Auf einer kleinen Insel des Renus unweit Bononia (Bologna) kamen Antonius, Lepidus und Octavius zusammen. Das Ergebnis der mehrtägigen geheimen Verhandlungen war die Proklamation des „Triumvirates zur Herstellung der Republik", in Wahrheit zur Wiederherstellung der Monarchie Cäsars und zunächst zur Rache für seinen Tod. Die Tätigkeit der Machthaber begann mit einer grauenvollen Hekatombe, die dem Andenken Cäsars geradezu ins Gesicht schlug: der Ächtung von über 2000 angesehenen und reichen Männern, die nur zum geringen Teile persönliche Feinde Cäsars und der Triumvirn gewesen waren, zum größeren aber nur deshalb auf die Todesliste kamen, um den in schwerer Geldverlegenheit befindlichen Machthabern aus der Klemme zu helfen. Sofort nach dem Eintreffen der Triumvirn in Rom begann das Morden auf der ganzen Linie, und bald fiel auch auf offener Straße nächst Formiae M. Tullius Cicero unter den Streichen der Häscher. Umsonst hatte er sich nach Octavius' Frontwechsel, nachdem er noch kurz vorher den Senat zum Widerstande beglückwünscht, in beschämendster Weise vor dem Sieger gedemütigt; dem neuen Cäsar war die Milde des alten fremd, und daß der Verfasser der philippischen Reden von Antonius keine Gnade zu erwarten hatte, wird auch unsere humane Zeit verstehen. So platzte denn die Seifenblase seiner Größe in erbarmungswürdiger Kläglichkeit auseinander. Den Epilog

sprach Brutus, als er äußerte, er empfinde über Ciceros Ende mehr Scham als Mitleid ....

Jetzt trat das Werk der Rache in sein letztes und größtes Stadium. Wie zur Weihe wurde es mit der feierlichen Apotheose Cäsars eingeleitet. Seine längst im Heere wie im Volke bestehende göttliche Verehrung wurde zum Gesetz erhoben, der „Gott Julius" erhielt seinen Tempel auf dem Forum, sein Geburtstag wurde zum Festtag, sein Todestag zum Trauertag bestimmt, seine Verfügungen wurden für alle Ewigkeit als unantastbar erklärt. Dann brachen, während Lepidus mit drei Legionen in Italien zurückblieb, Antonius und Octavius nach dem Osten auf; letzterer führte nunmehr den Namen C. Julius Cäsar Octavianus.

Der Osten befand sich zurzeit ebenso vollständig in den Händen der Mörder Cäsars, wie der Westen in jenen seiner Rächer. Brutus und Cassius hatten eine Armee aufgebracht, die an Zahl jener der Triumvirn kaum nachstand; eine starke Stütze fanden sie an den Juden, die, seit Pharsalus begeisterte Cäsarianer und von Cäsar mit Wohltaten überhäuft, nach seiner Ermordung schleunigst ihr republikanisches Herz entdeckt hatten. In ihren Lagern befanden sich fast alle noch lebenden Teilnehmer der Verschwörung; sie hatten auch ein Bündnis mit Sextus Pompeius geschlossen, der sich in Sizilien festgesetzt hatte und von da aus die Zufuhr Roms unterband; vergebens hatte Octavianus versucht, ihn von dort zu vertreiben. Antonius bestand darauf, die Entscheidung mit allen Kräften auf dem Hauptkriegsschauplatze zu suchen, und so gingen beide von Italien über die Adria nach Mazedonien, während gleichzeitig die vereinten Armeen der Mörder von Asien über den Hellespont ebenda einrückten. Bei Philippi östlich Amphipolis standen sich die Heere, jedes fast 20 Legionen stark, lange Zeit gegenüber, beiderseits eine Truppenmacht, wie sie Cäsar niemals auf einem Schlachtfelde befehligt, wie denn die in diesem Kriege aufgebrachten Heeresmassen zu den stärksten zählen, die das Altertum je aufgestellt. Brutus und Cassius suchten die Schlacht zu vermeiden, doch Antonius gelang es, sie zu erzwingen. Octavianus unterlag auf seinem linken Flügel gegen Brutus; Antonius auf dem rechten jedoch schlug Cassius vollkommen und erstürmte dessen Lager, worauf dieser, angeblich, weil er auch Brutus für geschlagen hielt, sich töten ließ. So

hatte die Schlacht unentschieden geendet, und erst zwanzig Tage später gelang es den Triumvirn zum zweiten Male, die jetzt unter Brutus' Befehl vereinigte Armee zum Schlagen zu bringen. Wieder wurde der linke Flügel der Triumvirn zum Weichen gebracht, Antonius aber auf dem rechten schmetterte den Feind zusammen und entschied den Sieg auf der ganzen Linie. Brutus wich mit den Resten des Heeres in die Berge und tötete sich selbst; was noch Waffen trug, ergab sich den Siegern.

Cäsar war gerächt, und M. Antonius hatte das Werk vollbracht, während Octavianus im entscheidenden Augenblicke versagt hatte. Aber während dieser nun trotzdem daran ging, das Erbe Cäsars in Besitz zu nehmen, scheint die Spannkraft des Antonius mit der Vollendung des Rachewerkes ihren Höhepunkt überschritten zu haben. Es war, als hätte er nur dieser einen Idee gelebt, und als sei mit ihrer Erfüllung sein Leben inhaltslos geworden. Während Octavianus' ganzes Trachten nunmehr darauf gerichtet war, sich des in so vieler Hinsicht überlegenen Nebenbuhlers zu entledigen, lebte Antonius fortan vornehmlich dem Andenken seines großen Meisters, dessen Ideen er mit bestem Willen, aber immer schwächerem Können und wenig Glück in seinem Wirkungsbereiche durchzuführen bestrebt war. Der unverbesserliche Don Juan, den die blendendsten Frauen Roms nicht dauernd zu fesseln vermochten, bewahrte schließlich der alternden Geliebten Cäsars dieselbe rührende Treue, wie seinem vergötterten Feldherrn. Durch ihre Schuld im letzten Entscheidungskampfe überwunden, den Feind vor seiner Hauptstadt, hat er sich noch einmal aufgerafft in der Erinnerung an die Jahre, da er als junger Reitergeneral zum ersten Male in Cäsars Dienste getreten; an der Spitze seiner Kavallerie fegte er die feindliche Vorhut zusammen. Es war seine letzte Waffentat, und er wußte, daß sie das Ende des Krieges nicht mehr zu wenden vermochte. Von eigener Hand durchbohrt, ließ er sich sterbend zur Kammer der Geliebten emporwinden, um in den Armen zu verlöschen, in denen einst Cäsar in heißen Stunden geruht. So endete Cäsars treuester Paladin, wie er gelebt, — im Zeichen einer Treue, die an die Vorbilder germanischer Heldensagen gemahnt.

Bei Philippi, weniger als drei Jahre nach Cäsars Tod, hatten die letzten seiner Mörder geendet, und keiner war eines natür-

lichen Todes gestorben. Mit ihnen sank nicht die Republik, denn die war tot seit Thapsus, wohl aber das furchtbare Chaos ins Grab, das nach dem Tode des ersten Monarchen an Stelle seiner machtvollen Herrschaft über das unglückliche Rom hereingebrochen war. Aus den Trümmern erhob sich neuerdings sein Werk, nicht mehr im alten Glanze, aber doch annähernd in der alten Kraft. Wohl trug es manche Züge des berechnenden Opportunisten, der jetzt bestimmt war es aufzurichten; jene durchsichtige Klarheit der ursprünglichen Schöpfung Cäsars, der mit der Selbstverständlichkeit des Genies, unbeirrt durch unüberwindlich scheinende Hindernisse wie durch tief eingewurzeltes Vorurteil, in jedem Falle auf das Vollkommenste hingearbeitet und in der höchsten Vollendung des Einzelnen die höchste Vollendung des Ganzen gesucht hatte, wich einem System oft recht kleinlicher Kompromisse und Konzessionen, die dem Ganzen einen unklaren, unbestimmten, um nicht zu sagen zweideutigen Anstrich gaben. Immerhin aber hat es die Staatskunst des zweiten Cäsar verstanden, diesen Anstrich auf das Äußerliche zu beschränken, und darunter den Kern im großen Ganzen unbeschädigt zu erhalten. So ist es doch der Geist Cäsars gewesen, der jetzt, dem Phönix gleich, wenn auch mit versengtem Gefieder aus der Asche sich erhob, und unter allen historischen Gespenstergeschichten hat keine einen tieferen Sinn, als das berühmte Wiedersehen von Philippi. —

* * *

Abgeschlossen steht das Bild C. Julius Cäsars vor uns. Das Bild eines Mannes von höchstem Erkennen und stärkstem Wollen, von genialem Scharfblick und beispielloser Schöpferkraft; das Bild eines jener einsam ganz Großen, die nicht nur einen Staat, ein Volk, sondern eine Welt mit fester Hand in neue Bahnen zwingen; eines Menschen, der jedesmal das Höchste wollte und, was er wollte, auch vollbrachte; dem jederzeit das Beste gerade gut genug war und nichts ferner lag, als Halbheiten und Kompromisse. Und groß ist Cäsar nicht nur in seinem eigentlichen Lebenswerk, sondern überall, wo er seine Persönlichkeit einsetzt. Man mag die Geschichte der Staatsmänner und Feldherren, der Redner und Schriftsteller, der Gelehrten und Techniker schreiben, in jeder wird der Name Cäsar in die erste Linie zu stehen kommen.

Für seine staatsmännische Größe spricht sein Werk. Wir erkennen sie am klarsten, wenn wir bedenken, welche Beschneidungen sein Nachfolger daran vorgenommen, und wie Großes dabei noch übrig geblieben; es gleicht den fabelhaften sibyllinischen Büchern, deren Wert trotz Vernichtung eines und dann eines zweiten Drittels immer noch unverändert blieb. Wie dem Lebenswerk jedes Genies, so haftete auch ihm eine gewisse Grenzenlosigkeit an. Cäsar hätte hundert Jahre leben und wirken mögen, und seine Schöpfung hätte niemals als gänzlich vollendet und abgeschlossen gelten können; andererseits durfte ihn der Tod mitten in der Arbeit abberufen, ohne daß er einen Torso hinterließ. Das ist eben das große Geheimnis wahrhaft genialer Werke, daß sie den Keim der Vollendung in sich selbst tragen, und Cäsar war sich dessen wohl bewußt; Beweis ist der auf dem Höhepunkt seiner Schöpfertätigkeit getane Ausspruch, er habe genug gelebt. Die Macht aller großen Geister, über die Spanne ihres Lebens hinaus zu wirken, hat er ausgeübt wie keiner vor noch nach ihm; in den Bahnen, die er gewiesen, bewegte sich mit eiserner Folgerichtigkeit die geschichtliche Entwicklung der Zukunft. Wenn die Kaiser und Prinzen des julischen Hauses die Alpen- und Donauländer unterjochten, wenn Trajan Dacien eroberte und die Parther niederwarf, so ist es nicht anders, als ob Cäsars Legaten in seinem Auftrage dies ausgeführt hätten. Das Gleiche gilt von den militärischen und Verwaltungsreformen des Augustus, von der „Constitutio Antoniniana" Caracallas und selbst dem „Corpus juris" Justinians. Sie alle gehören zum Lebenswerke Cäsars. Vielleicht ist diese zwingende Nachwirkung, diese Suggestion einer Jahrhunderte umfassenden Zukunft noch wunderbarer als das Werk selbst.

Allerdings ist die Erwägung nicht von der Hand zu weisen, ob der Verlauf der Entwicklung genau derselbe gewesen wäre, wenn Cäsar selbst noch längere Zeit persönlich hätte Hand anlegen können. In jeder Hinsicht gewiß nicht; die Einverleibung des orientalischen Kulturkreises ist nie mehr in dem von ihm geplanten Sinne möglich geworden, und manche der von Augustus ängstlich zurückgestellten neuen Gedanken hätten unter seinem beherzten Zugreifen wohl zu bedeutend reicheren Ergebnissen geführt. Vor allem aber hätte die von Cäsar geplante und von seinem Nachfolger geopferte Legitimität die weitere Entwicklung unter einen ungleich wirksameren Schutz gestellt; vielleicht hätte

er es als der Einzige vermocht die bis heute offene Frage zu beantworten, wie die Forderung nach der Führung durch den berufensten Führer mit einer legitimen Staatsform zu vereinigen sei. Immerhin: in seinen wesentlichen Grundzügen hat sich Cäsars Werk trotz Augustus und zum Teil gegen dessen Absichten durchgesetzt und als stark genug erwiesen, um den Lauf der Welt- und Kulturgeschichte bis heute zu bestimmen.

Und noch eines muß betont werden: das ganze Werk hat Cäsar vollbracht, ohne je die Treue zu opfern. Sein Wirken ist der glänzendste Beweis dafür, daß höchste Staatskunst und aktivste Politik durchaus möglich sind ohne Untreue und Doppelzüngigkeit. Nie hat er eine Gesinnung geheuchelt, nie einen Freund verraten oder verleugnet, nie ihm bewiesene Treue vergessen. Die Skrupellosigkeit, die man ihm vielfach vorgeworfen hat, war in Wirklichkeit nur eine allerdings sehr radikale Vorurteilslosigkeit. Es dürfte wenige Monarchen gegeben haben, die mit solcher Verachtung, ja fast Feindseligkeit der Tradition, dieser Arterienverkalkung der Staaten, gegenüberstanden; den drastischen Ausspruch des großen Kunstreformators Gustav Mahler „Tradition ist Schlamperei" könnte man geradezu als Motto über Cäsars staatsmännisches Wirken schreiben. Nicht jeder Monarchismus wird in Cäsar sein Ideal finden können; allerdings hat sich auch noch niemand dazu verstiegen, Cäsars Monarchie reaktionär zu nennen. —

Auf dem Wege zum Ziele sah Cäsar sich genötigt, als vierzigjähriger Mann ohne wesentliche militärische Vorbildung zum Feldherrnstabe zu greifen. Nichts kennzeichnet sein *Feldherrntum* besser. Er ist der einzige unter den großen Heerführern, dem die kriegerische Laufbahn nicht von Anfang an vorgeschwebt; hätte ihn irgendeine andere Betätigung in gleicher Weise zum Ziele geführt, er hätte sie ebenso ergriffen und in ihr ebenso Vollendetes geleistet. Dieser Feldherr, der eben nur, weil er mußte, diesem Berufe sich zugewandt, hat sich trotzdem nicht nur in die erste Reihe, sondern geradezu an die erste Stelle unter seinesgleichen gesetzt. Der langjährige Demagog und Parlamentarier hat das glänzendste Beispiel gegeben, wie man ein unbesiegbares Heer sich schafft und erhält; er hat, wenn es darauf ankam, mit Schild und Schwert in der ersten Reihe mitgekämpft, und doch seinen Soldaten nie mehr imponiert, als wenn er, unsichtbar im Feldherrnzelt sitzend, seine unfehlbaren Dispositionen ausgab; hat von ihnen Leistungen verlangen dürfen wie keiner vor ihm und die gefährlichsten Meutereien mit wenigen Worten niedergeworfen. Er hat der Kriegskunst die selbständige Reserve geschenkt, nach der „schiefen Schlachtordnung" des Epaminondas das wichtigste ihrer Axiome, und in unübertroffener Künstlerschaft jenes Ineinandergreifen von Offensive und Defensive gehandhabt, welches ihre höchste Vollendung in sich schließt. Der Höhepunkt seines Feldherrntums aber liegt in dem rein Persönlichen, Unnachahmbaren: in der vollkommenen Schablonenfreiheit seiner Kriegführung, dem eisernen Festhalten der Initiative, in der rasenden Schnellkraft seiner Bewegungen und der divinatorischen Gabe des blitzschnellen Entschlusses; in der Kunst, den Gegner jederzeit zu durchschauen und sich selbst niemals durchschauen zu lassen, immer das Einfachste und Zweckmäßigste zu tun und gerade damit den Feind immer und immer wieder zu überraschen; in seiner Art, mit jedem Siege die feindliche Armee zu vernichten, und selber im Falle eines Mißerfolges sofort wieder schlagfertig dazustehen. Es ist grundfalsch, in Cäsar nichts weiter als den großen Feldherrn zu erblicken; aber es ist begreiflich, um nicht zu sagen verzeihlich, wenn die Nachwelt sich an diese einseitige Auffassung gewöhnt hat.

Wie sein Feldherrntum, so hat Cäsar auch seine *Rednergabe* im Dienste seiner Staatskunst entwickelt und verwendet, und auch hier wird er von den Zeitgenossen unter den ersten genannt. Leider fehlt uns hier das unmittelbare Urteil, denn die zum Teil recht langen Reden, die uns bei verschiedenen Schriftstellern überliefert werden, sind bestenfalls dem Sinne, sicher aber nicht dem Wortlaute nach authentisch. — Besser, als über den Redner, sind wir über den *Schriftsteller* und *Gelehrten* Cäsar unterrichtet, allerdings hauptsächlich über den Historiker; bei seiner Vielseitigkeit hat sich Cäsar aber auch auf den verschiedensten Gebieten schriftstellerisch betätigt, und es ist durchaus nicht ausgemacht, daß die uns allein überkommenen „*Kommentare*" über den gallischen und den Bürgerkrieg sein eigentliches Hauptwerk sind. Was uns dort vorliegt, ist nur zum Teil wirklich vollendet, ein großer Teil umfaßt nur ein inhaltlich wie stilistisch unfertiges Konzept, und das Werk ist überhaupt gar nicht für die Nachwelt geschrieben, sondern für den

Augenblick und mit allen jenen Hemmungen und Einschränkungen, welche die persönlichen und politischen Verhältnisse des Tages notwendig machten[1]). Und dennoch zählen diese Kommentare zu den Meisterwerken der Kriegsliteratur, ihre Einwirkung auf die Nachwelt war zu allen Zeiten eine enorme, nicht nur in militärischer, sondern auch in literarischer Hinsicht. Um so mehr müssen wir es bedauern, daß uns nebst den Reden und Briefen (bis auf wenige Ausnahmen) auch die übrigen Schriften Cäsars verloren gegangen sind. Sie gehörten den verschiedensten Gebieten an. Neben politischen Flugschriften („Anticato") finden sich Arbeiten sprachwissenschaftlichen Inhaltes, wie denn die wissenschaftliche Philologie neben M. Terentius Varro auch ihn zu ihren Begründern zählt. Sein wissenschaftliches Hauptwerk jedoch dürfte die Schrift „De astris" („von den Gestirnen") gewesen sein, die er anläßlich der Kalenderreform veröffentlichte; nach den zahlreichen Berufungen späterer Schriftsteller zu schließen, ist sie Jahrhunderte hindurch das grundlegende astronomische Werk geblieben.

Seine Vorliebe für die exakte Wissenschaft hat der große Praktiker auch im größten Stile in die Tat umzusetzen gewußt. Im Kriege war er sein eigener Geniechef; er bestimmte Trassen und Profile seiner Werke, die mehr als einmal noch nicht dagewesene Dimensionen erreichten; den Gegner durch die überlegene Technik und Arbeitskraft seiner Pioniere lahmzulegen war eine der stärksten Seiten seines Feldherrntums. Er wußte Flüsse in seine Gräben zu leiten und künstliche Furten herzustellen; er entwarf neue Typen von Schiffen für den offenen Ozean wie für den Landtransport; die Krone seiner technischen Wunder aber war die berühmte Rheinbrücke. Nach all dem erscheint es nur selbstverständlich, daß Cäsar auch auf dem Gebiete friedlicher Zivilisation Riesenwerke der Technik im Geiste entwarf, an die sich heranzuwagen man bis in die letzte Zeit gezögert hat, und ebenso sicher kann man annehmen, daß er, freilich eben nur er, sie auch würde vollendet haben, falls ihm die Zeit dazu geblieben wäre.

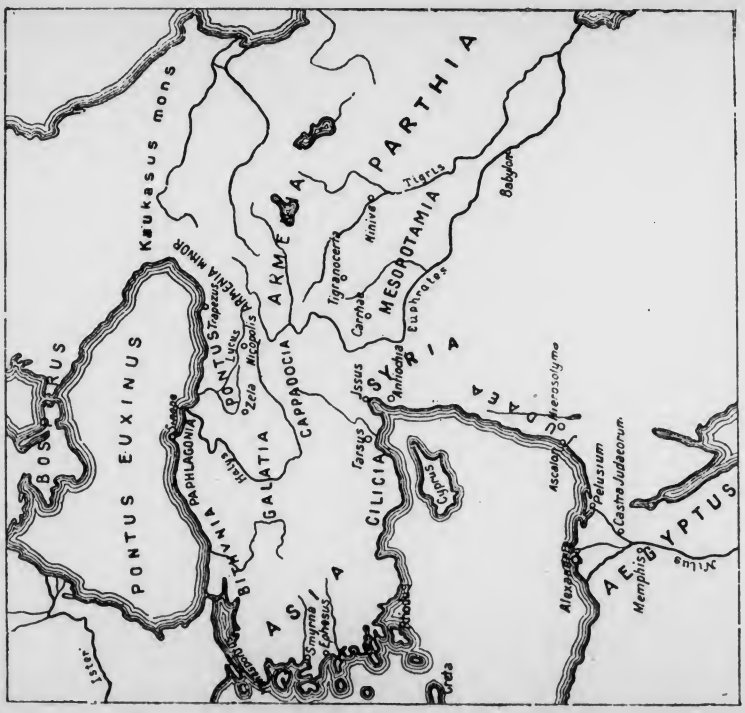
[1]) Vgl. darüber die meisterhaften und überaus lesenswerten Ausführungen bei Meß S. 93 ff.

Das sind, soweit sie sich mit wenigen Worten andeuten lassen, eben nur die der Geschichte angehörenden Züge des großen Mannes. Über den Zauber seiner Persönlichkeit selbst, der nicht geringer gewesen sein kann als der Zauber seiner Taten, geben uns die Quellen nur spärliche Nachricht. Der große hagere Mann mit der freien Stirne, den dunkeln Augen und der sonoren Stimme, der in allen Lagen gleich sicher und taktvoll aufzutreten, gleich angenehm zu plaudern wie klar und bestimmt zu befehlen verstand; der, im Salon und auf der Straße stets mit ausgesuchter Eleganz gekleidet, andererseits für den kühnsten Fechter, Reiter und Schwimmer gelten durfte; der eine Welt mit dem Schwerte niederwarf, um sie mit eigner Hand von Grund aus aufzubauen, und dabei Zeit fand, grammatikalische und astronomische Studien zu treiben, der Erfinder des Briefpapieres und Begründer der ersten Zeitung zu werden; der sich trotz der jahrzehntelangen, seine Spannkraft aufs äußerste beanspruchenden Tätigkeit die ehrliche, heitere Lebensfreude zu bewahren gewußt, der auch als Monarch und als Gott seinen Freunden nie etwas anderes war als der Freund und seine Feinde bat, es auch ihnen sein zu dürfen: dieser Mann mußte eine suggestive Kraft ausstrahlen, einen Zauber der Persönlichkeit, von dessen Gewalt wir uns nur ahnend eine Vorstellung machen können. Da er unter Menschen wandelte, hat er alle im Banne gehalten, die ihm nahten. Und als die Auflehnung des Kleinen gegen das Große den Dolch gegen seine Brust zückte, da vermochte sie wohl seinen Leib zu zerstören, sein Geist aber lebte fort und vernichtete die Vernichter und bannte weiter die Welt und führte sie unbeirrt zum Ziele. Heute allerdings stürmt ein wahres Weltenchaos destruktiver Mächte gegen das Eine und Höchste an, was uns in Cäsar und seinem Werk verkörpert erscheint: den Wert der überragenden Persönlichkeit. Es gehört kein übertriebener Optimismus dazu, vorherzusagen, daß der Ausgang abermals derselbe sein werde, daß ein neues Philippi die Waffe zurückschleudern werde gegen die Brust der Angreifer, die das Urteil späterer Jahrhunderte ebendahin verbannen wird, wohin der größte Dichter romanischer Zunge die Mörder Cäsars gebannt hat. Dann wohl denjenigen, die ausgeharrt im Glauben an die Idee des ersten Kaisers, im Vertrauen auf die ewige Sieghaftigkeit seines Gedankens. Denn die Persönlichkeit, das „höchste Glück der Erdenkinder", war es, durch die der große

Überwinder befähigt ward zu vollbringen, was er geschaffen, und der Glaube an ihr Recht und ihre Macht ist untrennbar verknüpft mit dem wahren Verständnis seiner Schöpfung. Solange die Welt steht, wird sie immer wieder großer Männer bedürfen, deren Persönlichkeit stärker ist als alles Herkommen, die die Menschheit aufrütteln wie aus dem trägen Schlummer unfruchtbarer Traditionen, so aus dem wüsten Rausche leerer Phrasen, und sie zum Heile führen, sei es auch mit Gewalt und gegen alles Recht und Gesetz: Siegfried, dessen siegendes Schwert den Speer der Verträge zertrümmert. Das hat Cäsar getan, und damit der Welt für Jahrtausende hinaus die Kultur gerettet; danken wir ihm, indem wir an ihn glauben und — hoffen.

BRITANNIA
St Albans
Tamesis
Br Stour Kl.
Portus Itius
MORINI
MENAPII
GERMANIA
Scaldis
EBURONES
Aduatuca?
ATREBATES
NERVII
Sabis
SUESSIONES
Mosa
TREVERI
Samarobriva
BELLOVACI
Isara
Bibrax
Axona
REMI
Mosella
UNELLI
Rhenus
Matrona
Lutetia
Sequana
VENETI
AULERCI
SENONES
Agedincum
Quiberon
CARNUTES
Genabum
LINGONES
Alesia
Liger
BITURIGES
Bibracte
Dubis
Vesontio
Avaricum
Gorgobina
HAEDUI
Arar
SEQUANI
HELVETII
PICTONES
Decetia
Genava
Elaver
Liger
ARVERNI
ALLOBROGES
SANTONES
Gergovia
Vienna
GALLIA
Uxellodunum
CISALPINA
Garumna
Mons Cevenna
Rhodanus
AQUITANIA
PROVINCIA
Narbo
Massilia
HISPANIA

Gallien.

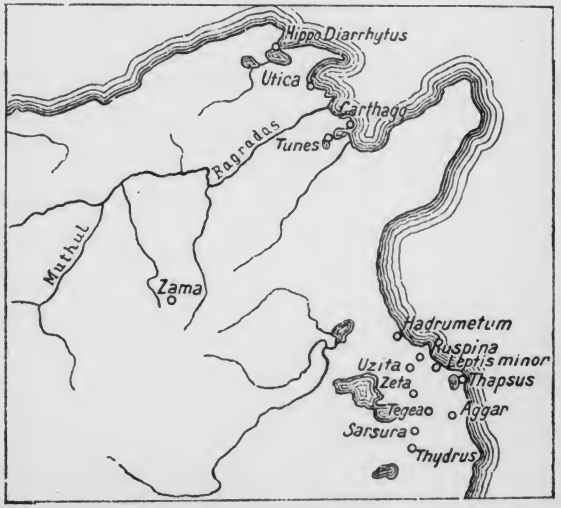


Vorderasien.

Italien.

Mazedonien und Griechenland.

Spanien.



Kriegsschauplatz in Afrika.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Professor Dr. Th. Birt

Aus dem Leben der Antike

2. Auflage. 283 Seiten mit 11 Tafeln

„Sehr fein beginnt die Schilderung bei der Frau. Denn, sagt Birt mit tiefem Sinn, was wäre heute und seit Ewigkeit alle Tatkraft des Mannes ohne sie, was ist unsere heutige Kultur ohne die Frauen und was war ohne sie Rom? ... In anmutigen Bildern rollt sich römisches und griechisches Leben ab, wir verkehren zwanglos und ganz intim eine Weile mit den Alten; wir können, das ist der Hauptreiz und einer der Zwecke des geist- und temperamentvollen Buches, stets fesselnde Vergleiche mit unserer Zeit anstellen und sehen in oft ganz neuen Ausblicken, wie viel das klassische Altertum uns gegeben hat."

München-Augsburger Abendzeitung.

Geheimrat Prof. Dr. A. v. Domaszewski

Geschichte der römischen Kaiser

3. Auflage. 2 Bände zu je 336 Seiten
mit 12 Bildnissen auf Tafeln und Karten

„Denn in der Tat, zu den besten Büchern der schönen und wissenschaftlichen Literatur pflegen solche zu gehören, die geschrieben sind, um den Autor zu befreien. Wärme der Empfindung jedenfalls erwarten wir in solchem Buch zu finden, und sie zeigt sich fast auf jeder Seite dieser Kaisergeschichte. Bewunderung und Verurteilung tragen hier den Charakter einer gegenüber Mitlebenden geübten Kritik. Was aber zu dieser Wärme hinzukommt, gibt dem Werk einen Wert, der weit hinausragt über das, was man von einem Buch erwartet, welches durch die Widmung die polarisierende Tendenz kundgibt."

Das humanistische Gymnasium.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Professor Dr. Th. Birt

Römische Charakterköpfe

Ein Weltbild in Biographien

4. Auflage. 356 Seiten mit 7 Tafeln

„Das ist ein geradezu wundervolles Buch! Ohne eigentlich die Absicht zu haben, mich gleich eingehend mit ihm zu beschäftigen, fing ich an zu lesen und ward so gefesselt, daß ich jede freie Minute zum Weiterlesen benutzte. Nie vordem sind mir die Träger der römischen Geschichte von Scipionen und Gracchen an bis hin zu Hadrian und Marc Aurel so lebendig entgegengetreten. Was diese Lebensbilder so überaus reizvoll macht, ist die psychologische Kunst, mit der der Verfasser es versteht, die Gestalten zu beseelen; was er bietet, ist nicht trockene Geschichtschreibung, sondern künstlerische Formgebung." Die Deutsche Schule.

Professor Dr. Th. Birt

Spätrömische Charakterbilder

und die Entstehung des modernen Europa

2. verb. Auflage. 502 Seiten mit 6 Tafeln

„Die Fortsetzung bilden die »Charakterbilder Spätroms« von Septimius Severus bis zum Untergang Roms. Wir sehen das moderne Europa sich aus der Wiege des Römerreichs entwickeln. Die Germanenvölker dringen vor, die christliche Kirche beginnt sich kräftig zu regen. Die Führer beider Bewegungen weiß Verfasser wieder als Menschen von Fleisch und Blut mit dichterischer Lebendigkeit zu gestalten. Er ist ein feiner Seelenkenner, der sich voll Liebe der Darstellung jeder Persönlichkeit widmet und immer wieder eine Verknüpfung mit der Gegenwart findet.

Neuphilologische Blätter.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Herausgegeben von **Konrad Höller** und **Georg Ulmer**

Jeder Band von 140-200 Seiten mit zahlreichen Abbild. Geb. M. 6.—

An die Jugend wenden sie sich und an den Mann aus dem Volke, um mit ihrer streng allgemeinverständlichen und also im besten Sinne populären Darstellung Kenntnis der Natur und Anregung zu eingehender Beschäftigung mit ihren Erscheinungen in die weitesten Kreise zu tragen. Schule und Haus haben in gleicher Weise alle Ursache, dieser neuen Naturwissenschaftlichen Bibliothek die ernsteste Beachtung zu schenken. Jedes dieser Bändchen ist ein Muster einer vornehmen und allen Ansprüchen genügenden Ausstattung.

Aus der Natur.

Aus Deutschlands Urgeschichte Von G. Schwantes 2. Aufl.

Der deutsche Wald Von Professor Dr. M. Buesgen 2. Aufl.

Die Heide Von W. Wagner

Im Hochgebirge Von Prof. E. Keller

Tiere d. Vorzeit Rektor E. Haase

Kultur und Tierwelt Von Professor Dr. K. Guenther

Die Tiere des Waldes Von Forstmeister K. Sellheim

Unsere Singvögel Von Professor Dr. A. Voigt

Das Süßwasseraquarium Von E. Heller

Reptilien- und Amphibienpflege Von Dr. P. Krefft

Bienen u. Wespen Von Ed. Scholz

Bilder aus dem Ameisenleben Von H. Viehmeyer

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere Von Dr. v. Linstow

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer Von E. Reukauf

Unsere Wasserinsekten Von Dr. Ulmer

Aus Seen und Bächen Von Dr. G. Ulmer

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt Von Dr. W. Gothan

Wie ernährt sich die Pflanze? Von O. Krieger

Niedere Pflanzen Von Professor Dr. R. Timm

Die Pflanze im Landschaftsbilde Von Gartenarchitekt H. Maasz

Häusliche Blumenpflege Von P. F. F. Schulz

Gartenlust und -leben Von Gartendirektor F. Zahn

Der deutsche Obstbau Von F. Meyer

Vulkane und Erdbeben Von Professor Dr. Brauns

Chemisches Experimentierbuch Von O. Hahn

Die Photographie Von W. Zimmermann

Beleuchtung und Heizung Von J. F. Herding

Die gesunde Wohnung u. ihre sachgemäße Benutzung Von Dr. M. Fürst

Kraftmaschinen Von Ingenieur Ch. Schütze

Signale in Krieg und Frieden Von Dr. Fr. Ulmer

Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen Von Dr. F. Dannmeyer

FEB 24 1975
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
1010689613

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Karl Gjellerup

Der goldene Zweig Roman. 339 Seiten. 9. bis 13. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : :

Die Gottesfreundin Roman. 397 Seiten. 6. bis 9. Tausend. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : : : :

Seit ich zuerst sie sah Roman. 430 Seiten. 9. bis 12. Tausend. Geheftet M. 12.—. Gebunden M. 20.— : :

Das heiligste Tier Ein elysisches Fabelbuch. 384 S. mit Buchschmuck. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.—

Die Hügelmühle Roman. 3. Auflage. 453 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 16.— : : : : : : : : : :

Die Weltwanderer Romandichtung. 9.—13. T.. 597 Seiten. Geheftet M. 18.— Gebunden M. 28.— : :

Reif für das Leben Roman in 5 Büchern. 2. Auflage. 447 Seiten. Geheftet M. 12.— Gebunden M. 20.—

An der Grenze Roman. 280 Seit. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 12.— : : : : : : : : : : : : : : : :

Die Hirtin und der Hinkende Ein arkadisches Idyll. 2. Auflage. 139 S. Geh. M. 4.—. Geb. M. 8.—

Madonna della laguna Eine venetianische Künstlergeschichte. Geheftet M. 8.—. Geb. M. 14.— : : : :

„Gjellerup ist nicht einer der üblichen Unterhaltungsschriftsteller, die durch Glätte und berechneten Effekt sich schnell den Beifall der Menge gewinnen. Er meidet die billigen Pfade einer Kunst, die nur den Wünschen nach Sinnesreiz oder hohlen Allgemeinplätzen dient. Seine Werke stellen Anforderungen auch an den Leser. Gjellerup stellt die großen Menschheitsprobleme zur Erörterung. Er will, daß sein Leser sich auch innere Werte gewinnt. Seine Bücher überdauern die Mode und werden ihren Wert über den Tageserfolg weit hinaus behalten. Man nimmt sie immer wieder gern zur Hand, um aus einzelnen Partien Anregung und Versöhnung mit dem Dasein zu schöpfen. Sie können uns Lebensbegleiter werden."

Die Post.

Verlag von Quelle & Me

Wilhelm Scharrelmann

Jesus der Jüngling Roman. 281 Seiten. Geheftet M. 11.—. Gebunden M. 18.— : : : : : : : : : :

Täler der Jugend Roman. 213 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.— : : : : : : : : : : : : : :

Selige Armut Roman. 253 Seiten. Geheftet M. 6.—. Gebunden M. 10.— : : : : : : : : : : : : : : : :

Piddl Hundertmark Geschichte einer Kindheit. 4. Auflage. 188 Seiten. Geheftet M. 8.—. Gebunden M. 14.— : :

Schweigende Liebe Ein Liebesalmanach mit 12 farb. Monatsbildern. 210 S. Geheftet M. 11.—. Geb. M. 18.— : :

Die Fahrt ins Leben Bilder und Geschichten. 2. Aufl. 264 Seiten. Geheftet M. 9.—. Gebunden M. 15.— : : : :

Geschichten aus der Pickbalge Erste Folge. 8. Auflage. 192 Seiten. Gebunden M. 3.— : : : : : : : :

Rund um Sankt Annen Neue Pickbalge-Geschichten. 269 Seiten. Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 10.—

Die Hochzeit in der Pickbalge 144 Seiten. Geheftet M. 5.— : : : : : : : : : : : : : : : :

„Bei Scharrelmanns Werken hat man den Eindruck eines Baumes, der sich ruhig wachsend immerreicher entfaltet, vielgestaltet, und doch von einer inneren Naturmacht einheitlich zusammengehalten. Im Schatten dieses Baumes, dessen Zweige in den Himmel verlangen, ist gut weilen für alle, die auf der Wallfahrt sind, sich selber zu finden."

Weser-Zeitung.